

Narodna in univerzitetna knjižnica
v Ljubljani

112135

Edeltraut.



Edeltraut.

Ein pädagogisches Vermächtnis

von

Friederike Hallada.



Cilli.

Im Selbstverlage.

1912.

112135



Fil 6313/1952

Vorwort.

Wer im späteren Alter auf die Jahre seiner ersten Wirksamkeit zurückblickt, sieht gewöhnlich mit Bedauern, wie viel vergebliche Mühe er sich und andern aus Mangel an Erfahrung gemacht hat und er wünscht, sein Leben wieder beginnen zu können, um im schnelleren Schritte, auf früheren, besseren Wegen ein höheres Ziel zu erreichen.

In meinem Buche „Edeltraut“ habe ich den Versuch gemacht, durch die Früchte meiner Erfahrung jüngere Lehrerinnen auf dankbare, sanft ansteigende Wege zu freundlichen Zielen mit schönen Fernsichten zu locken. Sie dürfen getrost der Lockung folgen, denn ein wahrhafter, gottfroher, pflichttreuer Geist ist ein guter Wegweiser.

Wer ein Werk mit Gottes Hilfe ersinnet, wandelt jedoch nie ganz die Wege der Erde. Ihn hebt der Himmelsfunke Ideal auf lichtere Höhen. Und so ist „Edeltraut“ mehr, als die Verfasserin je hat sein können.

Was ich nur spät errungen, Edeltraut wird es schon im Elternhause zuteil.

Was ich nie besaß, Edeltraut fiel es in den Schoß, wie eine Goldfrucht aus der Götter Hand.

Was ich gelitten, ist Edeltraut erspart geblieben, und was ich unter Cypressen betten mußte, blieb ihr unverloren.

Ernst und dürtig, Freunde, ist ja immer das Leben, so webe ihr schimmerndes Gewand darum die Himmelstochter Poesie.

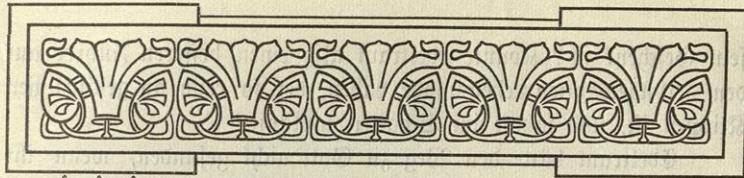
Die Verfasserin.

Tilli, im Jänner 1912.

Inhalts-Verzeichniß.

	Seite
I. Edeltraut	1
II. Edeltrauts Schulzimmer	3
III. Edeltrauts pädagogische Prinzipien	5
IV. Edeltrauts Rechenunterricht	6
V. Edeltrauts Wohnort	17
VI. Edeltrauts Lesemethode	20
VII. Edeltrauts Heim	34
VIII. Edeltrauts Sprachunterricht	52
IX. Edeltrauts Anschauungsunterricht	76
1. 2. 3. Bau des Schwanenhofes	76
4. Speisezimmer — (die Familie)	89
5. Das Schlafzimmer der Eltern (Lebensweise im Schwanenhof)	93
6. Die Kinderstube (Kleinkinderpflege im Schwanenhof)	97
7. Das Kinderschlafzimmer (die Schwanenhofkinder als Schüler)	101
8. Mutter Mariemartens Reich	115
9. Die Kinder des Schwanenhofes	128
10. Das Bilderbuch der Schule	131
Die Ziege	131
11. Das Reh	138
12. Die Erschaffung des Distelfinkes	143
Der Hahn	144
13. Die Libelle	152
14. Der Mensch	155
X. Edeltrauts Ferien	161
XI. Edeltrauts Zeichenunterricht	187
XII. Die Schillerfeier (Deklamationsunterricht)	189
XIII. Edeltrauts Rechtschreib- und Gesangunterricht	200
XIV. Edeltrauts Turnunterricht	213
XV. Dreißig Jahre Lehrerin	215





Edeltraut als Lehrerin.

I.

Edeltraut.

In einer Stadtschule war eine junge Lehrerin angestellt worden. Vater und Mutter, Brüder und Schwestern hatten sie mit dem holden Namen Edeltraut gerufen und Edeltraut nannte sie auch noch das Großmütterchen, das mit ihr in die Fremde gezogen war.

Die junge Lehrerin hatte ihr Amt mit ehrlicher Begeisterung angetreten und Natur wie Erziehung schienen sie für den Lehrstand gebildet zu haben, den sie als eine Art Priestertum auffaßte.

Edeltraut hatte Religion nicht erlernt, sie hatte sie erlebt. Sie glaubte nicht bloß, sie wußte, daß ein Gott ist. Er hatte ihre kindlichen Bitten so oft, und oft in so wunderbarer Weise erfüllt, daß ihr Herz in vertrauernder, dankbarer Liebe für ihn erglüht war. Dank ihres wunderbaren Bildungsganges — sie war durch Mitleid wissend geworden — verstand sie Gottes Wege, wie Menschen sie verstehen können, so daß kein Zweifel an ihm je mehr in ihrer Seele erwachte. Sie hatte erkannt, daß jene unbegreiflichen blitzartigen Erscheinungen, von denen alle großen Männer zu erzählen wissen, von Gott kommen, daß es ohne seine Hilfe keine wahre Geistesgröze gebe und daß auch alle echte Menschengröße

sein Geschenk ist? Könnte Edeltraut also einen besseren Führer auf dem selbstgewählten Lebenspfade haben, der so reich an gefährlichen Klippen ist, und so oft im Schatten hinläuft?

Edeltraut hätte den Weg zu Gott nicht gefunden, wenn ihr Volk ihr nicht den wundertägigen Wanderstab einer unbeirrbaren Wahrheitsliebe vererbt hätte. Weder Rücksichten eines augenblicklichen Nutzens, noch solche der Höflichkeit, weder Rücksichten der Autorität, noch der Brüderie vermochten ihr jemals eine Lüge zu entlocken. Untrüglich war daher auch ihr Wahrheitsgefühl, das sie überall in Menschenseelen und in ihren Werken das Echte vom Falschen unterscheiden lehrte. Aber ihre Wahrheitsliebe war mit Weisheit gepaart. Edeltraut konnte schweigen, wo die Wahrheit zu sagen Torheit oder Grausamkeit gewesen wäre.

Aus dieser Wahrheitsliebe war Edeltrauts unbestechliches Gerechtigkeitsgefühl geboren, eine Liebe, der die Achtung aller Redlichen gewiß ist, aber sicher auch der Haß aller Uebrigen.

Außer einer Frömmigkeit, die sie keinen Schritt ohne Gott gehen ließ, einer Wahrheitsliebe, die sie unabhängig machte vom Urteil aller Bösen und Toren, einer Gerechtigkeitsliebe, die ihr die Neigung der Besseren gewann, brachte sie für ihren Beruf noch viel ehrlichen Fleiß und einen großen sittlichen Ernst mit.

Edeltraut liebte die Menschen und suchte in jedem, ob er hoch oder niedrig gestellt war, vor allem den Menschen. Darum konnte sich niemand rühmen, um äußerer Vorteile wegen von ihr umschmeichelt worden zu sein und niemals hatte sie nur ein Glied gerührt, um irdische Güter zu erraffen. Deshalb bewegte sie sich so stolz und frei unter Vornehmen wie unter Geringen.

Könnte jemands Charakter sich besser für den Lehrberuf eignen als der Charakter Edeltrauts?

Und wie Edeltrauts Gesinnung, so war die Art ihrer Geistesbildung, die denkbar geeignete für die Wirksamkeit einer Lehrerin.

Was Edeltraut wußte, war selbstgeschaut und selbsterfahren. Ihre Erlebnisse illustrierten ihr das Gelernte oder regten sie zum Nachlesen an. Und diese Erlebnisse waren dank der idealen Verhältnisse ihres Vaterhauses keine alltäglichen, so daß Edeltraut weder abstrakt dachte, noch flach war. Wenn sie sprach, sprach sie

nicht wie ein Buch, sondern wie das Leben. Alles, was sie sprach, war selbst gedacht, nicht bloß nachgesagt und daher mit der Klarheit und dem Nachdruck der Ueberzeugung vorgebracht. Wenn sie unterrichtete, schien sie zu plaudern, zu spielen und es war im Gegenteil völlige Beherrschung des Stoffes durch die Form, war Kunst.

Edeltraut hatte keinen Lieblingsgegenstand. Sie war jedem getreu und deshalb und wegen ihres vielseitigen Interesses und ihrer mannigfachen Ausbildung, war es ihr möglich, in jedem Fache Gutes zu leisten.

Außer der rechten Gesinnung und der geeigneten Geistesverfassung hatte nun überdies Mutter Natur ihr auch die rechte Gestalt gegeben. Das ideale Kindergemüt verlangt Schönheit und Edeltraut war schön.

Mit ihrem klassischen Chameenköpfchen glich sie einer Psyche. Ihre Haut war alabasterweiß, aber ihre Wangen erinnerten an sonnengekühlte Pfirsichwangen. Ihr Mund war purpurn, ihr Haar glänzend schwarz und leicht gelockt, ihre nachtschwarzen Augen hatten die Weiche des Sammtes. Und dieses reizende Köpfchen saß auf einer schlanken, ebenmäßigen, überaus graziösen Gestalt.

Eine gütige Fee hatte Edeltraut als Patengeschenk überdies die seltene Gabe einer herrlichen Stimme verliehen. Da sie ein ebenso feinsinniges Verständnis für die Dichtung wie für die Musik hatte, so erregten ihre Liedervorträge das Entzücken aller Hörer.

Edeltraut, die in ihrem Elternhause mit Malern, Poeten und Lyrikern verkehrte, hatte manch sehnüchterner Wunsch erregt. Ihre himmlische Selbstgenügsamkeit aber hatte sie unnahbar gemacht. So war sie Lehrerin geworden und das Schicksal hatte sie in einer kleinen Stadt wohnen und wirken lassen.

II.

Edeltrauts Schulzimmer.

Die Schule, an welche Edeltraut berufen worden war, hatte erst kurz vorher ein neues Haus bezogen, das eine sehr schöne Lage hatte. Es berührte Edeltraut heimatisch, daß Berg und Fluß,

Wald und Wiese zu seinen Fenstern hereingrüßten. Es war ihr lieb, daß die rosenfarbige Poesie blühender Obstbäume in die graue Prosa des Lernzwanges hereinlächelte, lieb, wenn eine durchs Schulzimmer irrende Schwalbe, eine summende Biene, ein hunter, gaukelnder Falter das gebundene Lachen der Kinder entfesselte, lieb, wenn das Jubilieren eines Finken, der Ruf des Kuckucks oder das süße Lied der kleinen Grasmücke Wohllaut in den eintönigen Redefall des Lehrgespräches brachte.

Wenn sie des Morgens durch die schattenseitigen Gänge des Schulhauses ihrem Lehrzimmer zuschritt und seine Türe öffnete, so strömte ihr eine goldene Helle entgegen, die durch vier hohe morgenseitige Fenster in das große, lange aber nicht tiefe Zimmer hereinquoll und allerliebste Schattenbilder bezopfter kleiner Mädchen an die Türwand warf. Daß die Fenster mit weißen Spitzenvorhängen umwalt und mit Fenstergärten geschmückt waren, erschienen Edeltraut stets ungemein wohnlich und für ein Mädchen Schulzimmer überaus passend. Sehr zweckmäßig und hübsch kam ihr auch die in sehr schönen Verhältnissen gehaltene Verfästelung der Wände vor, in welche Lehrtafel und Bühne, Kästen und Wandbrunnen organisch eingegliedert waren und außerordentlich wohlthuend, namentlich im Winter, wirkte auf Edeltraut die bunte Bemalung der Wandflächen über der Verfästelung, für die man biblische Landschaften und Szenen zum Vorwurfe genommen hatte. Ein sehr hübscher Einfall däuchte es sie, daß der Maler den blauen Himmel dieser Landschaften ganz allmählich in das weiße Gewölk der Decke übergeführt hatte und daß diese sich über einen lichten, festgefügten Boden dehnte, der außerordentlich rein gehalten wurde. Auch daß die Schülerinnen in schweren Schraubstühlen mit siebartig durchlochten Sitzbrettern vor einzelnstehenden Schreibstellen saßen, kam ihr sehr vorteilhaft vor. Nicht minder gefiel ihr eine andere Einrichtung. An den Kleiderrechen in den Gängen hingen nämlich bunte Schürzenkleider, welche die Kinder anlegen mußten, sobald sie sich ihrer Ueberkleider entledigt hatten. Unter den Wandbrunnenmuscheln aber befanden sich Bassins, in welche die Barfüßler ihre Füße zu reinigen hatten, ehe sie die Lehrzimmer betreten durften. Die Haare mußten nach dem Schulbrauch auf irgend eine hübsche Art am

Kopje befestigt sein, so daß sie keinen Unfug anrichten konnten. Welch' lieblichen Anblick gewährte die bunte Schülerschar, wenn die Sonne auf sie hereinlächelte und all die hellen Auglein der Blumen-gesichter erwartungsvoll auf Edeltraut gerichtet waren.

III.

Edeltrauts pädagogische Prinzipien.

Und die Erwartungen der Schülerinnen wurden nie getäuscht. Es war immer etwas besonderes, was Edeltraut ihnen gab, oder auf eine besondere Art dargereicht. Edeltraut selbst hatte allezeit nur das Beste von allem genügt und so bot auch sie nur stets das Beste. Sie hatte sich nur immer an das Wesentliche gehalten und so pflegte sie überall nach deutscher Art nur das Wesentliche. Sie hatte begriffen, daß alles geworden ist und daß man jedes Ding am leichtesten und am besten versteht, wenn man es werden sieht. Sie ließ daher alles vor oder mit Hilfe der Kinder entstehen, entweder vor ihrem leiblichen oder vor ihrem geistigen Auge. Sie wußte, daß man erst die Sachverhältnisse verstehen müsse, ehe man die Sprache und die Sprachlehre begriffe. Sie meinte oft scherzend, dem Menschen ginge alle Erkenntnis mehr noch durch die Hände als durch Augen und Ohren ein. Und sie ließ ihre Schülerinnen sich ihre Kenntnisse erarbeiten. Im übrigen ging sie, wie sie sagte, nicht in die Schule, um Rechnen, Lesen und Schreiben zu lehren, obwohl sie die Klassenförderung nicht aus den Augen ließ. Sie ginge vielmehr aus, um die Phantasie der Kinder zu wecken, ihren Witz zu bilden, um ihre sprachbildende Kraft zu üben, sie wolle sie sehen, hören und fühlen lehren und ein vielseitiges Interesse in ihnen anlegen. Sie suche ihnen Liebe zu Menschen, Tieren und Sachen einzuflößen, denn jedes Interesse sei eine Art von Liebe und Liebe nur befügle die Seele und trage sie im Adlerfluge auf alle Geisteshöhen. Das Endziel alles ihres Unterrichtes sei aber: die Kinder Gott zuzuführen.

Trotzdem hatte Edeltraut nicht lauter Erfolge. Nicht immer lagen die Seelen ihrer Schülerinnen vor ihr, wie ein aufgeschlagenes Buch. „Denn Kinder sind Rätsel von Gott und schwerer als alle

zu lösen, aber der Liebe gelingt, wenn sie sich selber bezwingt.“ Und Edeltraut bezwang sich, denn sie führte ihren Namen mit Recht.

Nicht immer auch wußte sie ihre Böglinge sogleich zur Überzeugung ihrer Pflichten zu bringen, aber Gott lehrte sie es und ihr eigenes Beispiel gab ihren Worten den wirksamen Nachdruck.

Nicht gleich auch zeigte sich ihr von ihrem Standpunkte aus immer der beste Weg zum gewollten Ziele. „Aber dem Ernst, den keine Mühe bleicht, rauscht endlich doch der Wahrheit tief versteckter Vorn.“

Die viele Nachhilfe, die sie einzelnen Schülerinnen nach der Schule widmete, das Nachdenken über die örtlichen Verhältnisse und ihre Wirkung auf die Schule, der Nutzen, den sie als ehrliche und denkende Lehrerin aus ihren Misserfolgen zog und die Lektüre pädagogischer Werke führte sie allmählich auf so elementare Methoden, daß ihnen jedes normale Kind folgen konnte und jede Nachhilfe überflüssig war.

IV.

Edeltrauts Rechenmethode.

A.

So hatte Edeltraut für einen Gegenstand, der in der Schule als der schwerste gilt, für das Rechnen in den unteren Klassen eine Art unfehlbare, eine absolute Methode gefunden, welche allerdings bessere Köpfe nicht nötig haben, die aber schwachen und mittelmäßigen Schülern einen Weg eröffnet, auf dem auch sie ans Ziel kommen, eine Methode, welche überdies zerschreckten Geistern einen Bügel anlegt.

Edeltraut hatte einst in der Klasse einer Studiengenossin gesehen, wie die Kinder, hundert an der Zahl, alle die Hände in die Höhe gestreckt hatten und mit Hilfe der Finger gemeinsam die Rechenaufgaben lösten und so nicht nur alle mittäglich waren, sondern der Lehrerin auch zugleich den Beweis für ihre Geschicklichkeit er-

brachten. Das schien Edeltraut von großem Nutzen. Doch sie wirkte damals an einer Oberklasse und hatte keine Gelegenheit das Gesehene zu verwerten. Als sie nach Jahren einer Unterklasse vorstand, fiel ihr wieder ein, welch' ein vortreffliches Anschauungs- und Rechenmittel eigentlich die Finger seien, an denen offenbar die Menschen rechnen gelernt hätten. Die Fingerbenützung schließt alle jene Störungen des Unterrichtes aus, die andere Rechenmittel durch Entgleiten verursachen. Die Kugeln einer Rechenmaschine müssen stets gezählt werden, da sie alle gleiche Größe und Form haben, indes man die Finger nur zu übersehen braucht. Dabei sind sie das billigste und allgegenwärtige Mittel. Edeltraut entschloß sich daher nun auch zum Fingerrechnen. Sie hatte aber die Art des einst gesehenen Fingerrechnens längst vergessen; auch wirkte sie nicht in der Elementarklasse. Nun hatte sie aber in dem Buche eines Kollegen zum erstenmal vom rhythmischen Zählen gelesen und sie beschloß nun dieses an den Fingern zu üben. Das Buch des Kollegen war wieder für die Elementarklasse. Sie aber benötigte das Verfahren für den Zahlenaum bis hundert. Da mußte man beim Zählen der Finger eine genau vorherbestimmte Reihenfolge einhalten. Edeltraut ließ von links nach rechts zählen, fing also vom kleinen Finger der linken Hand an und ließ an den zehn Fingern in verschiedenen Rhythmen bis hundert zählen. Es wurde zu und abgezählt. Aus dem rhythmischen Zuzählen wurde mit Leichtigkeit das Vervielfachen, aus dem rhythmischen Abzählen das Messen entwickelt. Auch das so schwere Rechnen über den Zehner machte auf diese Art keine Schwierigkeiten mehr.

Edeltraut ließ in der Folge das rhythmische Zählen mit Zahenschreiben verbunden, betreiben. Sie benützte die Rechenmaschine, wo es nötig ist, die Zehner und Einer gleichzeitig zu sehen, lehrte dann aber durch Wagrechthaltung der Finger die Zehner, durch Senkrechthaltung der Finger gleich darauf die Einer bilden. Sie erklärte die wahrscheinlichen Gründe für die Benennung der Zahlen und für ihre Aufschreibung und ließ fast das ganze Jahr hindurch alle Zahlen als Zehnerzahlen mit eingeschriebenen Einer darstellen. Sie übte nach dem rhythmischen Zählen mit dem Zahenschreiben hauptsächlich die fünf Hauptrechnungsarten, in welchen

Zehner mit Einern durch Zahlen mit Zehnern und Einern vermehrt oder vermindert und Zahlen aus Zehner und Einer bestehend vervielfacht, geteilt und gemessen werden. Sie nahm nebenbei das Einmaleins auf die mannigfachste Weise, als reines und angewandtes Rechnen und hatte die Genugtuung, daß alle normalen Schüler das Lehrziel der Klasse erreichten. Und bei alledem war diese Methode so wenig monoton, daß ausgenommen in jenen Stunden, da sie jene fünf Hauptarten wiederholte und prüfte, jede Rechenstunde etwas Neues und Interessantes bot.

B.

Als Edeltraut die Kinder in das Fingerzählen einführte, erzählte sie ihnen folgendes Märchen:

Es waren einmal fünf Brüder; der älteste war größer und stärker als alle andern und diese nannten ihn daher immer nur den Großen. Der zweitälteste war lang und schlank; der hieß bei seinen Brüdern stets der Lange. Der dritte war von mittlerer Größe und Stärke und liebte es, einen goldenen Gürtel zu tragen. Darum hatten ihm die Leute den Beinamen der Schöne gegeben. Der vierte war klein und dick; der war jedermann unter dem Namen der Kurze bekannt. Der jüngste aber war nur ein Zwerg gegen die anderen und diese riefen ihn allezeit nur Kleiner.

Der Kleine, der Schöne, der Große, der Lange und der Kurze lustwanderten einst am Ufer eines Flusses. Da geschah es, daß der Kleine, der flussseits ging, ausglitt und ins Wasser fiel. Der Schöne riß blitzschnell eine Bohnenstange aus dem nahen Acker und streckte sie dem Ertrinkenden hin. Er stieß ihn dabei ein wenig, so daß der kleine Bruder eine leichte Verwundung davontrug. Trotzdem klammerte sich der Verunglückte geistesgegenwärtig an das Rettungsmittel und wurde glücklich ans Land gezogen. Als er durchnäßt und schwach am Ufer lag, hob ihn der Große mitleidig auf und trug ihn nach Hause. Dort übernahm ihn der Lange, entkleidete ihn und legte ihn sorgsam wie ein Mütterchen in sein eigenes Bett, da die Schlaftätte des Kleinen in der Dachkammer stand. Und gutmütig nahm der Kurze seine Bettdecke

und breitete sie über den zitternden Körper des Kleinen. Dieser versank bald in einen fiebrigen Schlaf, in dem sein Geist das Erlebnis weiter spann.

Es war ihm, als ob er erwachte. Er fühlte sich trocken und warm. Nur seine Wunde schmerzte. Da schalt er den Schönen, daß er ein elender Helfer sei, weil er nicht helfen könne, ohne zu schaden. Er sah sein Wams am Nagel hängen und es war mit Farbe vom Wams des Großen bekleckt; darüber zeterte er die längste Zeit und kränkte seinen Bruder, den er noch nicht einmal gedankt hatte. Hierauf bemerkte er, daß der Lange ihm beim Ausziehen das Beinkleid zerrissen hatte und stellte ihn darob zur Rede und beleidigte so den, der so viel liebvolle Fürsorge für ihn gehabt hatte. Endlich behauptete er boshaft, der Kurze hätte ihm die Decke so weit über den Kopf gezogen, daß er hätte ersticken müssen, wenn er nicht glücklicherweise noch zur rechten Zeit erwacht wäre. Da wurden seine Brüder sehr zornig und der Kurze nahm seine Bettdecke und trug sie zurück auf sein eigenes Bett. Der Lange zog ihn aus seinem Lager, der Große trug ihn wieder ans Ufer des Flusses und der Schöne warf ihn hinein und sprach: „Hilf dir selbst, wenn du kannst!“

Vor Schreck erwachte der Kleine aus seinem Fiebertraum: Noch stand ihm der Angstschweiß auf der Stirne. Wie freute er sich, daß er in Wirklichkeit so gute Brüder besaß und daß er sie nicht durch böse Reden gekränkt hatte.

„Das Märchen von den fünf Brüdern“ sagte Edeltraut, erzählt man in einer kürzeren Form den kleinen Kindern, damit sie die Finger unterscheiden lernen. Denn die fünf Brüder sind die fünf Finger und die Kinder sagen die Geschichte dann kurz nach, indem sie die Finger der linken Hand nach der Reihe in die Höhe strecken:

„Der Kleine ist ins Wasser gefallen, der Schöne hat ihn herausgezogen, der Große hat ihn nach Hause getragen, der Lange hat ihn ins Bett gelegt, der Kurze hat ihn zugedeckt.“ Und den bösen Traum erzählend, nehmen sie die rechte Hand zu Hilfe und sagen: „Der Kurze hat ihn wieder abgedeckt, der Lange hat ihn

aus dem Bette gelegt, der Große hat ihn zum Fluß getragen, der Schöne hat ihn hineingeworfen und so ist der Kleine wieder ins Wasser gefallen.“

„Könnt ihr die Geschichte auch so erzählen“, fragte Edeltraut.

„O ja!“ riefen die Kinder.

„Nun so sagt sie auf“, verlangte Edeltraut.

Und die Kinder sagten das Sprüchlein her und reckten dabei die gehörigen Fingerlein in die Höhe.

„Könnt ihr jetzt auch die Finger von einander unterscheiden?“ wollte Edeltraut wissen.

„Ei freilich“ riefen die Kinder.

„Wie heißen sie also von rechts nach links genommen?“ examinierte die Lehrerin.

„Der Kleine, der Schöne, der Große, der Lange, der Kurze und: „der Kurze, der Lange, der Große, der Schöne, der Kleine“, zählten die Mädchen auf.

„Der wievielte ist nun jeder der Finger in der Reihe, zum Beispiel der Große der linken Hand“, war Edeltrauts weitere Frage.

Und die kleinen Schülerinnen zählten in der Stille die Stelle, die jeder Finger unter den anderen einnimmt und meldeten sich dann durch ein bescheidenes Zeichen zur Antwort.

Als jedes Fingers Stelle bestimmt war, mußten die Kinder im Chore stets links beginnend, erst fortlaufend aufzählen, an der wievielten Stelle jeder der zehn Finger steht, dann die Finger nur mit ihren Ordnungszahlen aufrufen, endlich zählen, wie viele Finger an beiden Händen zusammen jedes von ihnen hätte.

Darnach riet ihnen Edeltraut, den hübschen Scherz auch den jüngeren Geschwistern zu lehren, und erkundigte sich, wer von den Schülerinnen ihnen auch die lange Geschichte zu Hause werde erzählen können. Und als sich nur wenige meldeten, gab sie ihnen Winke, wie sie das am besten anfangen. Sie mußten zum Beispiel zuerst erzählen, wie die Brüder zum Fluß gekommen seien, in den der Kleine fiel und warum er hineinfiel und warum er doch nicht ertrank, ja sich nicht einmal erkältete und was für einen seltsamen Traum er dann gehabt hätte, und worüber er froh war, als er

erwachte. Und Edeltraut half den Kindern durch Fragen, so daß die besseren Schülerinnen sich endlich getrautten, die Geschichte wiederzugeben. „Zu Hause wird das natürlich noch besser gehen“, tröstete Edeltraut ihre Kleinen. „Da seid ihr gut gekannt und geliebt, fühlt euch sicher und frei zu Hause, da kann man reden, wie einem der Schnabel gewachsen ist. Nicht wahr? Es ist eben nirgends in der Welt so schön, wie zu Hause.“

In der nächsten Rechenstunde ließ Edeltraut eine Schülerin vor die Kinder treten, wie ein Anführer vor seinen Zug tritt, hieß sie die Hände in die Höhe strecken und der Klasse ihre Finger ordnungsmäßig vorzählen. Dann ließ die Lehrerin eine zweite Schülerin kommen und sich hinter die erste stellen. Auch diese erhielt die Aufgabe, ihren Mitschülerinnen einen Fingerzehner aufzuzählen und so noch eine dritte, vierte und fünfte u. s. w., bis endlich zehn Kinder als lebendige Rechenmaschine dastanden. Dann fragte Edeltraut die Zuschauer, wie viele Finger jede der kleinen Schauspielerinnen habe, wer die ersten zehn Finger in die Höhe strecke, wer die zweitenmal zehn Finger und wer das drittensmal zehn zeige, wer den vierten Fingerzehner vorweise, wer sie den fünften Fingerzehner seien ließe, und wer ihnen den sechsten Fingerzehner vorhalte, wer den siebten Zehner darstelle, wer den achten Zehner beigesteuert, wer den neunten Zehner hergeliehen habe, und wie viele Zehner überhaupt aufgerichtet wären und wer den zehnten Zehner geliefert hätte. Nachdem alle diese Fragen beantwortet waren, wurden im Chore die Finger des ersten Zehners gezählt, worauf dieser zu verschwinden hatte. Darauf kam der zweite Zehner an die Reihe, abgezählt zu werden und zu versinken. Ein gleiches Schicksal hatten auch die übrigen Zehner. Die Zehner wurden von Edeltraut mit den Ordnungszahlen angerufen, die Einer von dem zeigenden Kinde mit den Grundzahlen 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10 gezählt.

„Nun danken wir der Rechenmaschine“, sagte Edeltraut. „Sie wird müde sein und sich zur Ruhe setzen wollen. Ich habe schon für einen Notbehelf gesorgt, für das Bild einer lebenden Rechenmaschine“ und damit kehrte sie die eine Wandtafel um und ließ zehn Paare untereinander abgezeichneten Hände mit gespreizten

Fingern sehen. Die Finger wurden gezählt, die Fingerreihen nummeriert. Hierauf wurden die Finger jedes Zehners gezählt und zehnerweise weggezählt.

Dann kehrte Edeltraut die zweite Wandtafel um und sagte: „Hier ist die lebende Rechenmaschine noch einfacher abgebildet; statt der Hände mit den Fingern sind nur die Fingerballen abgedrückt. Der Ordnung halber sind alle in eine gerade Reihe gerückt“.

„Zählt die Ballen des ersten Fingerzehners! — des zweiten Zehners!“

So ließ Edeltraut alle Ballenreihen abzählen bis zum zehnten. Hierauf löschte Edeltraut diese einfache Abbildung der lebenden Rechenmaschine aus und sagte scherzend: „O weh, was hab ich jetzt getan! Nun können wir nicht weiter rechnen! Die lebende Rechenmaschine ist müde und ihr Bild ist vernichtet! — Was fang ich nun an? — Doch halt! Mir fällt etwas ein. Da im Kasten ist ja auch eine wirkliche Rechenmaschine. Es ist natürlich keine lebende, sondern eine künstliche. Die Fingerballen sind durch kleine hölzerne Kugeln dargestellt, die auf Stäben stecken“, und bei diesen Worten holte Edeltraut eine kleine Rechenmaschine aus dem Kasten und ließ die Kinder daran zählen. Erste, zweite, dritte, vierte, fünfte, sechste, siebente, achte, neunte, zehnte Kugel des ersten Kugelzehners, 1., 2., 3., 4., 5., 6., 7., 8., 9., 10. Kugel des zweiten Kugelzehners u. s. w., tönte es im Chore.

„Es stehen also in jeder Reihe zehn Kugeln“, fasste Edeltraut das Ergebnis der Kugelzählung zusammen.

„Zählt nun die Zehnerreihen!“ begehrte Edeltraut dann. Und wieder willfahrten ihr die Kinder.

„Ich schob immer zehn Kugeln auf einmal von links nach rechts und ihr habt diese Schübe gezählt“, meinte Edeltraut. „Wie viele Schübe habe ich zum Beispiel jetzt gemacht?“

„Drei Schübe“, antworteten die Kleinen.

„Und jetzt?“

„Fünf Schübe“, scholl es ihr im Chore entgegen.

„Und nun?“

„Vier Schübe“, gaben die Kinder an.

„Statt Schübe könnt ihr auch Züge sagen“, belehrte Edeltraut ihre Schülerinnen und fragte dann:

„Wie viele Zehner habe ich jetzt herüber gezogen?“

„Sechs Zehner“, wurde ihr entgegnet.

„Wie viele Züge sind es also gewesen?“

„Sechs Züge“.

„Zählt die Züge im Stillen mit!“ befahl Edeltraut.

„Nun, wie viele Züge habe ich getan“, wünschte dann die Lehrerin zu wissen.

„Acht Züge“, kam es ihr prompt aus Schülermund zurück.

„Und jetzt?“

„Zehn Züge“, schallte es wieder unisono.

„Zählt die gemachten Züge fortlaufend mit!“

Und die Kinder gehorchten.

„Wenn ihr unter euch seid, sprecht ihr die ü nicht so tief. Ihr sagt Schnellzige, Lastzige u. s. w.“

„Zählt nun einmal die Züge auf der Rechenmaschine auch so mundartlich auf“ und die Kinder zählten: Einzige, zweizige, dreizige, vierzige, fünfzige, sechzige, siebenzige, achtzige, neunzige und zehnzige.

„Der Schnelligkeit wegen“, sagte Edeltraut, „läßt man beim Zählen heute das e bei Zige weg, sagt auch einzig nicht mehr, sondern zehn, statt zweizig, oder wie man früher sagte: zweienzig, sagt man heute zwanzig, statt siebenzig, sagt man fürzer siebzig, statt zehnzig sagt man einhundert, damit man leichter weiterzählen kann, hunderteins, hundertzwei u. s. w. Jetzt kennt ihr die Namen für eine Anzahl in Zehnerreihen geordneter Dinge. Sind zum Beispiel so viele Aepfel da, daß sie vier Zehnerreihen ausmachen würden, so sagen wir, es sind vierzig, auch wenn sie nicht in vier Zehnerzüge geordnet sind, sondern auf einem Haufen liegen.“

„Wann hätte ich sechzig Aepfeln?“ fragte Edeltraut die Anwendung der gegebenen Regel von den Schülerinnen fordernd.

„Wenn Sie so viele Aepfel hätten, daß Sie sechs Zehnerzüge daraus machen könnten“, antwortete ihr eine kleine Sieben-gescheite.

„Und wann neunzig?“

„Wenn Sie so viele Aepfel hätten, daß Sie neun Zehnerzüge daraus bilden könnten,“ antwortete ihr richtig ein anderes Klassenlicht.

„Wie viele Schülerinnen hätte ich, wenn ich so viele besäße, daß ich sie in zehn Zehnerzüge einteilen könnte“, fragte Edeltraut schließlich.

„Dann hätten Sie hundert Schülerinnen“, wußten die Kinder anzugeben.

„Gut gemerkt“, lobte Edeltraut, indem sie die Stunde schloß.

„Nächstens sollt ihr selbst das vereinfachte Bild einer Rechenmaschine anfertigen.“

Von diesem Tage an stand eine große Rechenmaschine im Schulzimmer.

Am folgenden Morgen war wieder Rechnen auf der Tagesordnung. Edeltraut ließ die Kinder die Tafeln herausnehmen und sagte: „Es gibt noch eine Art von vereinfachten Bildern einer Rechenmaschine. Diese wollen wir heute zeichnen. Wir zeichnen nicht den Umriss von Händen, denn dazu hättest ihr nicht genug Platz auf eurer Tafel, nicht Fingerbälle, denn diese würden nicht gut ausfallen. Wir zeichnen die einzelnen Finger vereinfacht. Jeder Finger ein Strich! Alle gleich lang! Alle in zehn gleichen Reihen! Beginnt!“

Und Lehrerin und Kinder zeichneten die hundert wohlgeordneten Fingerstriche. Als man damit fertig war, begann Edeltraut auf der zweiten Tafel noch einmal und ließ die Kinder dabei zählen. Als sie zehn Striche gemacht hatte, setzte sie noch einen unter den ersten Strich und fragte:

„Wie viele Finger sind jetzt?“

„Zehn und einer“, antworteten die Kinder.

„Umgekehrt?“

„Einer und zehn“, gaben die Kinder zurück.

„Einer über den laufenden Zehner, sagte man früher“, erzählte Edeltraut, „oder kürzer: Ein ließ“. Daraus wurde durch Zusammenziehung eif und elf. (Bernalecken).

„Vielleicht hatte man einst rosenkranzartige Zahlschnüre, die man durch die Finger laufen ließ, und die nach jedem Zehner einen größeren Würfel oder kugelförmigen Grenzstein hatten. Vielleicht waren solche Schnüre eine Art Kalender.“

Edeltraut setzte nach diesen Worten einen zweiten Strich in die zweite Reihe und fragte:

„Wie viele Finger haben wir jetzt?“

„Zehn und zwei“, erwiderten die Schülerinnen.

„Umgekehrt?“

„Zwei und zehn.“

„Wie hätten die Leute das früher gelesen?“

„Zwei über den laufenden Zehner“.

„Und kürzer?“

„Zweilief.“

„Früher sagte man statt zwei, zwie, aber auch zwö“^o, erklärte Edeltraut. „Darum hieß es damals zwolief“.

„Wie heißt's heute?“

„Zwölf.“

Nach diesem Gespräch zeichnete Edeltraut noch einen weiteren Strich und fragte: „Wie viele Finger sind jetzt?“

„Zehn und drei“, war die Antwort.

„Umgekehrt?“

„Drei und zehn.“

„Kürzer, ohne das verbindende Und!“

„Dreizehn“.

Und so wurden alle folgenden Zahlnamen gefunden und darauf die gezeichneten Finger fortlaufend abgezählt. Edeltraut lehrte ihre Schüler nun auch an den eigenen Fingern fortlaufend bis hundert zu zählen indem sie immer wieder zum kleinen Finger der linken Hand zurückkehren ließ, sobald ein neuer Zehner zu zählen war.

Hatte Edeltraut ihren Schülerinnen Zahl und Zahlnamen kennen gelehrt, so schritt sie zum Zeichen der Zahl zur Ziffer und zwar vorerst zur römischen Ziffer.

„Ich will“, sagte sie eines Tages zu ihren Kindern, „noch einmal Finger aufzeichnen und zwar immer so viele, als ihr mir zeigt. Zeigt zum Beispiel drei Finger! Gut! Nun zeichne ich sie

auf die einfachste Weise auf". — Edeltraut machte drei gleich lange parallele senkrechte Striche. — „Weil sie zusammengehören, verbinde ich sie oben und unten durch einen wagrechten Strich und habe so ein Bild der Zahl: drei gewonnen. Ein sehr vereinfachtes Bild nennt man ein Zeichen. Das Zeichen für einen Laut heißt Buchstabe, das Zeichen für einen Ton nennt man Note, das Zeichen für eine Zahl aber führt den Namen Ziffer. Ich habe hier also die Ziffer für die Zahl drei oder kürzer gesagt, die Ziffer drei aufgeschrieben. Solche Dreier sieht man noch auf Uhren, denn die Uhren tragen fast alle noch römische Ziffern. Dieser Dreier ist nicht das gebräuchliche Zeichen für die Zahl Drei, sondern ein römischer Dreier. Wer kann nun einen römischen Einser, Zweier, Dreiern machen?"

Viele kleine Fingerpaare batzen um die Erlaubnis. Edeltraut wählte und erhielt so die gewünschten Zeichen. Nun gebot sie:

„Zeigt fünf Finger!"

Viele kleine Fünfer streckten sich in die Höhe. Edeltraut zeichnete einen Punkt mit fünf Strahlen. Dann sagte sie: „Das Bild des Fünfers muss noch vereinfacht werden. Biegt die drei mittleren Finger ein! Die Kinder gehorchten und nun löschte sie die mittleren drei Strahlen des Fünferbildes aus und verband die stehen gebliebenen Endstriche oben durch einen Querstrich und sagte: „Das ist das spätromische Zeichen für die Zahl fünf".

Auf ähnliche Weise erklärte sie ihnen die Ziffer Zehn, entstanden aus zwei ursprünglich nebeneinander gestellten, dann übereinander gelegten Fünfern. Bieder und Neuner blieben vorläufig unverkürzt, ebenso vierzig und neunzig.

Und nun ließ Edeltraut die Zahlen bis hundert mit römischen Ziffern schreiben.

Als dies das zweitemal geschah, hatten sich die Kinder unter den Strichen nicht mehr Finger selbst zu denken, sondern diese vorstellende, zerschnittene, geknickte oder gekreuzte Stäbe. Es wurden eigene Schalen (Nullen) zu ihrer Aufnahme gezeichnet. Nur die Kreuze, also die reinen Zehner wurden nicht in solche Schalen gelegt.

Als Edeltraut das dritte Mal die Ziffern bis hundert schreiben ließ, wurden die Einer, d. h. die einzelnen Teile eines Zehners schon mit arabischen Ziffern geschrieben, die auch als Stäbchen erklärt wurden, aber als solche, die in anderer Ordnung gelegt werden waren und später ganz blieben, aber dafür in derselben Weise gebogen wurden. Die Zehner wurden diesmal noch mit römischen Ziffern gezeichnet.

Beim viertenmal wurden alle Zahlen mit arabischen Ziffern geschrieben, die reinen Zehner aber durch beigesetzte römische Zehner mit leerer Schale (40 = XXXX 0) erklärt und erst als man die Zahlen von eins bis hundert das fünftmal schrieb, geschah es in der herkömmlichen Weise mit arabischen Ziffern.

Man stellte Edeltraut öfter vor, daß ein solcher Vorgang ja viel Zeit brauche. Sie entgegnete mit Rousseau, daß es oft eine größere Kunst sei, Zeit zu verlieren, als Zeit zu gewinnen.

Als man ihr vorhielt, es sei ja nicht notwendig, die Kinder zu Sprachgelehrten zu machen, sagte sie mit Felix Dahn: „Nichts weiß, wer Wurd nicht ehrt.“

Wenn man ihr vorwarf, bei ihrer Methode käme die Übung zu kurz, antwortete sie, wer dem Verstand auf die Beine hilft, schafft den schnellsten Läufer.

Und Edeltraut fuhr fort ihre Schüler zu bilden, statt sie nur zu dressieren. Es gab daher wenige Rechenstunden, in denen die Kinder nicht vor eine neue anziehende Aufgabe gestellt worden wären.

V.

Edeltrauts Wohnort.

Wenn Edeltraut einen Schultag mit seinen Forderungen und Anregungen, mit seinen Erfolgen und Mißerfolgen, mit seinem Gram und seinem Glücke hinter sich hatte, flüchtete sie zu ihrem Großmutterchen, das ihr stets ein trautes Heim bot und sie so zärtlich der Sorgen um all ihre leiblichen Bedürfnisse enthob. Wohl war Edeltraut im Elternhause daran gewöhnt worden, sich

selbst zu bedienen. Allein sie war so mit ganzer Seele Lehrerin, daß sie glücklich war, wie ein Mann, nur ihrem Berufe leben zu dürfen. Noch glücklicher aber war sie darüber, daheim allezeit ein warmes Herz zu wissen, an das sie in Freud und Leid sich schmiegen durfte. Wie oft dankte sie Gott dafür, daß er ihr das teure Großmütterchen so lange erhielt. Jahr lang streifte sie mit ihr tagtäglich nach der Schule in der wunderbaren Umgebung ihres Wohnortes umher. Es war eine Gegend, die Größe mit Lieblichkeit paarte. Und Edeltraut war bemüht, nach Goethes Rat, Nahrung der Großheit aus ihr zu saugen, wie Geduld und Stille.

Das liebste Ziel ihrer Spaziergänge war der im Westen des Städtchens im Tale gelegene alte Eichenhain der eine so schicke, poetische Dertlichkeit für das hunte Treiben eines fröhlichen Schulfestes, wie für eine stramme Schauübung der Schüler Fahns bot, der aber mit seinem malerischen Wechsel von goldenen Wiesenflächen und dunklen Baumschatten auch zauberisch wirkte, wenn er in grüner Einsamkeit dalag.

Gern auch kloppm Edeltraut mit ihrem rüstigen Großmütterchen zu dem Kirchlein auf der Höhe, welche die Stadt im Süden schirmte und von welcher das Triangelgeläute so lieblich ins Tal herab klang und zur Herbstzeit das trauliche Geflapper der Windmühlen einladend in die Stadt niederscholl. Und Edeltraut wurde nie müde, von dem langgestreckten Rücken dieses steilen Berges in die Gegend hinauszuspähen und das weite Tal mit seinen amphitheatralisch ansteigenden Bergzügen im Norden zu bewundern und die im südöstlichen Bergwinkel sich duckenden Stadt mit ihrem in ein Nebelgewoge alter Salweiden malerisch eingerahmten, klaren Alpenflusse zu betrachten.

Oft auch strekte Edeltraut mit ihrer treuen Gefährtin in den Abendstunden dem ostwärts gelegenen stets am längsten in Sonnengold getauchten mählichen Bühl, zu, auf dem zweitürmt ein Kirchlein ragte.

„Linden schatten dort so kühl,
Wen Wanderschritte hingetragen.
Bergwies' grünen Teppich breitet
Zwischen finst're Tannenwände.

Ueber Turm und Zinnen gleitet
Trunkner Blick auf das Gelände.
Abendnebel kriecht durchs Tal,
Bergreich'n zieh'n in blauer Ferne,
Vielgezackt ein Felsenwall
Flammt empor im Reich der Sterne."

So erklärte Edeltraut einst in der Ursprache der Menschen ihre Vorliebe für diesen Punkt.

Ein anderer solcher sonniger Gipfel lag im Norden der Stadt und auch dieser wurde von Edeltraut und ihrem Großmutterchen häufig besucht. Es war der letzte Ausläufer einer Hügelreihe und so niedrig, daß er von einem höheren Berge gesehen, sich kaum aus der Talsohle hob. Trotz seiner Niedrigkeit gewährte er aber eine entzückende Rundschau. Die ganze wunderbare Mannigfaltigkeit eines gottbegnadeten Erdenfleckens offenbarte sich auf ihr. Dem Beschauer lag ein breites Tal zu Füßen, das sich viele Stunden lang von Morgen gegen Abend hinzog und überall eine äußerst reizvolle Umwallung besaß. Der weite grüne Talboden mit seinen Eichengruppen und Schwarzwältern, mit seinen Wiesen und Feldern, seinen vielen goldenen Wasserspiegeln und Länder verbindenden Straßen war mit einem geschlossenen oder lockeren Häusergesüge zahlreicher Ortschaften wie übersät. Gegen Osten begrenzte den Blick ein kirchleingeschmücktes Hügelgelände, über welchem an heitern Tagen einzelne Felshäupter aus dem Duft der Ferne tauchten.

Gegen Mittag jedoch erhob sich eine lange, gipfelreiche Waldbergkette mit ihren Hörnern, Kuppen und Rücken und vielen tiefen Sätteln dazwischen. Im fernen Westen aber ragte gleich einer schimmernden Fata morgana ein bis in den Sommer hinein duftweitzer Felskamm in das Blau des Himmels empor, der einen wunderbaren Gegensatz zu dem frühlingsgrünen Tale bildete. Blaue Berggrünen waren die Stufen dieses Felsenaltares. Einzelne hohe Berghäupter neben ihm standen da, wie Seitenaltäre.

Im Norden des Tales aber stieg ein langes blaues Bergmassiv mit seinen Vorstufen hoch empor. Von einer der letzteren löste sich eben jene niedere Bodenwelle, die sich bis in die Mitte

des Tales vorschob und von welchen Edeltraut und ihre Begleiterin so oft das herrliche Mündbild mit Schönheitstrunkener Seele genossen.

Und welch' zauberische Wolkenbildungen und magische Lichtwirkungen konnte Edeltraut hier beobachten. Wenn der glänzende Sonnenfalter tiefer und tiefer schwiebte, flammten von seinen funkenden Schwingen Goldblitze durch die blauen Klüfte der Berge hin in die smaragdenen Täler. Sie woben eine Rosenkrone um hohe Felsenstirnen, sie leuchteten wieder aus allen Fenstern in Tiefen und Höhen und ließen manch segelndes Wolkenschiff in Purpurglüten aufsodern.

„Wer kennt die tausend Gestalten der Mutter Natur?“
sagte Edeltraut einst.

„Gestern noch Schneewittchen im gläsernen Sarg,

Heut erwacht, ein heulend Bettelweib nur,

Gestern die Königsbraut, die im Schleier sich barg,

Mit Sternenaugen, das Silberhorn im Haar.

Und heute die hoheitsvolle Herrscherin gar

Mit sonnigem Antlitz und leuchtendem blauen Gewand,

Der Hermelin von der Schulter stolz ihr wallt.

Hat je die Hehre einer ganz erkauft?

Wer hat Natur erschaut in jeder Gestalt!“

VI.

Edeltrauts Lesemethode.

Die Abende nach solchen Wanderungen widmete Edeltraut ihren Berufsarbeiten: der Korrektur der Schularbeiten und der Vorarbeiten auf den Schul- wie auf den Privatunterricht. Denn in den ersten Jahren ihrer Lehrtätigkeit musste Edeltraut auch Privatunterricht erteilen. Es war ihr Schade nicht, denn Edeltraut lernte durch Lehren und durch Vergleichung des Einzelunterrichtes mit dem Massenunterricht, durch Vergleichung der geistigen Aufnahmefähigkeit der Schüler auf verschiedenen Altersstufen.

Seit Edeltraut ihre fast nie versagende Rechenmethode gefunden hatte, sann sie beständig auf eine ähnliche Lesemethode. Sie selbst hatte sehr leicht lesen gelernt, aber in den Schulen ihres Wohnortes bildete der Leseunterricht für den Fortschritt ein ebenso schwer zu nehmendes Hindernis, als der Rechenunterricht. Der Gründe dafür gab es mancherlei. Die Zweisprachigkeit der Gegend, die daraus entstehende Unvollkommenheit der Umgangssprache, die Unmöglichkeit der schwer und lang arbeitenden Eltern, sich ihren Kindern zu widmen, und die also geringe Bildung der Schüler, die Weitläufigkeit der modernen Bodenverbauung und die dafür zu geringe Anzahl der Kindergarten, endlich aber auch die Verkenntung der Hauptpunkte auf die es beim Leseunterrichte ankommt. Edeltraut hatte bei ihrem Vater lesen gelernt, und dieser hatte sich dazu der Buchstabentäfelchen bedient, welche er der kleinen Druckerei im Kinderspielzimmer entnommen hatte und Edeltraut hatte auch allein fleißig damit zusammengesetzt.

Als Edeltraut einst Gelegenheit hatte, auf einer Schreibmaschine zu tippen, kam ihr die Idee, wie leicht das Lesen mit Hilfe einer Schreibmaschine, einer recht eigentlichen Zusammensetzmashine, müßte zu erlernen sein.

Der Privatunterricht gab ihr Gelegenheit zu einem Versuch, der glänzend gelang. Nun wußte sie, daß die Lesemethode der Zukunft die Schreibmaschinemethode sein werde und daß ihre Einführung in die Schule früher oder später erfolgen müsse.

Edeltraut hatte in einer pädagogischen Zeitschrift einst die Mitteilung eines Landlehrers gelesen, der in der Elementarklasse unterrichtete:

„In unserer Gegend“, berichtete der, „wird das Schuljahr im Herbst begonnen, die Wege sind schlecht, und die Entfernungen zwischen dem Schulorte und den Wohnstätten der eingeschulten Kinder sehr groß. Daher stehe ich in den Wintermonaten meist vor leeren Bänken. Wenn ich den gebräuchlichen Lehrgang einhielte, könnte ich nach dem Winter wieder von vorne anfangen. Ich wäre am Ende des Schuljahres mit dem vorgeschriebenen Lehrstoff nicht allein nicht fertig, sondern der schon genommene würde über die Sommerferien zum großen Teile wieder

vergessen sein. Um nur einiges zu erreichen, muß ich es also anders anfangen. Ich lehre die Kinder zum Beispiel gleich zu Anfang des Schuljahres alle Lautzeichen kennen. Kommt nun die schlechte Zeit, welche die A B C-Schülchen ans Zimmer hant, so versuchen sie sich aus Langeweile im Lesen und wenn sie daheim wieder flott werden, so haben sie mehr erlernt, als sie unter den obwaltenden Umständen durch den Unterricht nach der üblichen Lesemethode gewonnen hätten."

An diesen Bericht dachte Edeltraut, als ihr die Aufgabe zuteil wurde, die kleine Agate in der Kunst des Leseens zu unterweisen. Ihr Plan war entworfen.

Das Wichtigste, was sie anstrehte, war, daß ihr Zögling beim Leseen denkt. Es schien ihr daher kein Zeitverlust, mit ihrer kleinen Freundin über die verschiedensten Gegenstände zu plaudern. Heute erzählte sie ihr ein Märchen, morgen eine Fabel oder eine Sage und besprach sie dann, so wie es der Gegenstand erforderte. Einmal teilte sie ihr eine Begebenheit aus dem Reiche der Natur, einmal eine Geschichte aus dem Leben der Menschen mit. Bald bewunderte sie mit Agate ein Bilderbuch, bald studierten sie beide die Welt ihrer nächsten Umgebung, so daß ihre kleine Schülerin anfing, sich im Leben nach allen Seiten umzusehen, und ihr Ohr sich kluger Rede öffnete. Jetzt würde Agate lesen lernen, dachte Edeltraut, denn sie wird lesen wollen.

Einst erzählte Edeltraut ihr das Grimmsche Märchen von den drei Männlein im Walde und deutete es ihr.

„Die böse Stiefmutter“, sagte sie, „ist die Mutter Erde. Der Erde rechte Tochter ist die Nacht. Die ist schwarz, also häßlich, unfreundlich und faul. Die Stieftochter ist der Tag. Er ist ja der Sonne Kind und ist schön, freundlich und fleißig. Die drei Männlein im Walde sind die drei Zeitgötter: der Gott der jetzigen, der vergangenen und der künftigen Zeit. Sie sehen Tag und Nacht kommen und gehen und spenden Glück und Unglück: dem Fleißigen Schönheit, Reichtum und Liebe, dem Faulen und Bösen Häßlichkeit, Unglück und ein schreckliches Ende.“

„Was für vielbegehrte Dinge fielen dem schönen Mädchen bei jedem Worte aus dem Munde?“ fragte Edeltraut dann.

„Goldstücke“, antwortete Agate.

„Was für Dinge der häßlichen Schwester?“

„Kröten“.

„Wie viele Goldstücke lagen da am Boden?“

„So viele als das gute Mädchen Worte gesprochen hatte.“

„Und wie viele Kröten krochen im Zimmer umher?“

„Auch so viele als das unartige Mädchen Worte gesagt hatte.“

Als das fleiße Kind ins Elternhaus heimkehrte, grüßte sie: „Guten Abend!“ Wie viele Goldstücke fielen ihr bei diesem Gruße aus dem Munde?“

„Zwei“.

„Warum gerade zwei?“

Weil sie zwei Worte gesprochen hatte.

„Wie viele Goldstücke fallen dir bei jedem Worte aus dem Munde?“

„Keine“.

„Wie viele Kröten?“

„Auch keine“.

„Wie weißt du dann, wie viele Worte du gesprochen hast?“

„Man kann es hören.“

„Aber nur, wenn man an das denkt, was man spricht.“
Denn alle Worte sind Namen. Man muß also darauf achten, wie viele Namen man sagt.

„Das Wort Zwerglein zum Beispiel, ist ein Name. Woran denkst du, wenn ich es ausspreche?“

„An ein kleines Männlein.“

„Was für ein Bild zaubert das Wort Kröte vor dein geistiges Auge?“

„Das Bild eines Tieres.“

„Und das Wort Erdbeere?“

„Eine Pflanze.“

„Papierkleid?“

„Eine Sache.“

„Du siehst“, sagte Edeltraut, „jedes Wort ist also ein Zauberstab, der das Bild eines Dinges vor dem Geiste des Hörers erscheinen läßt.“

„Die meisten Worte“, fuhr Edeltraut fort, „sind Namen von Dingen. Ein kleines Kind gebraucht aufangs nur Dingnamen. Es zeigt auf das Ding welches es will und nennt seinen Namen.

Es gibt aber auch andere Wörter. Die Dinge haben Teile, die sich bewegen. Der Baum hat Äste, Zweige, Blätter, die zittern, sich wiegen, aneinanderschlagen, säuseln, rauschen, knarren, die Tiere haben Füße, die laufen, Flügel, die schlagen, Ohren, die sich spitzen. Schwänze, die sich ringeln. Menschen haben Hände, die arbeiten, eine Zunge, die sich zum Sprechen bewegt. Es gibt also auch eine Menge Wörter, welche die Bilder vor unserem Geiste in lebende Bilder verwandeln wie: laufen, schlagen, sprechen, arbeiten, wiegen. Wir nennen sie Tätigkeitsnamen. Auch kleine Kinder gebrauchen sie schon.

Endlich gibt es Wörter, welche das Bild vor dem geistigen Auge genauer ausmalen. Zum Beispiel die rote Erdbeere, die grüne Wiese, das schöne Mädchen, die kleinen Männchen. Solche malende Wörter, die etwas nennen, was einem Dinge so eigen ist, daß man es nicht wie einen Teil von ihm wegnehmen und für sich haben kann, nennt man Eigenschaftswörter. Auch kleine Kinder gebrauchen schon Eigenschaftswörter. Zum Beispiel: Mamma brav, Bella schön, Anna schlimm. Kleine Kinder setzen Dingnamen, Tätigkeitsnamen und Eigenschaftsnamen einfach nebeneinander. Erwachsene stellen kleine verbindende Wörtchen inzwischen. Sie sagen zum Beispiel: Mamma ist brav. Bella ist schön. Anna ist schlimm. Solcher kleiner Fügewörter gibt es eine Menge. Du siehst, wenn man wissen will, wie viele Wörter man gesprochen hat, muß man aufmerksam hören und denken.

Da kannst dir dann auch einbilden, du seiest noch ein ganz kleines Kind und die Hauptwörter zuerst ohne Verbindung nebeneinandersezten. Zum Beispiel, ich sage: „Das schöne Mädchen wurde Königin.“ Du denkst, als kleines Kind hätte ich das so ausgedrückt: „Schönes Mädchen Königin“. Aus wie vielen Wörtern bestünde dann deine kindische Rede?“

„Aus drei Wörtern.“

„Mein Redeabschnitt?“

„Aus fünf Wörtern!“

Das nächstmal hörte Agate das Märchen von den Sternatalern und wie Josef dem Pharaos die prophetischen Träume, so legte Edeltraut ihrer kleinen Schülerin die Märchen, diese poetischen Träume der Volksseele aus.

„Das arme Mädelchen“, sagte sie, „ist die Erde. Gott hat sie erschaffen. Er ist ihr Vater. Auf sein Geheiz hat die Sonne sie belebt. Sie ist der Erde Mutter. Im Winter aber, wo Nebel und Wolken den Himmel verhüllen, ist's, als ob Vater und Mutter gestorben wären. Kalte Stürme umbrausen die frierende Erde. Sie hat also keinen Ort, da sie sich erwärmen könnte, kein warmes Stübchen, kein warmes Bett. Im Vertrauen auf Gott aber wandert sie weiter durch die Himmelsräume. Sie hat nichts als die Kleider am Leibe und ein Stück Brot in der Hand. Da kommt ein armer Mann, den es hungert. Sie gibt ihm das Brot. Der arme Mann ist der Bauer, der die Feldfrüchte erntet. Ihm folgt ein Kind, dem es auf dem Kopfe friert. Dieses Erdenkind ist der Jäger. Die Erde gibt ihm Tierfelle zu Mützen. Das zweite Bettelkind ist der Schäfer, das dritte der Pflanzer, das vierte die Spinnerin; diese teilen sich in die Kleider der Erde. Der mächtige finstere Wald ist die Winternacht, die Sterntaler sind die Schneeflocken, das neue Hemdlein der Erde, in der es die Sterntaler auffängt, ist die Schneedecke.

„Was für Dinge sind mit den Sternatalern des Rätsels gemeint?“ fragte Edeltraut.

„Schneeflocken“, antwortete Agate.

„Warum werden sie Taler genannt?“

„Weil sie oft talergroß sind“.

„Warum Sterntaler?“

„Weil sie aus lauter Sternchen bestehen“.

„Woher kommen sie?“

„Sie fallen vom Himmel“.

„Warum kann man sie am Himmel nicht sehen?“

„Weil sie zu klein sind“.

„Warum fallen sie nie aus heiterem Himmel?“

„Weil sie Teile von Wolken sind.“

„Woraus bestehen die Wolken eigentlich?“

„Aus Wasser“.

„Wie weiß man dies?“
„Weil es aus den Wolken tropft“.
„Was ist der Schnee auch trotz der weißen Farbe und der Sternchenform?“
„Wasser“.
„Wie weiß man dies?“
„Er zerrinnt und wird wieder Wasser“.
„Warum fällt im Sommer Wasser, im Winter aber Schnee aus den Wolken?“
„Weil es im Winter kalt ist“.
„Wie verändert die Kälte das Wasser?“
„Sie verwandelt es in Eis“.
„Was ist Schnee also für Wasser?“
„Schnee ist gefrorenes Wasser“.
„Welche Farbe hat frisch gefallener Schnee?“
„Der Schnee ist weiß“.
„Du hast gesagt: „Der Schnee ist weiß“, sagte nun Edeltraut.
„Wie viele Goldstücke wären dir bei dieser Rede aus dem Munde gefallen, hätten die Nornenmännlein, dir die Gabe geschenkt, bei jedem Worte ein Goldstück hervorzupruseln?“
„Vier Goldstücke“, lachte Agate.
„Warum?“
„Weil ich vier Worte gesagt habe“.
„Welche?“
„Der“ und „Schnee“ und „ist“ und „weiß“.
Edeltraut machte bei jedem Worte, das Agate sprach, einen Strich und scherzte:
„Deine Goldstücke sind nicht gemünzt, sind Stangengold. Hier sind sie gesammelt. Bei dem Worte „der“ ist das erste, bei „Schnee“ das zweite, bei „ist“ das dritte, bei „weiß“ das vierte Stück aus deinem Munde gefallen. Nun möchte ich nur deine Worte genauer anhören. Mir scheint, sie sind zusammengelegt, wie die Schneeflocken. Zupfen wir sie auseinander, daß wir die Sternchen darin finden. Nehmen wir zum Beispiel das Wort Schnee.
Horch! Ich ziehe es auseinander.
„Sch n ee“.

„Wie viele Laute kamen aus meinem Munde?“

„Drei“.

„Welche?“

„Sch n ee“.

„Ich hatte mich also nicht betrogen“, sagte Edeltraut. „Das Wort Schnee ist zusammengesetzt wie eine Schneeflocke und besteht gleichsam aus drei Sternchen. Ich zeichne diese drei Sternchen über das zweite Goldstück und versuche mein Glück mit dem dritten, vierten und ersten Wort“.

Und siehe, alle ließen sich zerlegen und auf Agatens Tafel standen über allen vier Strichen weiße Sternchen, welche die einzelnen Laute der vier Wörter bedeuteten. Agate wußte bald jeden nach der Stellung über einen Strich und nach der Ordnung in seiner Gruppe zu nennen. Sie sollte die gefundenen Laute aber auch aus neuen Wörtern schnell wieder heraus hören. Deshalb sorgte Edeltraut für ihre Einprägung und öffnete dadurch auch Agatens Ohr für alle Natur- und Empfindungslaute.

„Wie schreit dein kleines Schwestern?“, fragte sie Agate.

„E, e, e!“ ahmt diese, der Frage froh dem Wiegenkindlein nach.

„Warum heißt deine Taube Lachtaube?“

„Weil sie deutlich: he, he, he! lacht“.

„Was für eine Jahreszeit haben wir jetzt?“

„Nun Winter“, erwiderte munter die kleine Schülerin.

„Was sehen wir da, statt grüner Wiesen und schöner Blumen?“

„Nichts, als Eis und Schnee“.

„O je!“ rufen wir dann aus, oder: „E, e, e! Nun gibt es Eis und Schnee. Blumen blüh'n an Fensterscheiben. Sind sonst nirgends aufzutreiben. E, e, e! Nun gibt es Eis und Schnee“. (Schullied).

„So wie mit dem E machte es Edeltraut auch mit den übrigen Lauten. Und so wie das E und Ei, das S und Sch, das R und W, das N und O, so gewann sie endlich alle übrigen Laute und sorgte dafür, daß sie sich nicht so bald wieder aus Agatens Gedächtnis verflüchtigen konnten.“

Edeltraut ließ in dieser Zeit viele Wörter zerlegen und wählte dazu die Namen der auf den eben besprochenen Bildern des Wohnzimmers, des Hauses, des Waldes oder der vier Jahreszeiten usw. dargestellten Dinge. Als alle Laute erkannt waren, nahm Edeltraut auch wieder kleine Säckchen und schrieb ihr Bild mit Wortstrichen und Lautsternchen auf die Tafel und meinte:

„Es ist doch ungesickt, daß jeder Laut anders klingt und doch mit demselben Sternchen bezeichnet wird. Sollte nicht jeder sein eigenes Zeichen haben?“

„Freilich“, meinte Agate.

„Welche zum Beispiel“:

„Nun der eine einen stehenden Strich, der andere einen liegenden, ein dritter einen Kreis, ein vierter ein Ei, ein fünfter ein Kreuz, ein sechster ein Sternchen“, meinte Agate.

Es sind aber 26 Laute und es ist nicht leicht, 26 so einfache Zeichen zu finden. Man könnte die Laute zwar mit Ziffern bezeichnen. Aber es ist schwierig, sich zu merken, daß diese Zeichen erstens eine Zahl und zweitens einen Laut bedeuten.

„Weißt du, was Griechen und Römer und auch die alten Deutschen für Zeichen für die Laute gebraucht haben? Statt unserer Sternchen nahmen sie den römischen Fünfer. Und damit machten sie 26 verschiedene Zeichen, indem sie diesem Fünfer verschiedene Stellungen gaben und ihm auch einen zweiten gesellten.

So war ein umgekehrter Fünfer das A, ein doppelter Fünfer das W, zwei übereinander gelegter Fünfer ein B u. s. w."

Agate zeichnete diese einfachen Figuren oft nach und merkte sie bald, um so mehr, als Edeltraut jetzt über die Sternchen immer das dem Laute eigentümliche Zeichen schrieb.

Eines Tages erzählte Edeltraut nun ihrer kleinen Schülerin das Märchen vom Rotkäppchen. Agate ahnte schon, daß es nicht wörtlich aufzufassen sei und fragte daher:

„Wer mag nur hinter dem lieben Rotfäppchen wieder stecken?“

„Die Sonne“, antwortete Edeltraut.

„Die hat doch kein rotes Fäppchen auf?“

„Ja, die morgaeurten Wölfe“.

„Aber nicht den ganzen Tag!“

„Es gibt Gegenden, wo sie den ganzen Tag so nieder steht, wie bei uns am Morgen, wo sie nicht am Himmel, sondern auf der Erde zu gehen scheint und stets von rotgoldenen Wolken umgeben ist.“

„Wer ist dann der Wolf?“ wollte Agate wissen.

„Der Tag- und Nachschatten“.

„Und der Jäger?“

„Der Tag“, sagte Edeltraut. „Denn der Tag tötet die Finsternis und das rote Käppchen erscheint und dahinter das Mädchen“.

„Ein richtiger Wolf hätte es nicht verschlucht, sondern zerissen“, meinte Agate nachdenklich.

„Freilich“, sagte Edeltraut. „Wenn man solche Märchen wörtlich nimmt, scheinen sie albern, daher wollen auch manche Lehrer nicht, daß man sie den Kindern erzählt“.

„O, das wäre schade!“ rief Agate.

„Nicht wahr? Nun tröste dich nur“, erwiderte Edeltraut. „Ein großer Dichter sagt dafür: Märchen wecken das dichtend träumende Kindesherz mit leisen Reizen, so daß es später genug stark ist, (die lyrische Odenhöhe, die epische Ebene und das tragische Gedränge zu fassen), das schönste, schwerste und längste Gedicht zu begreifen und mitzufühlen“.

„Fräulein müssen mir also viele, viele Märchen erzählen“, verlangte Agate nach Kinderart, aus dem Gesagten sogleich einen Gewinn für sich ersehend.

„Natürlich“, versprach Edeltraut. „Aber vorläufig wollen wir noch ein wenig bei Rotkäppchen bleiben. Das Rotkäppchen begegnete dem Wolf und er begleitete es ein Stück. Weißt du noch, wie das zu verstehen ist?“

Als Agate nach einer passenden Antwort suchte, sagte Edeltraut:

„Wo Licht ist, zeigt sich sogleich auch Schatten“.

„Nur wenn Rotkäppchen Sonne hinter Bergspitzen oder Wäldern hinläuft, verläßt sie auch der Wolf Schatten“.

„Also“, schloß Edeltraut schalkhaft feierlich: „Der — Wolf — traf — das — Kind — im — Walde“. „Wie viele Goldstücke sind jetzt aus meinem Munde gefallen?“

„Gar keine!“ erwiderte Agate lachend.

„Ja, nur ein Sonntagskind sieht Wunder“, meinte Edeltraut scherzend.

„Vielleicht hast du gehört, wie viele Worte ich gesprochen habe?“

„Sieben“, zählte Agate nach.

„Zeichne die Goldstäbe dafür“, befahl Edeltraut und fragte, nachdem Agate ihren Wunsch erfüllt hatte: „Wie hieß das erste Wort?“

„Der“, gab Agate an.

„Zerzupfe es, wie der Wind die Wolken!“

„Der“, zerlegte Agate.

„Wie viele Flöckchen könntest du daraus machen?“

„Drei“.

„Mache die gewohnten Zahlzeichen über das Wortbild“.

Agate zeichnete über den 1. Strich drei Sternchen.

„Nenne den ersten bezeichneten Laut!“

„D“, sagte Agate.

„Mache sein Lautzeichen über das erste Sternchen!“ ordnete Edeltraut an.

Und als Agate dieser Weisung gefolgt war: „Tue dasselbe auch mit dem zweiten und dritten Laut!“

Agate gehorchte.

„Verfahre nun auch so mit den übrigen Wörtern!“

Als Agate mit Edeltrauts Hilfe den ganzen Satz zerlegt, die Laute gezählt, genannt und überschrieben hatte, nahm Edeltraut ihre kleine Schülerin bei der Hand und führte sie vor die neue, eigens für Agathe angeschaffte Schreibmaschine, zeigte ihr die Tasten mit den Buchstaben darauf, ließ sie darauf drücken und sehen, wie dann rückwärts auf einer Kautschuktafel das verkleinerte Bild des berührten Buchstabens entstand. Als sich Agate mit der neuen Hausgenossin befreundet hatte, ließ Edeltraut Agaten noch einmal den früher besprochenen Satz im Kopfe lautieren und dazu auf der

Schreibmaschine die Buchstaben tippen und die Räume zwischen den Worten hervorbringen. Als es ziemlich geläufig ging, schob sie ein Blatt Papier ein, ließ den Satz nochmals tippen und übergab ihr den bedruckten Streifen als ihr erstes selbstverfaßtes Schriftstück. Agate überlas es, und lief dann damit zu Papa und Mamma, ihnen stolz die erste Probe der erlernten Kunst vorweisend. Von nun an überschwemmte Agate ihre Eltern mit Zettelchen, auf denen Rosenamen, Bitten, kleine Mitteilungen u. dgl. standen. Auch sie selbst bekam eine Menge solcher bedruckter Streifen von den Eltern, Verwandten, Freundinnen und von Edeltraut, die Einladungen, Aufträge, kindliche Liebeserklärungen, kleine Spielverse, Auszählreime, Gedichte und Erzählungen enthielten. Die Schreibmaschine war Agatens liebstes Spielzeug und wurde für sie wirklich zur Schreibemaschine.

Sie mußte sich die zu schreibenden Sätze und Wörter zerlegen und beim Lesen wieder zusammenziehen und lernte so das, worauf es beim mechanischen Lesen besonders ankommt und die Erkenntnis ihrer raschen Fortschritte ließen sie dankbar jeden neuen Fingerzeig Edeltrauts aufnehmen, der sie rascher ans Ziel der Lese-s-fertigkeit brachte, die ihr von so großem Werte war.

Agate lernte durch die Schreibemaschine, was bisher bei Kindern auf keine Art zu erreichen war: ihre Gedanken zu Papier bringen, ohne daß es dabei von Fehlern aller Art wimmelte, denn die Großschreibung fiel weg, weil die Schreibmaschine überhaupt nur große Buchstaben hatte, die weichen und harten Laute standen zur Wahl nebeneinander und forderten beständig zum prüfenden Vorhersprechen und Hören auf. Ebenso standen die Selbstlaute mit und ohne Dehnungszeichen nebeneinander, wodurch viele Fehler vermieden und viele Schreibarten früher auffielen und endlich die Anwendung dieser Zeichen durch einfache Regeln gestützt werden konnte.

Trüblaute gabs nicht auf der Schreibmaschine; statt ihrer nahm man die Urlaute und machte beim Überlesen die Gänsefüßchen darüber. Statt *c* und *z* schrieb man Doppel-*k* und Doppel-*z*. Die Verdopplung der Mitlaute mußte freilich gemerkt werden. Aber Agate ließ nicht leicht dies Zeichen der Kürze weg. Es machte zu

viel Spaß, zweimal auf denselben Buchstaben tippen zu können, als ob man telegraphierte. Edeltraut klopfte beim Kopfslesen jedesmal im $\frac{2}{4}$ Takt, wenn ein Mittlaut zu verdoppeln war und Agate ahnte ihr nach und merkte sich so die Worte mit Doppelmittlauten. Die ganze Rechtschreibung war für Agate so nur eine stete Erinnerung an die richtige Aussprache der Wörter. Sie lernte schreibend lesen und richtig sprechen, so wie sie umgekehrt durch richtiges Sprechen schreiben und lesen lernte.

„Wird Ihre Schülerin denn keine Handschrift lernen?“ fragte man Edeltraut.

„O ja“, sagte diese „und zwar als Schönschrift in den Stunden für Schönschreiben. Dabei wird ihr die ganze Entwicklung eines Buchstabens vorgeführt und die leichteste eingeübt. Es wird ihr gesagt, daß man im Deutschen jetzt nur mehr die Anfangsbuchstaben der Wörter so mache, wie auf der Schreibmaschine noch alle seien und daß auch nur die wichtigsten Wörter der Sprache, die Dingenamen durch solche großen Anfangsbuchstaben aus der Wortreihe hervorgehoben würden. Für alle anderen Wörter hätte man kleinere Buchstaben, die aber den größeren mehr oder weniger ähnlich sähen. Die Buchstaben seien später von schreibenden Mönchen verziert, von Schnellschreibern aber verbunden und schieflagestellt worden. Und das Gesagte wird Agaten durch Beispiele illustriert“.

„Das Kind lernt“, fuhr Edeltraut fort, „bei Beginn des Schönschreibunterrichtes gleichsam nochmals lesen und zwar in sehr langsamem Tempo nach der entwickelnden Methode, welche unsere Fibeln einhalten, aber es lernt nun das Lesen von Schrift und Druck mit kleinen und großen Buchstaben. Die Schreibmaschine unterstützt gleichsam nur die gebräuchlichen sechs- bis achtwöchentlichen Vorübungen des Kopfsessens. Sie ermöglicht ihm gedankenschnell zu schreiben, gleichsam das Konzept zu machen, indem die Hand gleichsam die Reinschrift liefert. Während die Schreibmaschine das Räderwerk des Verstandes in Gang erhält, führt die Einübung der Handschrift zu den Tugenden der Geduld, der Reinlichkeit, der Genauigkeit und des Gehorsams, und macht es nach und nach unabhängig von der Schreibmaschine“.

„Lassen Sie kein Lesebuch benutzen?“, fragte man Edeltraut.

„Sobald der Schönschreibunterricht beginnt, wird auch ein Buch gebraucht“, erwiderte Edeltraut, „und zwar benütze ich eine Fibel, die im Lateindruck verfaßt ist. Da die Fibel denselben Lehrgang einhält wie der Schönschreibunterricht, und da Agate die historische Entwicklung jedes Buchstabens lernt, macht das Lesen im Buche trotz der großen und kleinen Buchstaben keine Schwierigkeiten.“

„Wann lernt Agate dann den deutschen Druck kennen?“, fragte man.

„Im zweiten Schuljahr“, gab Edeltraut zur Antwort. „Diese Einteilung entspricht auch dem pädagogischen Grundsätze: Vom Leichten zum Schweren, vom Einfachen zum Zusammengesetzten!“

„Im Massenunterricht“, wandte man ein, „würde das Lesen in der Fibel trotzdem große Schwierigkeiten bereiten, ja vielleicht die Klippe sein, an welcher der ganze Leseunterricht scheiterte.“

„Im Schulunterricht“, sagte Edeltraut, „würde ich mich keines Buches bedienen. Der Lateindruck schreibt sich ja so leicht und schnell, daß ich sogar den Schranken unbenützt ließe. Es ist besser, aller Augen haften auf der Schultafel und dem Lehrer, als die kleinen Fingerchen irren in der Fibel umher und treiben Allotria.“

„Wann beginnen Sie mit dem Schönschreiben?“, wollte man wissen.

„Gleich nach den Vorübungen“, antwortete Edeltraut.

„Und gleich mit Tinte?“, fragte man weiter.

„Gleich mit Tinte“, sagte Edeltraut. „Aber ich schreibe den besprochenen Buchstaben vor, lasse ihn zwanzig Mal in der Luft und ebenso oft auf der Tafel und ebenso oft mit dem Stift in ein Heft schreiben, ehe er mit Tinte in das eigentliche Schönschreibheft eingetragen und mit andern schon früher gelernten Buchstaben zu Wörtern verbunden wird. Dabei muß Griffel, Stift und Feder stets lang gefaßt werden, so daß sich Agate nicht später etwas mühsam abgewöhnen müßte, was ihr die Aneignung einer schwungvollen Handschrift erschwerete.“

Agate lernte gerne und liebte ihre Lehrerin, die so heiter ihre Pflicht tat und sie so weise führte, daß ihr alles gelang, was sie erlernen sollte.

Es war ein schwesterliches Verhältnis zwischen ihnen. Aber Agate hing mit bewundernder Zärtlichkeit an Edeltraut. Wie stolz war sie, wenn Edeltraut ihr erlaubte, sie nach Hause zu begleiten. Und Edeltraut konnte ihr keine größere Freude machen, als wenn sie Agate zu sich einlud und ein paar Stunden mit ihr verlebte. Edeltrauts Großmutterchen hatte die Kinder lieb und freute sich Agatens maßvoller artiger Munterkeit, scherzte mit ihr auf eine gar herzige Art, neckte sie und spielte ihr zu Liebe oft sogar ein Gesellschaftsspiel. Die gute Agnes, Großmutter's treue Magd, trug dann auf einen Wink irgend einen Leckerbissen herbei; Edeltraut brach der entzückten Schülerin Rosen, gab ihr zur Belustigung Rätsel auf oder sang ihr am Harmonium ein schönes Lied, das Agnes nach dem Gehör sekondierte. Edeltrauts schönes, kluges Windspiel begrüßte die kleine Agate stets mit Freudengebell und machte Miene, ihr mit seiner langen Zunge liebkosend über das Gesichtchen zu fahren, Edeltrauts Lieblingstäubchen flog ihr auf die Schulter und kostete sie mit dem Schnäbelchen gar zart und der große Angorakater rieb sich an ihr und trieb sein neckisches Spiel. Kam Agate dann heim, so konnte sie nicht genug erzählen von dem, was sie alles in Edeltrauts Hause gesehen und erlebt hatte.

VII.

Edeltrauts Heim.

Edeltraut wohnte mit ihrem Großmutterchen in einem Landhaus, das auf einer kleinen Anhöhe stand. Anfangs hatten sie zur Miete darin gehaust, dann es als Eigentum erworben, nach eigenem Geschmacke verändert und: „Edeltrauts Heim“ genannt. Das Haus war eine idealisierte Bauernhütte jener Gegend. Es schaute mit dem Giebel ins Tal hinab, wie andere Bauernhäuser, besaß ein quadratisches Mauerviereck wie sie und die landesüblichen drei quadratischen, zierlich vergitterten Fenster auf der Giebelseite. Auf den über das Mauerviereck vorspringenden Tragbäumen war auf der Giebelseite der gebräuchliche Gang, der ein Geländer aus

schrägen, gefreuzten Balken trug. Hinter diesem Gitterwerk, zu welchem die malerischen Schenien der Gegend das Muster geliefert hatten, war die altersbraune Verfärbung der Dachbodenwand. Die Seitenwände dieser Veranda bildeten die beiden vorspringenden Längsflächen des Daches mit ihrem Balken- und Lattenwerk, die Decke aber gab das ortssübliche schiefe, kurze Giebeldach her. Über dem mittleren Fenster der Giebelseite war in der Veranda die meist offenstehende Türe, rechts und links von ihr aber je ein kreisrundes Gußloch, das auf Edeltrauts Wunsch hund verglast worden war. Das Dach des Hauses bestand aus grauem Schiefer und ähnelte also den Strohdächern anderer Bauernhäuser wenigstens in der Farbe. Diese großen altersgrauen Strohpelzhauben mit ihrem grünsamten Moospulz, unter welchen zur Herbstzeit die goldgelben Maislocken herabhängen, geben den niederen Hütten jener Gegend ein zwar ärmliches, aber nichtsdestoweniger sehr malerisches Aussehen. Dazu trägt ohne Zweifel das auf einer alten Überlieferung beruhende und ohne Verständnis seines Wertes beibehaltene schöne Verhältnis aller seiner Teile bei. Das Mauerviereck nimmt ein Drittel, das Dach zwei Drittel der Höhe ein. Das gibt den Längsseiten zwar das Aussehen, als ob das Haus sich in den Boden drücke, verleiht aber der Giebelseite einen um so harmonischeren Anblick. Hier bildet das weiße Mauerviereck das untere, das braune Holzwerk der Dachbodenwand das zweite und das graue Giebeldach das dritte Drittel.

Die drei quadratischen Fenster im blauen Stukkaturrahmen nehmen das mittlere Drittel des Mauersockels ein. Die Breite der Giebelwand beträgt ein Drittel der Höhe. Die verschiedenen Stoffe, aus denen diese Häuser erbaut sind, wie die natürlichen Farben, die das Alter diesen Stoffen gibt und endlich der hundre Schleier, den die Natur um sie webt, lassen sie überaus traulich und poetisch erscheinen gegenü ber den netten, reinlichen aber außerdentlich nüchternen Neubauten, die immerfort zahlreich wie die Pilze nach einem Gewitter überall aus dem Talboden aufschießen. Es war Edeltrauts Ideal, die Solidität dieser Neubauten mit dem poetischen Individualismus jener alten Hütten zu vereinen und aus diesem Bestreben war allmählich die Gestalt ihres Heims hervorgegangen. Die altersbraunen Holzwände des Dachbodens hatten dem Mauerwerk weichen

müssen, aber des malerischen Aussehens wegen, waren diese oberen Giebelmauerhälften mit braunem Holzwerk getäfelt worden. Das Strohdach fiel, aber es war durch ein graues Schieferdach ersetzt. Dieses sprang an den Längsseiten weit vor wie das Strohdach, aber es war durch acht braune Holzsäulen gestützt. Der Gang der Giebelseite war vollständig entwickelt, nicht nur angedeutet und wurde von fünf Rundsäulen getragen. Weinguirlanden schlängen sich von Säule zu Säule. Der gemauerte Vorbau, welcher die Haustüre enthielt, war in einer Gerämslaube fortgesetzt. Das hintere Blockhausquadrat, das ehedem die Wirtschaftsräume umschloß, war ausgemauert, erinnerte aber durch die Fachwerkartige Bauart an die ehemalige Bestimmung. Rings um das Häuschen war der Erdboden in eine Fläche verwandelt, so daß nur der Wall blieb, auf dem das Häuschen stand, und dieser Wall war stufenförmig ausgemauert und im Rohbau gelassen, so daß Edeltrauts Heim einem kleinen Tempel glich. Vor den Gerämslauben war der Stufenbau überdeckt und geländert und hier war es auch, wo die Weinstöcke sproßten, die Edeltrauts Heim so malerisch umrankten. Den Plan um das Haus hatte man mit Rosenbeeten, lichten Birkengruppen und Bergahornen geschmückt, die Wege waren mit Kies bestreut, und da auch die Fenster in buntem Blumenflor prangten, so gewährte Edeltrauts Heim einen überaus lieblichen Anblick und es war in Wahrheit ein Familienhaus der Zukunft geworden, in dem sich philisteriöse Nettigkeit mit malerischer Eigentümlichkeit vereinigte.

Als Edeltraut an den Ort kam, an dem sie berufen war, zu wirken, hatte sie ihren Kollegen und Kolleginnen nur im Schulhause ihren Besuch abgestattet und hatte ihren Gegenbesuch auch nur im Schulzimmer empfangen. Sie hoffte indes mit der Zeit in ein näheres Verhältnis zu ihnen zu treten. In der großen Vormittagspause sah und sprach man sich tagtäglich entweder im Schulhofe oder in den Gängen, in den Konferenzen arbeitete man gemeinsam und am Anfange des Schuljahres besprach sie mit ihrer Vorgängerin und mit ihrer Nachfolgerin das neu übernommene und das abgegebene Schülermaterial. Als junge Lehrerin suchte sie öfters den Rat der älteren Kolleginnen und so lernte sie ihre Amtsgenossen nach und nach näher kennen.

Sie schätzte ihre Vorzüge, bewunderte die Mütterlichkeit der einen, die Geduld und Sanftmut der anderen, das Ordnungstalent einer dritten, die Erfindungsgabe einer vierten, die heitere Sicherheit einer fünften, die unfehlbare Genauigkeit und künstlerische Begabung eines sechsten, den auf alles Wesentliche gerichteten universellen Geist eines siebenten, den Takt und die konkrete Einfachheit einer achtten, den nimmermüden Eifer und die eindringliche Beredtsamkeit einer neunten; sie fühlte das Wohlwollen aller, aber in ein näheres außerdienstliches Verhältnis trat sie zu niemanden. Ihre Klassen-nachbarin war durch einige Jahre eine jüngere Kollegin von ge-radezu genialer, pädagogischer Begabung und selten früher Lebens-reife. Diese schien alle Vorzüge der übrigen Kolleginnen in sich zu vereinen. Edeltraut sprach daher sehr gerne mit ihr. Einst er-zählte ihr diese junge Kollegin nun von ihrer Ferienreise nach München, von den Kunstschätzen dieser Stadt, erwähnte der herrlichen Porzellangemälde, die sie dort gesehen und erinnerte sich mit Entzücken einer heiligen Bäzilia, deren himmlischen Gesichts-ausdruck sie nur einmal noch zu sehen wünschte, deren Schöpfer aber sie nicht mehr zu nennen wußte. Da sagte Edeltraut sehr freundlich: „Vielleicht kann ich Ihren Wunsch erfüllen. Schenken Sie mir einmal das Vergnügen Ihres Besuches!“ Fräulein Marie versprach, von der gegebenen Erlaubnis Gebrauch zu machen und erschien an einem der nächsten schulfreien Nachmittage in Edeltrauts Heim. Ueber diesen Besuch berichtete die originelle, muntere, rede-gewandte junge Lehrerin später ihren Kolleginnen folgendermaßen:

„Gestern pilgerte ich nach Edeltrauts Tempelheim. Edeltraut hatte mein Kommen von ihrem die Gegend beherrschenden Hochsitz längst erspäht und empfing mich an ihrer Gartenpforte wie man einen Potentaten unter einem Triumphbogen begrüßt, überreichte mir zum Willkommgruß ihre schönsten Rosen und geleitete mich durch ihren reizenden Garten bis an die Stufen ihres Heiligtums. Hier lud sie mich durch eine graziöse Armbewegung ein, den zwischen zier-lichen Geländern hinführenden überdeckten Treppenweg zu betreten. Ich stieg also das weinumlaubte Stiegenhaus, gefolgt von Edeltraut, empor, überquerte den Säulengang in einer Vorlaube und betrat den Flur. Hier sah ich mir geradeaus gegenüber die offenstehende

Hintertür mit einer zweiten Gerämsvorlaube, in der Tiefe des Flures aber rechts den Eingang in den Keller, links den Bodenaufgang und darunter eine Türe mit der Aufschrift: „Mensch, du bist Staub und wirst wieder Staub“. Im Vordergrunde aber bemerkte ich rechts und links je eine Türe. Edeltraut dirigierte mich durch die Türe rechts, um mich ihrem Großmutterchen zuzuführen. Nachdem ich dieser meine Ehrerbietung bezeigt und den mir angebotenen Platz angenommen hatte, ließ ich meine Blicke fleißig in dem Raum umherspazieren und weil von dem, wovon das Herz voll ist, bald der Mund übergeht, so plauderten wir denn auch bald von Edeltrauts Heim. Es war ein seltsamer Wohnraum, in dem wir saßen. Ich habe noch keinen ähnlichen gesehen. Vor allem muste ich seine Größe bewundern.

„Die war ihm nicht von jeher eigen“, sagte Edeltraut; „so stattlich auch das Bauernhaus war, aus dem mein Heim wurde. Die Wohnstube hatte, wie gebräuchlich, ein Nebenstübchen. Wir aber ließen die Zwischenmauer, welche das Haus in seiner ganzen Länge durchzog, rechts und links vom Vorhaus herausnehmen und so entstand dieser große siebenfenstrige Raum, aus welchem die Sonne den ganzen Tag nicht weicht. Früh morgens schon brechen ihre purpurnen Lichtslutten zwischen den Topfblumen der Fenster zu unserer Linken, des Mittags strahlt sie durch die Gitter der drei Giebelfenster vor uns und noch spät abends wirft sie ihre goldenen Lichter durch die zwei Fenster zu unserer Rechten in das dunkelnde Gemach. Und wie traumlich sind hier die Dämmerstunden, wenn der Mond sein Silberlicht durch die Butzenscheiben auf die dunklen Dielen fließen lässt und reizende Schattenringe darauf malt!“

„Licht haben Sie also genug“, meinte ich, „Licht bei Tag und Nacht, und Luft auch. Ohne ein Meer von frischer Luft um sich zu haben, könnten Sie, Fräulein Edeltraut, wahrscheinlich gar nicht leben“.

„Wenn ich den erquickenden Hauch der reinen Luft einsauge, ist's mir allemal, als ob ich Gottes Odem tränke“, sagte Edeltraut.

„Ihre Luftfreundlichkeit kommt auch den Kindern zu gute“, erwiderte ich darauf. „Sie sorgen so treu für die regelmäßige Lufterneuerung in Ihrer Klasse.“ „Fräulein Edeltraut“, erzählte ich

ihrer Großmutter, „geht niemals aus der Schule, ohne alle Fenster zu öffnen und sei es noch so spät“.

„Sie lebt so viel für die Schule, daß sie überhaupt nicht heimzukriegen ist“, klagte die gute Frau, die im schwarzen Spitzenhäubchen mit dem Schnee des Alters auf dem Scheitel, der Alpenrosenglit auf den Wangen und den blauen sternenhellen Auglein noch so schön ist. „Fräulein Edeltraut ist eben eine sehr gewissenhafte Lehrerin“, tröstete ich sie, „sonst würde sie eine so liebe Großmutter und ein so schönes Heim gewiß nicht vernachlässigen“. „Ach“, sagte Edeltraut, „ich weiß ja, welchen Schatz ich an meinem getreuen Hausmutterchen besitze, und wie sehr andere hier fremde Kolleginnen mich um ihn beneiden, und ich fühle mich ja so wohl daheim, daß ich nicht ohne zwingende Notwendigkeit nach den Unterrichtsstunden in der Schule bleibe“.

„Du bist zu strenge, zu genau! Faule, böse Kinder verdienen es nicht, daß Du Dich ihnen opferst“, hielt die alte Frau ihr vor.

„Ach, Großmutterchen“, sagte Edeltraut, „ich muß in solchen Fällen stets an das goethische Wort denken und darnach handeln:

„Liegst dir gestern klar und offen,
Wirkst du hente kräftig, frei,
Kannst du auf ein Morgen hoffen,
Daz nicht minder günstig sei“.

Um dieses „Morgen“ zu retten, kann ich meinen Schülerinnen heute nichts schenken und muß mich ihnen opfern. — Wie doppelt schön und traut kommt es mir dafür nach solchen schweren Stunden daheim vor!“

„Ihr Heim, in dem solch verehrenswerter Geist der Lieb' und Güte herrscht, ist wirklich auch an und für sich sehr anziehend. Nicht allein Größe, Beleuchtung und Farbenton des Raumes selbst, auch seine Einrichtung ist bewunderungswert. Welch' hübsche gediegene Vertäfelung zum Beispiel!“ sagte ich.

„Diese Vertäfelung“, erklärte Edeltraut, „ist nicht nur eine schöne Arbeit, sie ist auch eine sehr nützliche Erfindung für solche freistehende Häuser. Mir hält sie mein Großmutterchen warm. Ueberdies befördert sie Ordnung und Reinlichkeit. In ihrem flachen Kasten birgt sich

nicht nur eine Küchenkredenz, ein Speisenkasten, eine kleine Holzskammer, sondern auch eine Büchersammlung, ein Musikinstrument u. a. m.“ „Bedrückt Sie die dunkle Farbe dieser Verkleidung nicht?“, fragte ich.

„Hier im Freien“, meinte Edeltraut, „auf sonniger Höhe umgibt uns stets eine solche Fülle blendenden Lichtes, daß das Auge oft eine Stätte sucht, wo es vor diesem reizenden Funkeln, Blitzen und Leuchten Ruhe hat.“

„Viel zu kostspielig nur finde ich diese Verfälselung, wie unser ganzes Heim“, sagte Edeltrauts Großmutterchen. „Edeltraut ist genüßlich in ästhetischer Hinsicht“.

Edeltraut aber verteidigte sich, indem sie erwiderte: „Die Kunst war einst Bedürfnis der Volksseele und muß es wieder werden“. „Ich halte es nicht für beschämend, einzugestehen, daß sie mir ein Lebensbedürfnis ist und ich glaube auch nicht unrecht zu tun, wenn ich durch mein Beispiel zur Nachahmung reize. Ich glaube an Schillers Wort: „Ihr werdet den Menschen nicht früher moralisch machen, ehe ihr ihn nicht ästhetisch gemacht habt.“

„Solch ein Bedürfnis ist aber meist zu kostspielig für den Einzelnen“, warf Edeltrauts Großmutterchen ein.

„Erstens“, gab Edeltraut zur Antwort, „besteht die Schönheit eines Dinges, wie Rousseau auseinandersezt, nicht in der Kostbarkeit seines Stoffes, sondern in der edlen Form, in dem schönen Verhältnis seiner Teile zu einander, zweitens muß sich ja nicht jeder solch' schöne Dinge immer neu anschaffen. Mein Heim wird hoffentlich noch mehrere Generationen erfreuen“.

„Heutzutage will ja niemand alte Geräte haben. Er fürchtet, damit alte Krankheiten zu erben“, meinte die kluge, alte Frau.

Edeltraut aber entgegnete: „Luft und Sonne töten alle Ansteckungskeime, und gibt es heute nicht eine Fülle von Desinfektionsmitteln?“

„Haben wir aber nicht auch sehr kostbare Ziergegenstände, die ihrer Gebrechlichkeit wegen schwerlich auf spätere Generationen übergehen werden?“ fragte Edeltrauts Großmutter.

„Sind nicht viele von ihnen alte Erbstücke?“ fragte Edeltraut, „und sie werden aus deiner arbeitskundigen Hand und“

aus Agnes frommen Madonnenhänden ebenso heil in andere Hände übergehen".

„Und von Fräulein Edeltrauts feinerviger Künstlerhand droht ihnen gewiß auch kein Unheil“, warf ich ein. „Wer, wenn ich bitten darf, ist übrigens Agnes?“

„Meine langjährige, getreue Dienerin“, gab die alte Frau Auskunft. Sie ist mir auch hierher nachgefolgt und dient uns nicht nur mit allzeit willigen Füßen und regsamem Händen, sondern was tausendmal mehr ist, mit ergebenem Herzen.“

„Sie ist wahrhaftig ein Geschenk des Himmels für uns“, fügte Edeltraut hinzu. „Nicht nur, daß sie den seltenen und doch guten Menschen so natürlichen Takt besitzt, der es uns ermöglicht, sie wie eine Verwandte zu behandeln, sie ist auch so verständig, daß man gerne mit ihr spricht, so verschwiegen, daß wir aller ungäutlichen Vorsicht im Reden enthoben sind, so wahrhaft anhänglich und pflichtgetreu, daß ich Großmutter ohne Sorgen viele Stunden lang ihrer Obsorge anvertrauen kann.“

„Diesen Schutzgeist Ihres Heims möchte ich auch kennen lernen“, sagte ich.

„Sie werden sogleich das Vergnügen haben“, versprach Edeltraut, „denn sie wird uns das Besperbrot kredenzen“.

Und wirklich trat bald darauf die Genannte ein, wurde von Edeltrauts Großmutter herbeigerufen und mir als ihre liebe, treue Hausgenossin Agnes vorgestellt.

Ich reichte ihr die Hand und sagte, es freue mich, in ihr eine Freundin des Hauses kennen zu lernen, über die ich soeben viel Gutes und Schönes gehört hätte.

Sie aber erwiderte klug und bescheiden, ihre Herrinnen hätten sie wohl wieder über die Gebühr gelobt. Es wäre ja keine Kunst, so gerechte und gütige Frauen zufrieden zu stellen.

„So wird es Ihnen also jetzt auch nicht schwer fallen, Hungrige zu speisen“, scherzte Edeltraut.

„Gewiß nicht“, antwortete Agnes freundlich und trat zu dem dunkelblauen, quadratischen schönen Kachelofen in der Mitte des Zimmers, der von einem Mauerhimmel überspannt war, welcher an einen Schornstein erinnerte, aber nur einen Dünstschacht barg.

Agnes entnahm einer der Ofenhöhlungen ein sehr zierliches Majolika-geschirr und stellte es auf den dunklen Eichenstisch in der vorderen linken Ecke des Raumes.

„Wie eigenartig der Ofen in der Mitte des Zimmers wirkt“, sagte ich, „wie ein griechischer Opferaltar, der den Hausgöttern geweiht ist“.

„Dieser Ofen“, sagte Edeltraut, „ist in der Tat ein Herd“.

„So wird hier gekocht?“ erkundigte ich mich überrascht.

„Sie befinden sich in einer ganz gewöhnlichen Wohnküche“, antwortete Edeltraut.

„Die man sich aber gefallen lassen kann, da sie mit so viel künstlerischem Geschmack ausgestattet ist“, entgegnete ich.

Agnes hatte indes die Tassen auf den mit altdentischer roter Kreuzstichstickerei geziertem Tischtuch geordnet und einen altdutschen Krug an dem Brunnen in der Ecke mit frischem Wasser gefüllt. Edeltraut bat zum Kaffee. Der Einladung folgend, näherte ich mich der dunklen Ecke, die jetzt durch bunte Tücher, Tassen, Krüge und Blumen so freundlich belebt war. Dabei erhob ich meine Augen zu der Stelle, wo in Bauernhäusern der Hausaltar angebraucht ist. Auch hier war er durch ein dunkles Eckbrett angedeutet, auf welchem als seltener Schmuck ein wunderliebliches Porzellan-gemälde lehnte. Das Bild versetzt den Beschauer in die Zeit der Geburt Christi's. Bis ins ferne Morgenland ist die Kunde von der bevorstehenden Geburt des Erlözers gedrungen. Ein Stern hat dort aufgeleuchtet und ist als Wegweiser den drei Weisen voran-gezogen, die sich aufgemacht haben, das göttliche Kind zu suchen. Neben dem Stall von Bethlehem bleibt der Stern stehen und die morgenländischen Könige haben die Diener mit den Kameelen aufz'en harren heißen und schreiten nun bei Sternenschimmer durch die weinumrankten Türpfosten in den niedrigen Raum. Da tritt ihnen in überirdischer Höhe und Anmut ein Weib mit einem holdseligen Kind auf den Armen entgegen. Der Glanz des Wundersternes um- fließt und verklärt sie. Überwältigt von dem Zauber reiner, gott- erfüllter Menschlichkeit beugen sich die fremden Könige vor der Mutter und dem Kinde: der menschenkundige Greis tiefer, ehr- erbetiger, der jugendschöne Perse feuriger, entzückter, scheuer der reise Türke, und sie besinnen sich nicht, dem Kinde armer Zimmer-

leute königliche Gaben darzubringen. Voll frommen Stannens steht Mariens Beschützer im Hintergrunde.

„Von welchem Künstler ist dieses Bild“, rief ich entzückt aus.

„Es ist die heilige Familie von Franz Hoffmann“, erklärte Edeltraut. „Nicht wahr, es wirkt hier in der dunklen Ecke zwischen den blumengeschmückten, sonnenhellen Buchenscheibenfenstern recht stimmungsvoll!“

„Man konnte nichts Passenderes finden für den Hausaltar einer so malerischen Bauernstube als dieses schöne Bild mit seiner niedrigen ländlichen Dertlichkeit und der Naturkindern so verständlichen inneren Hoheit seiner schlichten Gäste“, entgegnete ich. „Und was für hübsche Spruchtafeln hier unten in die Vertäfelung eingelassen sind“, rief ich bewundernd aus und fing an die buntbemalten, gotischen Holzschnittbuchstaben zu Wörtern und Sätzen zu sammeln. Ich erfuhr so, daß von einer dieser Tafeln die Bitten des Vaterunser, des Gebetes der Gebete, von der andern aber Edeltrauts Trostlied: „Wer nur den lieben Gott läßt walten“, mit ihren eindringenden Worten zum Herzen der Stubenbewohner sprachen.

Edeltrauts Großmutterchen aber führte uns aus den höheren Regionen des Kunsththusiasmus wieder auf die Erde zurück, indem sie uns bat, den Kaffee doch ja nicht kalt werden zu lassen.

Ich mußte mich auf eine Eckbank setzen, die alte Frau saß auf der zweiten, Edeltraut zog einen der hübschen Bauernstühle mit dem herzförmigen Ausschnitt in der Lehne herbei und ließ sich darauf nieder.

„Und Sie, liebe Agnes“, sagte ich, werden die vierte Seite des Tisches leer lassen?“

„Vorläufig ja“, erwiderte die taktvolle Agnes. „Aber wenn gnädiges Fräulein erlauben, werde ich später so frei sein, ein paar Augenblicke mit Ihnen zu verplaudern“ und mit diesen Worten ging sie in die vordere rechte Ecke, wo vor Wandbänken ein Marmitisch stand, öffnete die Wandkästen, deren Füllungen mit Obst und Blumenstücken sehr geschmackvoll bemalte Porzellanplatten bildeten, und entnahm den Fächern Backwerk, Obst und Wein, geschliffene Gläser und zierliche Tellerchen und verschloß dann die Kästen wieder. Wir hatten indessen unseren trefflichen Kaffee ge-

schlürft und meine Augen waren dabei bewundernd über die gegenüberliegende Ecke gestreift, in der ich nach meinem Eintritte Platz genommen hatte. Jetzt bemerkte ich erst, wie sinnvoll auch diese Ecke ausgenützt worden war. Die Füllungen der Vertäfelung in dieser dunkelsten Ecke sind durch Spiegelgläser ersezt. Die Ecke aber ist durch eine Säule ausgefüllt, die eine schwebende Mondgöttin trägt. Die sich vorneigende Gestalt hält in ihrer ausgestreckten Rechten die griechische Ampel, welche diesen Raum erhellen soll und deren Leuchtkraft durch die Spiegel sehr erhöht werden mühte. Vor der Säule stehen: ein Ruhebett, dessen schwelende Kissen mit pfauenblauem Wollplüsch überzogen sind, ein schöner Nachholztisch und drei gepolsterte Armstühle. Der Boden ist hier mit einem gelbbraun abschattierten, parquettmusterartig gezeichneten, weichen Teppich bedeckt, auf dem sich in dem Augenblicke Edeltrauts schneeweisces Windspiel bequem mache, dessen Kopf zur Hälfte schwarz wie die Nacht, zur Hälfte licht wie der Tag ist.

„Großmutters allergetreuester Hofnarr und mein zärtlicher Liebling“, stellte ihn mir Edeltraut vor. „Ein ebenso kluges als anhängliches Tier und ein großer Kinderfreund“.

„Also ein sehr passender Hund für eine Lehrerin“, sagte ich.
„Wie heißt er?“

„Lio“, entgegnete Edeltraut. „Sein Name ist so weich und lieblich, wie er selbst“.

Agnes hatte inzwischen die Kaffeetassen entfernt und uns das Backwerk, den Wein und das Obst vorgesetzt und Edeltrauts gutes Großmutterchen hatte mich freundlich ermuntert, zuzugreifen. Während ich diesen guten Rat befolgte, betrachtete ich den altdeutschen Weinkrug vor mir und lobte ihn. Da sagte Edeltraut: „Das ist ein sehr alter Haus- und Tischgenosse von uns. Ich habe ihn stets mit Wohlgefallen angesehen, aber erst jetzt verstehe ich ihn, oder vielmehr den Künstler, der ihn verziert hat.“

„Wieso?“ fragte ich.

„Dieser grüne Tonkrug mit seinen erhabenen Bildern und dem vertieften Linienschmuck“, sagte Edeltraut, „besteht, wie Sie sehen, zum Scheine aus drei Stücken: aus einer tiefen Untertasse, aus einer halbkugeligen Trinkschale und aus einem Deckel, der durch

den Henkelbogen mit einem turmartigen Aufsatz verbunden ist. Diese drei Teile sind offenbar aus Holz gedacht. Der schmale Streifen, welcher von der aus Holz geschnittenen Trinkschale mit dem langen Bodenzapfen zwischen Untertasse und Deckel sichtbar ist, zeigt reiches Bildwerk: mit Trauben behangte Rebenzweige schlängeln sich als Girlande um sie. Eine Fackel teilt diese in die Hälften. An diese Leuchte ruhen, Rücken gegen Rücken gelehnt, zwei Genien, deren einer einen Becher, deren anderer eine Traube hält. Am entgegengesetzten Ende des Durchmessers ist hier an der Schale durch eine Satiermarke die Stelle angedeutet, wo bei aufgesetztem Deckel der blattartig auslaufende Henkel seine Stelle hat.

Untertasse und Deckel sind scheinbar aus Dauben gefügt und durch Reisen zusammengehalten. Die Dauben der Untertasse zeigen eingekerbte Blumenmuster. Die Seiten des ausgehöhlten Deckelbodenzapfens sind mit Schnitzereien bedeckt und zwar mit drei Satirmasken, die den Mund wahrscheinlich zum Sprechen offen halten und die durch Blumen und Obsstücke von einander getrennt sind. Ober diesem Bierstreifen ist ein Spruchband mit der Füschrift: „In vino veritas“. So erzählt einem solch ein alter Hausfreund oft ein Stück Kulturgeschichte. „Vielleicht hätte ich die Wahrheit früher erfahren, wenn ich den Krug nicht mißbraucht und daraus Wasser getrunken hätte, statt Wein“, schloß Edeltraut.

Ich aber schaute mir den hübschen Krug nachdenklich an, und mußte mir gestehen, daß die Verzierungen desselben nicht leicht anders zu erklären seien und bewunderte Edeltrauts Gabe, überall die Wahrheit zu erkennen.

Als ich diesen Gedanken Worte verlieh, sagte Edeltraut: „Ich habe allezeit die Wahrheit geliebt. Sollte es mir daher nicht leichter sein, sie zu finden, als andern, die gegen die Wahrheit gleichgültig sind? Sollte, wer Gott um die Erkenntnis einer Wahrheit anfleht, sie nicht allezeit schneller finden, als wer sich allein abmüht? Endlich gibt es nach Rousseau nur wenige Hauptwahrheiten. Aus diesen müssen sich alle anderen Wahrheiten herleiten lassen und eine solche Hauptwahrheit ist ohne Zweifel die: „Alles ist geworden“, und damit ist der Schlüssel zu allen Werken der Natur und der Kunst gegeben“.

Unser gelehrtes Gespräch wurde durch Agnes beendet, welche ihrem Versprechen gemäß, sich für ein Viertelstündchen zu uns setzte.

„Ich bringe noch einen Hansgenossen“, sagte sie, einen großen Angorakater auf den leeren Stuhl stellend: „Herr Schnurr“.

Edeltraut streichelte das schöne Tier, von welchem nicht leicht zu sagen ist, ob es ein Spitz oder eine Miez sei. Eifersüchtig kam nun das Windspiel Lio herbei und drängte sich zwischen Edeltraut und die kostspielende Katze und schaute mit seinen schönen Augen zu Edeltraut auf, als wollte er sagen: „Bin ich nicht mehr wert als diese Nörrin?“ Und Edeltraut strich ihm liebkosend über das feine, seidenweiche Köpfchen und reichte ihm ein Stück Backwerk. Agnes aber sagte zu mir: „Wenn Fräulein wüßten, was für Kunststücke das kluge Tier macht. Er kann nicht nur Hindernisspringen, Apportieren, Körbchen tragen, er nimmt auch die aufgesetzten Hüte vom Kopf und sucht und findet den versteckten Plumpsack“.

„Diese Posse hat ihm Edeltrauts Bruder gelehrt“, erzählte die Großmutter, „und das Tier macht zuweilen höchst originellen Gebrauch von dem Gelernten. So nahm er in einem Kaufladen einst einem Spaziermichel den Hut ab und wurde an Edeltrauts Mütterchen zum Dieb, indem er ihr am Markte als vermeintlichen Plumpsack die Börse aus dem Kleidersack zog“.

„Was hat er da am Halse für eine Narbe?“ fragte ich.

„Er bekam einst Drüsenanschwellungen“, erzählte Edeltraut, „und mußte operiert werden. Wenn er darnach mit verbundenem Halse durch die Stadt ging, so scherzten die Knaben: „Seht, der arme Hund hat Diphtheritis“. So gepflegt haben wir ihn, den Schmeichler“.

„Er vergilt es auch mit einer beispiellosen Unhägigkeit“, sagte Edeltrauts Großmutterchen. „Stundenlang wartet er an der Gartenpforte geduldig auf Edeltrauts Heimkehr. Erblickt er sie, so läuft er ihr weit hin entgegen und begrüßt sie mit Freudengeheul und mannhohen Sprüngen, schweifwedelnd und sich wie eine Schlange windend und drehend geleitet er sie voll Freuden heim“.

„Geht das Fräulein dann von ihm umtänzelt durch den Garten“, setzte Agnes fort, „so fliegt ihr schneeweißes Pfauenhäubchen vom Hausdach herab, als wär's ein Schneeball und bleibt auf ihrer Hand kleben, an der Türschwelle aber reibt

sich Kater Schnurr an ihr und macht seinen höchsten Buckel". „Im Flur“, fiel Edeltraut ein, „empfängt mich dann die gute Agnes mit ihrem freundlichsten Gesichte und teilt mir mit, welche Lieblingspeise meiner harrt, in der Stube aber empfängt mich mein Großmutterchen mit den bittersten Vorwürfen, über meine späte Heimkehr“.

„Sind Sie nicht glücklich mit so viel Liebe erwartet und empfangen zu werden“, scherzte ich.

„Gewiß“, sagte Edeltraut schalkhaft, „wenn Liebkosungen und Vorwürfe nicht zu gehäuft sind. Aber darf ich Ihnen, Fräulein Marie, jetzt vielleicht unser Schlaßzimmer zeigen?“

Ich willigte mit Freuden ein, hoffte ich doch nun die Erfüllung meines Lieblingswunsches zu erleben. Als wir zur Türe gingen, besah ich mir den Brunnen in der Ecke genauer. Der Türwinkel war mit blauen Majolikafächeln ausgesteckt. Vor ihnen stand die Ecke ausfüllend eine gelbliche Majolikasäule, welche eine wunderschöne, schwelende, von grauen Schleiern umwallte Luftgöttin trug, die das Wasser aus einem Krüge in das im Boden eingelassene tiefe Quellbassin goß. Als ich an dieser Stelle bewundernd stehen blieb, teilte mir Edeltraut mit, daß ich hier das Hausbad vor Augen habe. Der Türe zuschreitend, streifte mein Blick zwischen den westseitigen Fenstern einen Vorsprung in der Vertäfelung, den ich mir als ein Pianino erklärte, so wie ich einen andern ähnlichen Vorsprung in der östlichen Wand als Nähmaschine sehr richtig angenommen hatte. Meinem Auge waren auch die hübschen Schaukrüge und Teller über dem Kredenzkasten und die schönen Blumenbecher zu beiden Seiten des Altarbildes nicht entgangen, sowie ich bewundernd das Gesimsbrett mit seinen Pfauenfedern und Schilftragenden, schönen, hohen Vasen über der Türe sah, durch die wir jetzt schritten.

Wir überquerten den schönen Mosaiksteinboden des Flures und traten durch die gegenüberliegende Türe und waren nun gewissermaßen in dem breiten Zwischenraume einer Doppeltüre. Die zweite Türe öffnend, standen wir im Schlaßzimmer. Auch dieses Zimmer ist dunkel getäfelt. Die Füllungen der Vertäfelung an der Hinterwand sind ein transparenter mit Bildern bemalter Seidenstoff, denn diese Vertäfelung birgt die Schlafstellen. Auch

die Fensteröffnungen haben transparente, rosenfarbige Einsätze. Die silberhellen Bugenscheibenfenster standen offen und bildeten eine Zier der Fensternischen, indem die zierliche Vergitterung der Fensteröffnung sich an den seidenen Einsätzen abmalte. Von der Decke hängt eine rosenfarbige Ampel herab. Unter derselben steht ein dunkler quadratischer Tisch mit vier blauen Polsterstühlen. Alle Vertäfelungen haben als Füllung Porzellangemälde. Über die zwei vorderen Ecken sind zwei Ruhebetten gestellt, die mit pfauenblauen Wollplüsch überzogen sind. Hinter ihnen stehen auch hier Säulen, welche die Ecken ausfüllen. Die eine von ihnen trägt eine Psyche, die sich mit der Leuchte in der Hand über die hier ruhende Träumerin neigt. Auf der andern steht ein Genius mit Psychesflügeln, der gegen Himmel blickt und den Mantel fallen lässt. Nachdem ich dies alles aus dem Hintergrunde überschaut hatte, schritten wir zur Besichtigung der Porzellangemälde. Am meisten zogen die zwei Bilder der Nordseite meine Blicke an. Das eine stellte Mariens Himmelfahrt, das andere die Verklärung Christi vor. Diese figuren- und farbenreichen, schönen Bilder beleben den dunklen Raum ungemein. An dem Fenster, zwischen diesen schönen Bildern steht ein pultartiger Schreibtisch mit einem hohen Lehnsstuhl davor. Zwischen den zwei östlichen Fenstern ist Edeltrauts Harmonium der Vertäfelung einverleibt und darüber sah ich meine überirdisch schöne heilige Cäzilie. Als ich ganz begeistert und entzückt vor dem Bilde stand, zog es plötzlich wie Orgelton durch das Gemach. Ich erschauerte. Es war, als ob die heilige Cäzilie ihrem Instrumente jene geisterhaften Töne entlockte.

„Was ist das?“ fragte ich bebend.

„Meine Windorgel“, sagte Edeltraut.

„Wie traumhaft“, hauchte ich. — „Edeltraut, ich danke Ihnen“. Edeltraut drückte mir verständnisvoll die Hand und führte mich zu ihrer Staffelei zwischen den zwei westlichen Fenstern. Das Porzellangemälde darüber zeigte ein Gegenstück zu meiner heiligen Cäzilie: einen jungen, gottbegeisterten und gottbegnadeten Mönch, der an einer anbetungswürdigen Mariengestalt malt.

Zwischen den zwei Fenstern und der Vertäfelung der Rückwand sind ebenfalls bemalte Porzellanschäfte. Die eine von ihnen

zeigt die Vermählung Mariens, die andere Christus bei Marie und Martha. Weil ich den Grund für die Auswahl dieser schönen Bilder nicht einsah, drückte Edeltraut an einen Knopf der Ver-täfelung, das Porzellangemälde drehte sich einwärts und machte einem Spiegel Platz, der seine Rückseite bedeckt hatte. Ueber diesem standen die Jean Paul'schen Worte: „Beseelt das Herz!“ und unter dem Spiegel stand: „Niemand ist weniger eitel als eine Braut“. — Der zweite Spiegel trug die Aufschrift: „Findest Du dich schön, forsche, ob Du gut sieinst“ und die Unterschrift: „Sei Maria im Geiste und Martha in der Tat!“ Dann hob Edeltraut unter dem Spiegel einen Pultdeckel auf und ließ mich erkennen, daß ich einen Waschtisch mit versenkter Muschel vor mir habe. Nachdem Edeltraut wieder Ordnung gemacht hatte, besahen wir auch die Seiden-gemälde der Bettvertäfelung, welche des Nachts gleich einer spanischen Wand zusammengefaltet oder in größerer Entfernung aufgestellt werden kann. Auf dem einen war Jakobs Traum von der Himmelsleiter, auf der andern die Himmelfahrt des Elias im feurigen Wagen abgebildet.

„Holdere Träume kann man nicht haben“, sagte ich, „als daß der Himmel zu uns niedersteigt oder wir uns zum Himmel aufschwingen“.

„Nicht wahr?“ sagte Edeltraut lächelnd. „Wollen Sie einen Vorgeschnack dieser Seligkeit haben, so steigen Sie mit mir hinauf in das Reich unserer getreuen Agnes“.

„Gerne“, antwortete ich, „aber lassen Sie mich zuvor Abschied nehmen von meiner göttlichen Bäzilia“.

„Bitte“, sagte Edeltraut zurücktretend, und überließ mich für eine Weile dem Kuß der Himmelsliebe. Nach einem Zeitraume erster Stille wandten wir uns zum Gehen und stiegen in das Dachgeschoß empor. Hier befinden sich zwei Giebelstübchen. Das nordseitige ist zur Sommerszeit der guten Agnes Schlafkämmerchen. Daher wandten wir uns dem südseitigen Gelasse zu. Es ist zum Schutz gegen Kälte getäfelt. Selbst die Decke weist eine einfache Ver-täfelung auf. Der Enge wegen muß man das Bett aus der Ver-täfelung klappen, ebenso den Waschtisch, die Sitz- und die Arbeitsstellen. Statt eines Fensters ist eine Doppeltüre, da nämlich eine höl-

zerne Schiebtüre und eine Glastüre. Zu beiden Seiten derselben aber befinden sich die beiden mit bunten Buchenscheiben verglasten Guetlöcher, durch welche man die Gegend in einem beliebigen Lichte sehen kann. Nachdem wir uns an diesem Spiele ergötzt hatten, traten wir durch die Glastüre auf die Veranda und ließen uns dort vor Klappischen auf Klappstühlen nieder und schauten auf das weite Rundbild zu unseren Füßen. Die Sonne neigte sich zum Untergange und ließ über den Schatten des Tales das alte zerfallene Bergschloß im goldenen Abendscheine aufglühen. Dann begann das Abendrot die Wolken des Ostens zu färben und die blaue Mondsfichel im silberhellen Lichte zu glänzen. Edeltraut nahm eine Laute von der Wand und sagte, auf ihr leise präludierend:

Im Westen leuchtet purpurrot!
Der Tag ist wie eine Phönix verloht.
Es überzieht die sterbende Glut
Den Himmel mit einer ganzen Flut
Von sanfter leuchtenden Farbenton.
In denen leise der Tag verklingt.
Wie lieblich der Chor der Vögel singt!
Auf des Abends Rosen, die himmlisch schönen,
Tritt aus des Ostens Tor die Nacht.
Ihre silberne Ampel schimmert in Pracht
Vom weiten, blauen Himmelszelt.
Bald schließen die Augen sich dieser Welt. —
Eine andere öffnet die Sternenauen
Himmlischen Trost auf uns niederzutauen.

Edeltraut präludierte nach diesen Worten noch ein wenig. Allmählich jedoch wurde ihr Spiel immer leiser und leiser, bis es endlich ganz verstummte.

Da stand ich auf und sagte: „Es ist schön, den Himmel über dem Haupte, ein Paradies zu Füßen und Engel zur Seite zu haben und dennoch muß ich wieder in die Niederungen des Alltagslebens herabsteigen. Gute Nacht! liebe Edeltraut und innigsten Dank für die schönen Stunden, die ich mit Ihnen verleben durfte“.

„Gute Nacht!“ sagte Edeltraut. „Meine weißen Pfauen-täubchen kehren schon zurück zu den heimlichen Nestern und um-flattern uns wie verkörperte, zärtliche Gedanken sehnüchterner Liebe. Ich darf Sie nicht länger zurückhalten, denn die Ihren würden sich um Sie sorgen. Aber ich will Ihnen mit Lio ein Stück das Geleite geben.“

Wir stiegen also herab und ich verabschiedete mich von Edel-trauts lieben Großmutterchen und der guten Agnes. Edeltraut aber ging im Gefolge ihres treuen Sklaven Lio eine Strecke Weges mit mir. Als wir uns verabschiedend, rückwärts schauten, ragte Edel-trauts Heim vor unseren Blicken im letzten Abendschein wie ein kleiner Tempel in den Himmel.

„Es kann kein trauteres Haus geben, als das Ihre“, sagte ich. „Alle die holden Geister der Natur umschweben es. Die Kunst hat es veredelt. Gott, Liebe und Wahrheit wohnen darin, so daß alles, was da geschieht, gut, was darinnen gedacht wird, schön und was innerhalb seines Friedens gesprochen wird, edel ist. Ich trage aus Ihre in lichtumwallten Heim heute ein Herz voll Sonnenschein mit in mein Haus.“

„Möge er nie darinnen erlösschen“, sagte Edeltraut, küßte mich auf die Stirne und wandte sich, um den Heimweg anzutreten. Sie winkte noch oft mals rückwärts blickend „Lebewohl“, ja als sie höher stieg, sang sie meinen Namen rufend, so daß er wie der Födler eines Sennen weit hin schallte, an einzelnen Hauswänden ein stets schwächer werdendes Echo weckte und endlich wie ein Geisterhauch verhallte.

„Edeltraut muß auch uns ihr Heim zeigen“, riefen die Amtsgenossinnen, als Fräulein Marie ihren Bericht geendet hatte. „Sie müssen uns dazu verhelfen“, bat sie. „Wir könnten ja eines Sonntags einen gemeinsamen Ausflug unternehmen und im Vor-übergehen die Kollegin in ihrem Heim überfallen. Versprechen Sie es uns?“

„Gut“, sagt das stets sehr entschieden auftretende Fräulein Marie. „Aber geloben Sie mir auch, Edeltrauts Heim zu besuchen, wie man ein Museum besucht, dann will ich die Besitzerin bewegen,

uns alle Räume ihres Hauses zu öffnen und ihre Besichtigung zu gestatten“.

„Wir geloben“, schworen alle unisono mit verstilltem Ernst. Fräulein Marie aber sagte erklärend: „Fräulein Edeltraut und ihr Großmutterchen sollen durch unsere Menge nämlich nicht in Verlegenheit gebracht werden“.

Damit gab man sich zufrieden und der Besuch wurde ausgeführt, wie er geplant worden war, und als man sich wieder auf dem Heimwege befand, waren alle des Lobes voll über Edeltrauts Künstlerheim.

VIII.

Edeltrauts Sprachunterricht.

„Fräulein Marie“, sagte eines Tages Edeltraut zu ihrer jüngeren Kollegin, „mir wurde einmal eine Neuherzung Ihres pädagogisch erfahrenen Herrn Papa's mitgeteilt über das seltene Geschick und Glück, das Sie im Unterrichte hätten. Wenn Sie mir eine Gegengefälligkeit erweisen wollen, so erlauben Sie mir, während Ihrer Unterrichtsstunden in der vierten Klasse Ihnen dort einen stummen Gegenbesuch zu machen“.

„Mit Vergnügen“, sagte Marie. „Kommen Sie, wann Sie wollen!“

Am nächsten Vormittag schon stellte sich Edeltraut bei Marie ein, als diese eben Grammatikunterricht erteilte. Es wurden Sätze zergliedert. Edeltraut, die nie auf diese Weise unterrichtet worden war, staunte über der jungen Lehrerin Schnelligkeit und Sicherheit der Fragestellung, über die Geistesgegenwart und Schlagfertigkeit in der Behandlung falscher Antworten und über die Geschicklichkeit mit welcher sie die Kinder zwang, stets ihr ganzes grammatisches Wissen bereit zu halten.

Edeltraut, welche damals ebenfalls an einer Mittelklasse wirkte, bemühte sich in der Folge, es ihrer jüngeren Kollegin gleich zu tun und weil ihrem redlichen Bemühen Beharrlichkeit verliehen war, so gelang es ihr. Selbst in der Unterklasse, in der sie später wirkte, machte sie in einem engeren Wissenbezirke von der durch Marie erlernten Geschicklichkeit noch mit vielem Nutzen Gebrauch.

Zur Einführung der Kinder in das Verständnis grammatischer Begriffe und Regeln hatte Edeltraut keinen gebahnten Weg gefunden. Wohl hatten treffliche ältere und neuere pädagogische Schriftsteller ihr Fingerzeige gegeben. Diese hatte sie benutzt und sich mit ihrer Hilfe einen eigenen Weg gesucht.

Nach dem Beispiel solcher Führer ging auch bei ihr jedem neuen Lehrsatz des Sprachlehrunterrichtes, der Sachunterricht in Form einer Denkübung oder einer Erzählung voraus. Die von den Kindern zur Einübung der erklärten Lehrsätze oder Begriffe verlangten Beispiele waren meist angeregt durch die auf der Schultafel hängenden Anschauungstabellen. Zur Wiederholung eines Abschnittes wurde eine Art Fragespiel oder eine Satz- und Wortanalyse vorgenommen. Um Zeit zu ersparen, wurde eine gewisse Parallität mit dem Anschauungsunterrichte eingehalten, in allen jenen Fällen, wo ein dazu geeigneter Stoff vorlag. Wurden beispielsweise die Sinne des Menschen besprochen, nahm Edeltraut das Eigenschaftswort. Bei der Behandlung des Tätigkeitswortes nahm sie die Bewegungsfähigkeit der menschlichen Glieder u. s. w. Damit die Kinder die grammatische Ausdrucksweise mit Freiheit gebrauchen lernten, wurde die verkürzte Ausdrucksweise erklärt, wie man Gedichte oder Redensarten, die durch Auslassung unverständlich geworden sind, durch Erweiterung begreiflicher macht.

Und Edeltraut wußte, warum sie so und nicht anders unterrichtete.

In der Sprache spiegelt sich nicht nur die Denkart eines Volkes, sondern auch die Kulturgegeschichte der Menschheit. Man muß also die Denkart kennen, aus welcher die Sprache entstanden ist und in die Kulturverhältnisse Einsticht haben, welche die Sprache gebildet, erweitert und verdichtet haben.

Im Gegensatz zu vielen ihrer Zeitgenossen glaubte Edeltraut, „daß viele von uns ohne die Schule vollkommen Dummköpfe blieben“ und zu den Unterrichtsgegenständen, welche das folgerichtige Denken am meisten fördern, gehörte ihr außer dem Rechenunterricht die Sprachlehre. (Rechen- und Grammatikunterricht galten ihr als die Logiklehre der Volksschule).

Die oft gehörte Forderung aber, mehr Sprachunterricht und weniger Anschauungsunterricht zu erteilen, schien ihr ebenso falsch, wie das Verneinen alles schulmäßigen Lernens.

Um durren Aronstock eines reinen Sprachlehrunterrichtes können sich in der Hand von Kindern keine Blüten entwickeln.

Die Sprachgesetze müssen nicht nur von konkreten Beispielen abgeleitet werden, sondern diese Beispiele müssen in der Anschauung der Außenwelt gewonnen und als Teile der lebendigen Rede erkannt und empfunden werden.

Weil man erst klar denken kann, wenn man für die Sachen Namen hat und nicht bloß Bilder wie die Tiere, aber auch nicht denken kann, wenn man zu den Namen keine Bilder hat, so war ihr Grammatikunterricht aus dem Sachunterricht abgeleiteter Sprachunterricht. Da Kinder nur wenig Kraft und Beharrlichkeit besitzen, gab sie ihnen die figurenreichen Tabellen, damit ihnen mit ihrer Hilfe die Mühe des Beispielsuchens zur Lust werde. Das Frag- und Antwortspiel sollte die Kinder an die Über- und Unterordnung der Begriffe gewöhnen und das Bergliedern formale Verstandesbildung fördern und ihnen eine Leuchte zum Erhellen des dunklen Sinnes verwickelter Satzkonstruktionen werden.

Edeltraut bedauerte später oft die Sprache der Umgebung ihres Städtchens nicht gelernt zu haben, da sie dann diese zweite Landessprache zum Vergleiche mit der deutschen Sprache hätte heranziehen können. Den deutschen Kindern wäre dadurch der Bau ihrer Muttersprache eher verständlich worden. Die fremdsprachigen Kinder aber hätten die Schulsprache bei solchen Vergleichungen leichter erlernt.

Edeltraut hatte trotzdem die Freude, diese fremdsprachigen stummen Kinder, meist Sprößlinge armer Leute, beim Sprachunterrichte klug und beredt werden zu sehen, so daß sie nicht mehr daran zweifelte, man könne jedes normale Kind ganz systematisch an folgerichtiges Denken gewöhnen und damit die sogenannten dummen Kinder aus der Welt schaffen.

Zur Zeit, als Edeltraut in der Sprachlehre die Einteilung der Dingnamen in Personen-, Tier- und Sachnamen vornehmen sollte, erzählte sie den Kindern in der Stunde für Anschauungsunterricht Folgendes:

„In dem wunderschönen Garten eines großen Hauses, in dem ich viele genüfreiche Stunden verlebt habe, steht ein uralter Römerstein, auf dem der heidnische Lichtgott der Berser gemeißelt ist. Der Stein war bei dem Hausbaue aus dem Grunde gegraben und in den Garten gesetzt worden; hinter ihm aber hatte man einige kleine Fichtenbäumchen gepflanzt. Die Fichten sind heute schon so hoch, daß sie bei den Fenstern des zweiten Stockes hineinsehen. Der Stein aber ist noch gerade so groß, als er vor vielen hundert Jahren war, als er aus der Hand des Bildhauers kam, der ihn zum Denkstein gesetzt hatte. Wie kommt das?

Nach einiger Zeit des Stillschweigens meldete sich endlich eine kleine, mutige Schülerin zum Wort und sagte:

„Die Fichtenbäume wachsen, die Steine aber wachsen nicht.“

„Wachsen nur Fichtenbäume?“ fragte Edeltraut.

„Nein, auch Apfelbäume wachsen“, erzählte eine kleine Nachdenkliche.

„Nur Fichten- und Apfelbäume?“ sagte Edeltraut.

„Auch Birnbäume wachsen“, wußte eine kleine Näscherin.

„Welche Bäume wachsen nicht, sondern stehen eines Morgens da, wie der Märchenbaum mit den silbernen Blättern und goldenen Früchten vor Zweiäugleins Fenstern?“ fragte Edeltraut.

Als keiner der christlichen und besonnenen Schülerinnen ein solcher Wunderbaum einsäfft, erklärte endlich ein Kind kühn:

„Alle Bäume wachsen.“

„Wachsen nur die Bäume?“ fragte Edeltraut und sagte ohne eine Antwort abzuwarten:

„In demselben Garten, wo der Römerstein steht, ist auf einer Erdterrasse vor dem Hause mitten in einem Rasenfleck ein großes ovales Blumenbeet. Der Herr des neugebauten Hauses hatte von einem Gärtner viele kleine Zweigstücke gekauft und sie in dieses Beet gesteckt. Heute sind aus diesen Stecklingen eine Menge viel verzweigter niederer Sträucher entstanden, die nun alljährlich eine Fülle der schönsten Rosen tragen, deren herrlicher Duft die Luft des Gartens süß durchhauchet. Wie kommt dies?“

„Die Rosensträucher wachsen auch“, sagte eine aufmerksame Schülerin.

Und wieder fragte Edeltraut so lange, bis sie die Antwort erhielt: „Nicht nur Bäume, auch Sträucher wachsen“.

„Nur Bäume und Sträucher?“ sagte wieder Edeltraut und erzählte: „Ich hatte in meinem Vaterhause ein eigenes Blumenbeet. Da ich Lehrerin werden wollte, mußte ich mich längere Zeit in einer großen Stadt aufzuhalten. Als ich einmal wieder für kurze Zeit im Elternhause weilen durfte, führten mich meine Geschwister zu meinem Blumenbeete, das ich brach liegen gelassen hatte, als ich fortgezogen war. Zu meinem Erstaunen war nun mein Name in Vergißmeinnichtbuchstaben dort aus der Erde hervorgekommen. Wie kam das?“

Eine kleine Gärtnerin wußte zu berichten: „Die Vergißmeinnicht sind gewachsen!“

„Aus bloßer Erde geworden?“ fragte Edeltraut.

„Nein aus Samen“.

„Warum in solchen Reihen, daß mein Name entstand?“

„Die Samen wurden in solchen Reihen gesät.“

„Ja“, gab Edeltraut zu, „und meine Geschwister haben die Buchstaben in den Boden geritzt und dann den Samen in die Furchen gesät und mit Erde bedeckt. Sie taten dies, um mir eine unerwartete Freude zu machen.“

„Merkt euch jetzt: Vergißmeinnicht sind schön blühende Kräuter oder Blumen. Wächst nur diese Blume? Wachsen nur die schön-blühenden Kräuter?“

Wieder fragte Edeltraut so lange, bis sie die Antwort erhielt: „Alle Kräuter wachsen“, und zusammenfassen konnte:

„Bäume, Sträucher und Kräuter wachsen“.

Bäume, Sträucher und Kräuter kann man hinpflanzen, wo man will und so da einen Wald, dort einen Acker, an einer anderen Stelle einen Lustgarten entstehen lassen. Bäume, Sträucher und Kräuter nennt man Pflanzen. Man kann also statt: Alle Bäume, alle Sträucher und alle Kräuter wachsen, kurz sagen: Alle Pflanzen wachsen.

Dann setzte Edeltraut ihre Erzählung fort:

„Als ich das erstmal in das Haus kam, in welchem der Römerstein steht, waren die Kinder des Hausherrn ganz kleine Mädchen, die fröhlich und ohne Sorgen in dem schönen Garten

umhersprangen, denn sie hatten noch nicht einmal Schulsorgen. Es kam aber die Zeit, da sie zur Schule gingen, die Zeit, da sie wieder austraten. Heute sind sie Frauen. Der Römerstein ist aber nicht größer geworden. Wie kommt das?"

„Die Mädchen sind gewachsen, der Römerstein ist nicht gewachsen“, erhielt Edeltraut zur Antwort.

„Wachsen nur diese Mädchen? Wirst du immer klein bleiben? War ich immer groß? Wachsen nur Mädchen? Was sind Knaben und Mädchen? Wer wächst also außer den Pflanzen noch? Wachsen nur Pflanzen und Menschen?“ fragte Edeltraut und beantwortete die letzte Scheinfrage selbst, indem sie in ihrer Erzählung fortfuhr:

„Mit den kleinen Mädchen aus dem indischen Palais hüpfte ein muntrer Spitz durch den Garten mit der Fichtengruppe am Römerstein. Er umbellte die Kinder lustig, wenn sie zu den hohen Weiden am silberhellen Fluß liefen, hatte aber keine Lust, die ihm ins Wasser geworfenen Holzstücke zu holen. Lieber jagte er kläffend auf den Wiesenflächen umher, oder lief um die Gartenbeete. Aus diesem munteren Hündchen wurde ein gesetzter Spitz, der am liebsten in der kühlen Laube schlief und endlich ein würdiger, alter Herr. Heute lebt er nicht mehr, denn Hunde werden selten älter als zwölf Jahre. Der alte Römerstein aber steht noch immer dort und ist gerade so groß als vor tausend Jahren. Wie kommt das?“

„Das Hündchen ist gewachsen, der Römerstein nicht!“ erhielt Edeltraut wieder zur Antwort und sie fragte weiter: „Wuchs nur dieses Hündchen?“ „Was ist ein Hündchen für ein Lebewesen?“ „Wachsen von allen Tieren nur die Hunde?“ und nachdem sie die Auskunft bekommen hatte: „Nein, alle Tiere wachsen“, fasste sie wieder die wichtigsten Antworten zusammen: „Also Menschen, Tiere und Pflanzen wachsen“, und stellte dann die Frage:

„Was heißt das, sie wachsen?“

„Sie werden größer.“

Wie sagt man statt dessen von Bäumen?

„Sie werden höher.“

Von wachsenden Haaren?

„Sie werden länger.“

„Auf welche Weise verlängert man ein Kleid?
„Dadurch, daß man Stoff dazu gibt.“

„Genau so verlängern sich auch die wachsenden Pflanzen und Tiere. Sie nehmen Stoff, und zwar Nahrungsstoff auf.“

„Woher nehmen die Pflanzen diesen Stoff?“

„Aus der Erde!“

„Womit nehmen sie ihn in ihren Leib auf?“

„Mit den Wurzeln.“

„Habt ihr schon mit Strohhalmen Wasser, Milch oder Arzneien geschlürft?“ fragte Edeltraut, und als die Kinder bejahten, fuhr sie fort: „So wißt ihr, wie die Pflanzen essen. Sie wachsen, indem sie mit feinen Wurzelröhren Saft aus der Erde auffaugen und Gewächse, die mit vielen Wurzelöffnungen Nahrung aufnehmen, heißen Pflanzen.“

„Womit nehmen Menschen und Tiere ihre Nahrung ein?“

„Mit einer einzigen Öffnung, dem Munde oder kürzer mit einer Mundöffnung.“

„Wachsen die Bäume immerfort in den Himmel hinein?“

„Wachsen die Menschen und Tiere ohne Aufhören sich zu Riesen ans?“

„Nein.“

„Wie lange wachsen sie nur?“

„Bis sie ihre vorausbestimmte Größe erreicht haben.“

„Wie lange also der Mensch?“

„Bierundzwanzig Jahre.“

„Ein Pferd wächst etwa drei Jahre, eine Eiche z. B. zweihundert Jahre.“

„Warum läuft der Spitz heute nicht mehr durch den schönen Garten am Flusse?“

„Weil er tot ist.“

„Mußte nur dieser Spitz verenden?“

„Nein. Alle Tiere müssen sterben“, sagten die Kinder.

„Können Menschen ewig leben?“

„Des Menschen Leben währt siebzig und wenn es lang ist, achtzig Jahre und wenn es kostlich gewesen ist, ist es Müh' und Arbeit gewesen“, steht in der Bibel.

„Dauern die Bäume ewig?“

„Nein, es gibt zwar tausendjährige Eichen und Linden, aber ewig grünende gibt es nicht“, sagte Edeltraut.

„Welche Veränderung geht endlich mit solchen alten Bäumen vor sich?“

„Ihre Äste sterben ab, der Stamm vermodert und tut sich auf, so daß große Höhlen in ihm entstehen. Endlich bricht er zusammen“, sagte Edeltraut, die Antworten der Kinder wiederholend und zusammenfassend.

„Ahnlich ergeht es auch alten Menschen und Tieren. Ihre Glieder werden schwächer und schwächer und eines Tages versagen sie ganz und der Tod tritt ein“.

Menschen, Tiere und Pflanzen wachsen also, indem sie Nahrung aufnehmen, Menschen und Tiere durch eine Mundöffnung, Pflanzen durch viele Wurzelöffnungen. Menschen, Tiere und Pflanzen erreichen eine bestimmte Größe, Kraft und Schönheit. Dann werden sie wieder schwächer und sterben allmählich ab.

Kürzer: Menschen Tiere und Pflanzen entstehen, wachsen, blühen, gedeihen und vergehen endlich wieder.

Die Steine wachsen und vergrößern sich nicht von innen heraus. Höchstens bleibt etwas an ihnen kleben, das sie vergrößert und darum sagen wir, sie haben kein Leben in sich; sie sind leblos oder besser unbelebt, weil sie niemals ein Leben hatten.

Menschen, Tiere und Pflanzen aber leben, denn sie wachsen, blühen, gedeihen und vergehen wieder.

Pflanzen, Tiere und Menschen sind Lebewesen, Steine sind Sachen.

In der nächsten Stunde für Anschauungsunterricht erzählte Edeltraut:

„Ich war eines Morgens wieder in dem Wundergarten mit dem Römerstein. Es war die Zeit der Rosen. Unter den vielen Rosenbäumchen, die da standen, war eines vor allen herrlich geschmückt. Seine Blumen waren erschlossen und ihre Blätter glichen dunkelrotem Sammt. In ihren weichen, schwarzen Kelchen aber schimmerten Tautropfen, hell wie Licht. Ein süßer, wonniger Duft,

in dem sich der Odem der Rose mit dem Aroma der Erdbeere vermählt zu haben schien, entströmte ihnen.

Da flatterte ein Schmetterling heran, gaukelte um die schönen Blüten und ließ sich endlich ausruhend auf einer prächtigen Rose nieder. Bald entfaltete er die großen, dunklen Schwingen mit den blauen Spiegeln, bald schloß er sie. Er schien sich an dem Wohlgeruch des holden Blumenkindes zu berauschen. Endlich aber breitete er seine geschweiften Schwingen aus und entschwante.

Gleich darauf kam ein schönes, rotwangiges Kind mit blonden Locken in den Garten gestürmt. Der muntere Spitz lief freudig hellend mit dem Mädchen, das ein Schmetterlingsneß in der Hand hielt. Kaum hatte es den schönen Falter erblickt, so rief es: O, du holdes, buntes Sommerwögelein, du sollst mir nicht entflattern. Rasch schwang sie das luftblaue Neß und siehe, der freie Sohn des Himmels zappelte als Gefangener zwischen spinnwebfeinen Kerkerwänden. Aber das reizende Kind sagte mit einem Stimmchen, süß wie Vogelgezwitscher: Bittre nicht, kleiner Liebling! Ich tu dir nichts zu leide. Nicht einmal berühren will ich dich, damit der zarte Farbenschmelz deiner Flüglein nicht verderbe. Nichts will ich, als dich ein wenig bewundern. Und als es sich an seiner schönen Bente genug entzückt hatte, da ließ es das leichte Kind des Windes entfliehen.

Nun aber wandte sich das goldlockige Mädchen den Rosen zu, klatschte vor Freude in die kleinen Händchen und jubelte:

„O die prächtigen Blumen! Die schönste soll dem Mütterchen gehören“.

Es schnitt eine der herrlichen Sammtrosen ab und brachte sie der Mutter. Die Mutter freute sich über die schöne Gabe, noch mehr aber darüber, daß sie von ihrem Kinde so herzlich geliebt wurde und küßte es auf das rote Mündchen.

„Wenn der liebe Gott eure Seelen gefragt hätte, ehe er sie in die Welt schickte: Welchen Leib soll ich euch geben? Wollt ihr das schöne Erdenkleid einer Rose, den leichtbeschwingten Körper eines Schmetterlings oder den Leib eines so holden Menschenkindes? Was würdet ihr ihm geantwortet haben?“

„Ich hätte gesagt“, rief ein kleines, süßes Ding, „gib mir, lieber Gott einen Mädelchenleib“.

„Warum nicht einen Rosenleib“, fragte Edeltraut. „Ist eine Rose nicht hold?“

„O ja“, sagte das Kind, „sie kann aber nicht weglassen“.

„Nicht laufen und springen zu können, däuchte dir wohl als die größte Strafe?“ sagte Edeltrant lachend.

„Die Rose sieht nichts, hört nichts, spürt nichts“, rief lebhaft eine andere.

„Du hast recht“, gab Edeltraut zu. „Es ist, als ob ihre Seele noch in diesem Schlaf läge. Sie träumt von den Sonnenstrahlen, die sie küssen und strebt ihnen sehnsuchtsvoll entgegen; sie träumt von den milden Lüften, die sie umschmeicheln und haucht ihnen liebend ihre süßen Düfte zu; sie träumt wohl auch von der dunklen Erde, die sie nährt und sie streut ihr dankbar und vertrauend ihre Blüten und Früchte hin“.

„Warum möchtest ihr aber nicht ein Schmetterling sein? Er kann ja fliegen, denkt euch nur, fliegen wie ein Engelein!“

„Aber“, sagte sinnend eine kleine Plaudertasche, „er kann nicht reden“.

„Das wäre freilich das furchtbarste Unglück, das dich treffen könnte“, scherzte Edeltraut. „Aber du hättest ja den lieben Gott bitten können, dir den Körper eines Stares zu geben, der Star kann fliegen und lernt reden. Was meinst du?“

„Ich möchte doch noch lieber ein Mensch sein“, beharrte die Kleine.

„Da hast du recht“, sagte ihr Edeltraut. Der Star redet nicht, was er denkt, sondern spricht nur Unverstandenes nach. Im Tierleib ist zwar die Seele schon wach. Das Tier hat sich losgerissen vom Boden, läuft, springt und schwingt sich gar in die Lüfte; es sieht, hört und fühlt. Es denkt auch schon, aber nur in Erinnerungsbildern, denn es ist noch stumm.

Der Mensch aber kann reden und denkt klar in Worten. Und mit seinem vollkommeneren Denken hat er Gott erkannt und sich ihn

zum Führer durch das Leben gewählt und so hat seine Seele die Jakobsleiter betreten, die in den Himmel führt". —

„Pflanzen, Tiere und Menschen leben“, sagte Edeltraut nach einer Pause.

„Woran merkt man es aber nur, daß die Pflanze lebt?“

„Daran, daß sie wächst“, sagte eine gefragte Kleine.

„Woran merkt man es auch, daß das Tier lebt?“ fragte Edeltraut.

„Man merkt es auch daran, daß es wächst“, sagte die kleine Ada.

„Woran aber noch?“ fragte sie Edeltraut.

„Es läuft“, erhielt sie zur Antwort.

„Auch die Schnecke?“ scherzte Edeltraut.

„Die Schnecke kriecht“, verbesserte eine andere Eifrigie.

„Und die Schwalbe, läuft die auch?“ erkundigte sich Edeltraut.

„Die Schwalbe fliegt“, berichtigte eine dritte.

„Was tun sowohl die Tiere, die laufen, als jene, die kriechen oder fliegen?“

„Sie fressen“, sagte prompt eine der Schülerinnen.

Edeltraut stützte erst über diese unerwartete Antwort. Dann die Fragestellung prüfend, sagte sie lachend: „Du hast sehr recht, aber ich habe just diese Antwort nicht gewollt. Ich will meine Fragen verbessern: Was tun die Tiere, indem sie von einem Ort zum andern laufen, kriechen oder fliegen?“

„Sie bewegen sich von einem Ort zum andern“, erhielt Edeltraut nun zur Antwort.

„Die Tiere also wachsen und bewegen sich vom Orte. Woran aber kennt man noch, daß die Tiere leben?“ setzte Edeltraut ihr Fragen fort.

Keine wußte es zu sagen. Da erzählte Edeltraut: „Wenn ich ehedem ein besonders hübsches Käferlein im Garten fand, so trug ich es in mein Zimmer und malte es ab. Ich sperrte es zu dem Zwecke in ein Glas, so daß es zwar noch Lust empfing, aber doch nicht entfliehen konnte und ich freute mich während meiner Arbeit an dem schönen Tiere, das so viel Anstrengungen mache, aus seinem Kerker zu entkommen. Wenn der Käfer aber endlich

sah, daß alle seine Bemühungen, die Freiheit zu gewinnen, vergeblich seien, blieb er regungslos sitzen und vor hoffnungsloser Trauer wurden seine hellen Auglein trübe. Da erbarmte er mir und ich ließ ihn frei und verzichtete später darauf, einen Käfer zu fangen, um ihn zu malen. Eine schöne Rose zu brechen, um jemand damit zu erfreuen, würde ich mir auch heute noch erlauben“.

„Warum?“

„Die Rose spürt nichts, der Käfer aber fühlt Schmerz“, erklärte ein mitleidvolles Kind.

„Spürt unter allen Tieren nur der Käfer Schmerz?“ fragte Edeltraut.

„Alle Tiere fühlen Schmerz“, erhielt sie zur Antwort.

„Nur Schmerz?“ fragte Edeltraut wieder.

„Auch Lust“, fiel einem Kind ein.

„Dass die Tiere leben, merkt man also erstens daran, dass sie wachsen, zweitens daran, dass sie sich vom Orte bewegen und drittens daran, dass sie fühlen.“

„Sie geben also mehr Lebenszeichen von sich, als die Pflanzen. Sie haben demnach ein höheres Leben als die Pflanzen, welche nur wachsen.“

„Wer aber hat noch mehr, noch ein höheres Leben als die Tiere?“, fragte Edeltraut.

„Der Mensch“, wußte eine Schülerin zu sagen.

„Warum?“

„Weil er auch reden kann.“

„Wann kann er nur Kluges reden?“

„Wenn er früher gedacht hat.“

„Der Mensch also“, fügte Edeltraut die Ergebnisse ihres Fragewerkes zusammen, „hat das höchste Leben, weil er nicht bloß wächst und fühlt und sich mit Willen bewegt, sondern überdies verständig reden kann“. Und wiederholend sagte sie: „Es gibt also auf der Erde belebte und unbelebte natürliche Dinge“.

Die unbelebten Naturkörper sind die Steine, die belebten sind entweder Menschen, Tiere oder Pflanzen. Anderes ist auf Erden nicht.“

„Was für Körper seht ihr aber am Himmel?“ fragte Edeltraut und als sie zur Antwort erhielt: „Sonne, Mond und Sterne“, schloß sie mit der Belehrung:

„Der Himmel mit Sonne, Mond und Sternen, die Erde mit Menschen, Tieren, Pflanzen und Steinen bilden die Natur oder Welt“.

In einer der nächsten Sprachlehrstunden fragte Edeltraut die Kinder, eine frühere Denkfübung kurz wiederholend:

„Wann kann ein Mensch nur verständig reden?“

„Wenn er denkt“, erhielt sie zur Antwort.

„Wie nennt man das, was man denkt?“

„Gedanken“.

„Wie kommt man zu den ersten Gedanken?“

„Wenn man die Dinge miteinander vergleicht“.

„Wann käme man also zu keinem Gedanken?“

„Wenn es keine Dinge um uns gäbe“.

„Warum können wir merken, daß wir von den verschiedensten Dingen umgeben sind?“

„Weil wir Sinne dazu haben“.

„Wie erkennen wir die geistigen Dinge, die wir nicht mit den Sinnen wahrnehmen? wie z. B. Gott“.

„Wir erkennen sie mit Hilfe unserer Gedanken“.

„Wie haben wir die sinnlich wahrnehmbaren Dinge genannt?“

„Sinnendinge“.

„Wie die, nur mit den Gedanken wahrnehmbaren Dinge?“

„Gedankendinge“.

„Wie nennen wir jene Sinnendinge oder Wesen, die belebt sind?“

„Lebewesen“.

„Wie jene Sinnendinge, die unbelebt sind?“

„Sachen“.

„Was für Lebewesen gibt es?“

„Menschen, Tiere und Pflanzen“.

Die Pflanzen rechnet man in der Sprachlehre zu den Sachen, weil sie nur ein unbewußtes Leben haben.

Weil jeder Mensch sich äußerlich und innerlich sehr deutlich vom andern unterscheidet, so nennt man jeden einzelnen eine Person.

Nur jene Tiere, die mit den Menschen in nähre Verühring kommen, erhalten auch ein wenig Eigenart. Die wilden Tiere gleichen sich in der Regel wie ein Ei dem andern. Ein Fuchs z. B. sieht aus wie der andere. Man unterscheidet nur die Tierart, aber nicht ein einzelnes Tier von dem andern derselben Art.

Und nun merkt: Die Namen der Dinge heißen Dingnamen.

„Welchen Namen hat dieses Ding?“ fragte Edeltraut auf das Musikinstrument der Klasse weisend.

„Es hat den Namen Harmonium“.

„Und dieses Ding dort an der Wand, links von der Türe?“

„Es heißt Wandbrunnen“.

„Und dieses Ding unter dem ersten Fenster?“

„Dampföfen“.

„Wovon sind die Wörter: Harmonium, Wandbrunnen, Dampföfen Namen?“

„Es sind Namen von Dingen“.

„Kirzer!“

„Es sind Dingnamen“.

„Womit kann man die drei genannten Dinge wahrnehmen?“

„Mit den Sinnen“.

„Was für Dinge sind es also?“

„Sinnendinge“.

„Die Namen der Dinge nennt man Dingnamen“.

„Wie wird man die drei Namen Harmonium, Wandbrunnen, Dampföfen nennen, weil sie Sinnendingen angehören?“

„Sinnendingnamen“.

„Warum ist Gott kein Sinnendingname?“

„Weil man Gott nur mit den Gedanken erkennt“.

„Was ist das Wort Gott also für ein Name?“

„Ein Gedankendingname“.

„Wie heißt“, fragte Edeltraut nach einigen Augenblicken Stillschweigens „die kleine, stille Person dort unten mit dem weißen Fäckchen, den blonden Zopfschnecken an den Schläfen und den blauen Bändchen daran?“

„Bergmann“, erhielt sie zur Antwort.

„Bergmann heißt also die kleine, nette Person?“ scherzte Edeltraut.

„Und dieses lebhafte Persönchen dort drüben mit dem schwarzen Lockenschopf und der rosenfarbigen Masche darüber?“

„Hiller“, gab eine Schülerin an.

„Und welchen Namen hat die übermütige Person da vorne mit dem braunen Krauskopf und den spitzbübischen dunklen Augen?“

„Sie heißt Voß“, sagte die gefragte Nachbarin.

„Wie heißen die drei bezeichneten Personen? Ich habs vergessen“, scherzte Edeltraut.

„Bergmann, Hiller und Voß“, kamen die diensteifigen Schülerinnen ihrer vergeßlichen Lehrerin zu Hilfe.

„Was sind also Bergmann, Hiller und Voß für Namen, weil sie Personen bezeichnen?“

„Personennamen“.

„Wer kann mir jetzt drei Tiernamen nennen?“ fragte Edeltraut und deutete auf das an der Tafel hängende Herbstbild.

„Storch, Käze, Ziege“, sagte die eine. „Trutzhahn, Gans, Ente“, wählte eine zweite. „Pferd, Ochs, Hund“, hatte sich eine dritte ausgesucht und „Schwalbe, Elster, Hase“ nannte eine vierte Schülerin.

„Wieso haltet ihr die gesagten Wörter für Tiernamen und nicht etwa für Personennamen?“

„Weil es Namen von Tieren sind“.

„Warum durftet ihr nicht Korb, Bute, Faß sagen?“

„Weil das keine Tiere sind“.

„Was dann?“

„Sachen“.

„Ich habe aber Tiernamen verlangt“.

„Wann hättet ihr Faß, Bute, Korb nur nennen dürfen?“

„Wenn Sie Sachnamen verlangt hätten“.

„Nennet mir also jetzt jede einen Sachnamen!“

Und nun nannten die Kinder die auf dem Bilde gemalten Sachen und fügten auf Edeltrauts Wunsch immer hinzu, warum sie dieses Ding genannt hätten z. B. die eine:

„Hans ist der Name einer Sache“.

Die zweite: „Schemie ist ein Sachname“.

Die dritte: „Das Wort Wagen ist der Name einer Sache“.

Edeltraut erinnerte die Kinder, daß sie ja auch die Pflanzen nennen dürften, da sie ihres niederen Lebens wegen in der Sprachlehre ja zu den Sachen gerechnet würden.

Die Kinder willfährten ihr und nachdem das ganze Bild ausgenützt worden war, wiederholte Edeltraut kurz die Einteilung der Dingnamen und ließ sie im Chore von den Schülerinnen wiederholen:

„Die Namen der Dinge heißen Dingnamen, Dingwörter oder weil sie die wichtigsten Teile der Rede sind, Hauptwörter.“

Die Namen der Sinnendinge heißen Sinnendingnamen oder sinnliche Dinge bezeichnende Hauptwörter.

Die Namen von Gedankendingen heißen Gedankendingnamen oder geistige Dinge bezeichnende Hauptwörter.

Die Namen von Personen sind Personennamen, die Namen von Tieren Tiernamen, die Namen von Sachen Sachnamen.“

In der folgenden Sprachlehrstunde hing das Waldbild auf der Tafel. Edeltraut sagte, daß man im Deutschen vor Dingnamen immer eines der Wörtchen der, die, das setze und forderte die Kinder zuerst auf, Tiernamen zu nennen und das dazu passende von den drei Wörtchen der, die, das vorzusezen. Dann ließ sie ebenso die Sachnamen und endlich die Personennamen nennen, wobei sie an Beschäftigung, Geschlecht, Alter, Familienverhältnis der gezeichneten Menschen erinnerte, um von den wenigen Personen des Bildes doch viele Namen zu erhalten.

In einer dritten Sprachlehrstunde ließ Edeltraut eine kluge aufmerksame und mutige Schülerin vor die Türe treten, nachdem sie ihr mitgeteilt hatte, daß sie ein Ding werde erraten müssen, welches sie inzwischen den Mitschülerinnen zu nennen beabsichtigte.

Edeltraut deutete der Klasse auf das über der Schultüre hängende, kunstvolle Kreuz und ließ dann die Türe öffnen und das draußen stehende Kind eintreten und sich zu ihr stellen. Dann fragte sie die Klasse:

„Woher wißt ihr, daß das zu erratende Ding anwesend ist?“

„Man sieht es“, sagte ein Mädelchen.

„Wie kann man sich noch von der wirklichen Anwesenheit dieses Dinges überzeugen?“

„Man kann es auch ergreifen“, sagte ein zweites.

„Es ist also kein bloßes Luftbild, denn, man kann es sehen und fühlen, also mit zwei Sinnen zugleich wahrnehmen“, sagte Edeltraut und fuhr fort, zu reden:

„Wenn man einer Glasglocke die Luft wegpumpt, so ist die Glasglocke nun weniger schwer als früher. Die Luft ist also etwas, ist ein Ding, obgleich man die Luft in der Glasglocke weder sieht noch fühlt.“

„Woran merkt man es also bloß, daß sie ein Ding ist?“

„Man merkt es nur daran, daß sie schwer ist“, meinte eine Schülerin.

„Wie könnte man erfahren, ob auch das von uns gedachte Ding ein Gewicht hat.“

„Wenn man es auf die Wäge legt.“

„Wäre es schwerer oder leichter als eine gleich große Menge Luft?“

„Schwerer.“

„Wie merkte man dies?“

„Es übte auf die untergebrachte Handfläche oder die Wagschale einen Druck aus, den die andere leere Hand oder Wagschale nicht erlitte“.

„Warum?“

„Weil es aus Holz besteht und Holz dichter ist als Luft.“

„Was ist Holz, weil sein kleinstes Teil noch immer Holz heißt?“

„Es ist ein Stoff“.

„Das Ding, welches wir gewählt haben, kann man also mit zwei Sinnen zugleich wahrnehmen, es besteht aus Stoff und kann gewogen werden“, sagte Edeltraut, die erfragten Wahrheiten zusammenfassend.

„Was ist es also deshalb für ein Ding?“ fragte Edeltraut die zum Ratzen auserkorene Schülerin.

„Es ist ein wirkliches oder ein Sinnendes“, antwortete diese.

„Was für wirkliche Dinge gibt es, wenn man sie nach ihrer Lebensfähigkeit einteilt“, fragte Edeltraut weiter.

„Es gibt Lebewesen und unbelebte Dinge“, antwortete eine Schülerin.

„Zu welchen dieser zwei Gattungen gehört das Ding, auf das ich früher gezeigt habe“.

„Zu den unbelebten“, antwortete ihr eine gerufene Schülerin.

„Wie nennt man alle unbelebten oder unbewußt lebenden Dinge“, fragte Edeltraut ihre kleine Nachbarin.

„Sachen“, antwortete diese.

„Das zu erratende Ding ist also eine Sache“, wiederholte Edeltraut.

„Wie ist diese Sache entstanden?“ fragte Edeltraut die Klasse.

„Menschen haben sie gemacht“, gab eine Schülerin zur Antwort.

„Es ist also ein Kunstkörper und zwar ein aus Holz gemachter“, erinnerte Edeltraut.

„Wozu machen die Menschen solche Dinge?“

„Um sie an die Wand zu hängen“.

„Was sollen sie dort?“

„An Christi Opfertod erinnern“, lockte Edeltraut nach und nach aus den Schülerinnen heraus.

„Wer hat das Ding gemacht?“ fragte Edeltraut dann.

„Ein Tiroler Herrgottschneider“, erzählte ein sprachgewandtes Kind.

„An was für ein Ding haben wir also gedacht?“ fragte Edeltraut wieder die kleine Weise an ihrer Seite.

„An das Kreuz“, antwortete die Schülerin, die dem Frag- und Antwortspiel aufmerksam gefolgt war.

„Welches?“ fragte Edeltraut.

„An das Kreuz in der Schule“.

„An das Schulkreuz also“, sagte Edeltraut, wehmütig doppelsinnig, sich vieler schwerer Stunden erinnernd.

Nun besprach sich Edeltraut insgeheim mit einer anderen wackeren Schülerin und ließ die ganze Klasse raten. Diesmal war der zu erratende Gegenstand ein Königshäschen, das Edeltraut für die Zeichenstunde in einem Käfig hatte in die Schule stellen lassen.

Das dritte Mal riet Edeltraut selbst, nachdem sie einer sehr verständigen Schülerin eine Dingliste zur Auswahl übergeben hatte. Jetzt war das zu erratende Ding eine Person und zwar eine Schülerin.

Zum viertenmal aber war das zu erratende Ding ein Gedankending und zwar der Sturm.

Gegen Ende des Schuljahres ließ Edeltraut fleißig Sätze zergliedern und Worte bestimmen. Sie wählte dazu die Sätze, die sie nachher zum Tafelschreiben benützte. Diese Sätze, die beim Anschauungs- oder Leseunterrichte gebildet worden waren, schrieb sie im Eindruck auf die Tafel und ließ sie erst auf der Schiefertafel abschreiben, dann lesen, hernach zergliedern und endlich ohne Vorbild aus dem Gedächtnisse aber gemeinsam im Takte ins Hest schreiben.

So hatte Edeltraut den Kindern einst eine Lokalsage, eine Variation von Dornröschen oder Schneewittchen erzählt, welche die Runenschrift genannt war. Die Sage wurde gedenkt und das Gesamtergebnis in kurzen Sätzen gesammelt und diese lauteten:

Die versteinerte Prinzessin ist die Erde. Die graue Felsenhöhle ist die Nebelglocke des Himmels. Der böse Zauberer ist der Winter. Der Hirtenknabe ist der Frühling.

Nachdem diese Sätze geschrieben und gelesen worden waren, verlangte Edeltraut:

„Fraget um die Sätzeaussagen!“

Und die Kinder, die reihenweise aufgerufen wurden, fragten, und zwar die eine:

„Was wird im ersten Sätze ausgesagt?“

Und ihre Nachbarin antwortete: „Im ersten Sätze wird ausgesagt, daß etwas die Erde ist.“

Und die folgenden fragten:

„Was wird im zweiten, dritten, vierten Sätze ausgesagt?“ und antworteten entweder selbst oder erhielten von andern zur Antwort:

„In diesem Sätze wird ausgesagt, daß etwas die Nebelglocke, der Winter oder der Frühling ist.“

Die folgenden Schülerinnen bekamen die Aufgabe, die Satzaussagen anzugeben und sie sagten: „Erde ist die Aussage des ersten Satzes“.

„Im zweiten Satze ist „Nebelglocke“ die Aussage“.

„Die Aussage des dritten Satzes ist „Winter“.

Die vierte Satzaussage ist: „Frühling“.

„Frage nun ebenso um die Satzgegenstände“! begehrte Edeltraut.

Und die Kinder fragten: „Von welchem Gegenstände wird ausgesagt, daß er die Erde oder daß er die Nebelglocke oder daß er der Winter oder daß er der Frühling ist“.

Und andere antworteten: „Das wird von der Prinzessin, von der Felsenhöhle, vom Zauberer, vom Hirtenknaben ausgesagt“.

„Wiederhole alle Gegenstände der Rede und gebet an, welchen Namen diese Satzteile haben“, verlangte Edeltraut.

Und die Kinder gaben an: „Prinzessin, Felsenhöhle, Zauberer und Frühling sind die Satzgegenstände“.

„Wie viele Gegenstände hat jeder Satz?“ fragte Edeltraut.

„Nur einen!“ antwortete man.

„Wie viele Aussagen?“

„Auch nur eine!“

„Wie viele Redegegenstände und Aussagen haben einfache Sätze nur?“

„Einfache Sätze haben nur einen Gegenstand und eine Aussage“.

„Von diesen Sätzen“, sagte Edeltraut auf die Schultafel zeigend, „hat jeder nur einen Gegenstand und nur eine Aussage. Was sind es also für Sätze?“

„Einfache Sätze“.

„Diese einfachen Sätze sind aber ziemlich lang. Wie kommt das?“

„Es sind sehr lange Wörter darin“, meinte eine Schülerin.

„Ja“, sagte Edeltraut. „Warum aber noch?“

„Es sind noch andere Wörter darin, als die, welche den Redegegenstand und die Aussage nennen“, fand eine andere.

Edeltraut lobte die Antwort und sagte: „Diese Sätze haben also mehr als zwei Teile, mehr als Gegenstand und Aussage.“

„Wie nennt man den Gegenstand und die Aussage, weil sie die wichtigsten Teile des Satzes sind?“

„Hauptsätze“.

„Zwei Wörter dieser langen Sätze nennen also die Hauptsätze“, erinnerte Edeltraut. „Was nennen die anderen Wörter?“

„Sie nennen weniger wichtige Satzteile“.

„Welchen Namen haben solche weniger notwendige Satzteile?“

„Nebensätze“.

„Diese Sätze sind also so lang, weil sie auch Nebensätze enthalten. Nicht wahr?“

„Wenn man einen Satz mit einem Menschen vergleicht, was stellen Gegenstand und Aussage dann vor?“

„Den Leib“.

„Und die übrigen Satzteile?“

„Die Kleider“.

„Wie nennt man deshalb einen Satz, der nur aus Gegenstand und Aussage, dem Leib besteht?“

„Einen nackten Satz“.

„Zieht hier in unserm Sprachstück alle Sätze aus den Kleidern, wie man Puppen auszieht!“

Und lachend meldeten sich die Kinder und sagten: „Der erste nackte Satz ist: „Die Prinzessin ist die Erde“; der zweite: „Die Felsenhöhle ist die Nebelglocke“; der dritte: „Der Zauberer ist der Winter“; der vierte: „Der Hirtenknabe ist der Frühling“.

„Hebt jetzt die Kleider auf, welche sie einhüllten und zeigt sie mir“.

„Versteinerte“, „graue“, „ihre“, „lose“, bildeten die Einkleidung“, vervollständigte Edeltraut die Antwort der Kinder und fragte: „Was für Sätze haben wir also hier auf der Tafel?“

„Drei eingekleidete und einen nackten, einfachen Satz“, erwiderten nach einigen Zwischenfragen Edeltrauts die Kinder.

„Wie viele Personennamen kommen in unserem Sprachstücke vor“, fragte Edeltraut.

„Drei“, wurde ihr geantwortet.

„Welche?“

„Prinzessin, Zauberer und Hirtenjunge“.

„Wie viele Tiernamen?“

„Keiner“.

„Was für Sachnamen?“

„Erde, Felsenhöhle, Nebelglocke“.

„Welche Gedankendingnamen?“

„Winter und Frühling“.

„Wie viele Dingnamen überhaupt?“

„Neun“.

„Leset alle Ding- oder Hauptwörter!“

Als die Kinder der Aufforderung willfahren waren, hieß Edeltraut sie nochmals um die Satzgegenstände fragen.

Und die Kinder fragten wieder: „Von welchem Gegenstande wird ausgesagt, daß er die Erde ist?“

Und antworteten: „Das wird von der Prinzessin ausgesagt“.

„Was für ein Name ist Prinzessin?“

„Ein Personenname“.

„Wie könnt ihr deshalb um den Satzgegenstand Prinzessin noch fragen?“

„Wer ist die Erde?“

„Antwort?“

„Die Prinzessin ist die Erde“.

„Würde das auch für den Satzgegenstand Felsenhöhle passen?“

„Nein“.

„Warum nicht?“

„Weil er eine Sache ist“.

„Fragt um den zweiten Satzgegenstand!“

„Von welchem Gegenstand wird ausgesagt, daß er die Nebelglocke ist?“

„Antwort?“

„Das wird von der Felsenhöhle ausgesagt“.

„Mit welchem Worte muß man um diesen Satzgegenstand fragen, weil er ein Sachname ist?“

„Mit dem Fragworte „was“.“

„Mit welchem Satzteil muß man dieses Fragewort aber verbinden?“

„Mit der Satzaussage“.

„Tut dies!“

„Was ist die Nebelglocke des Himmels?“

„Antwort?“

„Die Felsenhöhle des Rätsels! (ist die Nebelglocke des Himmels).“

„Frage weiter, um den Gegenstand des dritten Satzes!“

„Von welchem Gegenstande des Märchens wird ausgesagt, daß er der Winter ist? Nehmet an, ihr hättet es vergessen! Wie würdet ihr fragen, wenn ihr glaubtet, es sei eine Person?“

„Wer ist schon der Winter?“

„Und wenn ihr glaubtet, es sei eine Sache?“

„Was ist nur der Winter?“

„Wie würdet ihr fragen, wenn ihr nicht wüßtet, ob der Winter in einer Person oder einer Sache des Rätsels stecke.“

„Wer oder was ist schon der Winter?“

„Antwort?“

„Der Zauberer ist der Winter.“

„Frage jetzt um den Gegenstand Hirtenknabe.“

„Von welchem Gegenstand der Erzählung wird ausgesagt, daß er der Frühling ist?“

„Das wird vom Hirtenknaben ausgesagt.“

„Frage um den Dingnamen Hirtenknabe!“

„Wer ist der Frühling?“

„Antwort?“

„Der Hirtenknabe.“

„Wie kann man um den Satzgegenstand also noch fragen, weil er entweder eine Person oder eine Sache ist?“

„Mit der Frage wer oder was?“

Dann fragte Edeltraut nochmals, was im ersten, zweiten, dritten, vierten Satze von den bekannten Satzgegenständen ausgesagt wird, und als sie die richtigen Antworten erhalten hatte, wollte sie wissen, was von allen Satzgegenständen gleiches ausgesagt werde.

„Es wird von allen vier Satzgegenständen ausgesagt, was sie sind“, antwortete man ihr.

„Frage nun in jedem Satze, was der Gegenstand ist!“

Und die Kinder fragten um die Lösung des Rätselmärchens:

„Was ist eigentlich die Prinzessin, die Felsenhöhle, der Zauberer, der Hirte?“

„Beantwortet eure Fragen auch!“ befahl Edeltraut.

Und die Kinder fragten wieder: „Was ist eigentlich mit der Prinzessin gemeint?“

Und antworteten: „Die Erde“, u. s. f.

Das drittemal mußten sie nach der Frage um den Satzteil und der darauf gegebenen Antwort auch Satzteil und Wortart benennen, z. B.:

„Was ist der böse Zauberer eigentlich?“

„Der Winter“.

„Der Winter“ ist die Satzaussage. „Winter“ ist ein Gedankendingname.

So wurde das Bergliedern bis zum Schlusse des Schuljahres fortgesetzt. Jedesmal wurde etwas anderes hervorgehoben, wie es der Bau der Sätze und die gewählten Worte ermöglichten. Diese Sätze aber waren mit Rücksicht auf den Lehrplan der Klasse konstruiert. Je nach der Stellung einer solchen Analysierstunde in der fortlaufenden Reihe der letzten Sprachstunden war die Fragestellung leichter oder schwerer, häufiger oder seltener, detaillierter oder allgemeiner. Zuletzt wurden die Fragen durch bloße Mahnworte ersekt.

Das Leichtere wurde durch die Reihe gefragt. Bei schwereren Aufgaben wurde die Antwort freigegeben. Bei Antworten, die Zungenfertigkeit erforderten, bei Wiederholungen, oder wenn Zeitmangel herrschte, wurde im Chor geantwortet, so daß die Schwächeren, Zaghaften und Langsamen von den besseren Schülerinnen mitgerissen wurden.

Wenn Edeltraut sich erinnerte, wie schwerfällig im Bestimmen der Hauptsatzglieder, wie gedankenlos im Benennen der Wortarten ihre früheren Schülerinnen noch im dritten und vierten Schuljahr waren, so hatte sie alle Ursache, mit ihren Unterrichtserfolgen im zweiten Schuljahr zufrieden zu sein und sie freute sich, daß sie diese Erfolge auf eine so geistbildende Art erreicht und so viel Abwechslung und Fröhlichkeit in einen so spröden Stoff hatte bringen können.

IX.

Edeltrauts Anschauungsunterricht.

Weit leichter war es Edeltraut, einen andern Zweig des Sprachunterrichtes, den Anschauungsunterricht individuell auszustalten. Das neue Schulhaus, der in jeder Hinsicht durchforstete Wohnort mit seinen geschichtlichen Erinnerungen, mit seinem interessanten Tierleben und seiner mannigfachen Flora, Edeltrauts eigenes Elternhaus mit dem Leben und Weben darin, boten ihr eine Fülle von Stoff, um die äußere und innere Anschauung ihrer Schüler zu nähren. Als sie das Wohnhaus und die Familie, die Pflichten der Familienglieder und ihr Verhältnis zu einander besprach, als sie den Garten mit seinen Blumen zu behandeln hatte, brachte sie nur aus dem reichen Schatz ihrer Erinnerungen zu schöpfen und das Erfaßte den Schülerinnen auf eine anmutreiche Art vorzulegen, auf eine Art, die nicht nur den Geist, sondern auch das Herz erfreut, und die ein Ganzes bot und kein Stückwerk.

Und diese Art schien Edeltraut für jüngere Schüler die Form der Erzählung zu sein. Die Wirklichkeit und gute Bilder sollten die Illustrationen dieser Geschichten liefern. Der erzählte Stoff wurde dann in einfacherer Form im Schulbuche nachgelesen und auf Fragen wiedergegeben. So erzählte Edeltraut denn ihren Kindern z. B. in Fortsetzungen, wie ihr Elternhaus, der „Schwanenhof“ erbaut, benannt, und eingerichtet worden war und wie das Leben der Familie sich darin abgespielt hatte.

Als Edeltraut um jene Zeit, da ihr der Lehrplan die Befreiung des Hausbaues vorschrieb, Anschauungsstunde hatte, begann sie:

1.

„Mariemarte“, sagte mein Vater an einem schönen Frühlings-
tage bei seiner Heimkehr vom Amte zu meiner Mutter: „Heute sah
ich eine Menge der nüchternen Ziegelführwerke die Straßen ziehen,
indes die Schwäbchen wie trunken in der blauen Lust hin- und her-
schoßen. Ihr eintöniges Zück! zück! erinnerte mich an Lessings

Ausspruch, die Schwalbe sei einst ein ebenso tonreicher Vogel gewesen als die Nachtigall. Als sie aber den Wald verließ und in die Stadt zog, habe sie zu singen vergessen und banen gelernt. Die in meiner Erinnerung aufgestiegene hübsche Fabel wurde durch die vielen zur Stadt ziehenden Ziegelführwerke und die darüberfliegenden Schwalben gleichsam mit lebenden Bildern illustriert. Und wie um die Wahrheit dieser Fabel zu beweisen, erwachte in meiner eigenen Brust die Baunlust aus ihrem Winterschlaf.

Deshalb frage ich dich wieder: Sollen wir uns nicht doch auch ein eigenes Heim schaffen in einem Städtchen, in welchem ich voraussichtlich lange Zeit werde bleiben müssen? Sprich! Die Bauzeit ist da.

Sollte es für dich nicht ebensoviel Verlockendes haben, nach eigenem Sinn und Geschmack, dir Wohnung und Leben darin gestalten zu können, wie für mich?

Ich denke, du willst in den Hausbau!"

„Da dein Herz, lieber Adelsfried, so sehr an dem Bane hängt, will ich dir nicht widerstreben“, sagte meine Mutter und der Bau war mithin eine beschlossene Sache.

„Nun aber zur zweiten Frage“, fuhr der Vater fort. „Wo bauen wir? In der Stadt oder auf dem Lande?“

„Ich denke, wir halten es mit der Nachtigall“, sagte meine Mutter. Haben wir auch das Bauen in der Stadt gelernt, wir ziehen wieder zurück aufs Land und hausen dort wie die Felsenschwalbe und singen mit dem lieberreichen Dichter Höll:

Wunderseliger Mann, welcher der Stadt entfloß!

Jedes Säuseln des Baumes, jedes Geräusch des Baches,

Jeder blinkende Riesel

Predigt Tugend und Weisheit ihm.

Jedes Schattengesträuch ist ihm ein heiliger

Tempel, wo ihm sein Gott näher vorüberwallt;

Jeder Rasen ein Altar,

Wo er vor dem Erhabenen kniet.

Seine Nachtigall tönet Schlummer herab auf ihn.
Seine Nachtigall wckt flötend ihn wieder auf,
Wenn das liebliche Frührot durch die Bäum' auf sein Bett scheint.

„Du kommst meinem Wunsche entgegen“, sagte mein Vater. Aber ich halte es für meine Pflicht, dich auf die mannigfachen Beschwerden aufmerksam zu machen, die das Landleben für uns haben wird. Laß uns also seine Vor- und Nachteile genau abwägen und eine weise Wahl treffen“.

„Gerne“, antwortete meine verständige Mutter. „Ja, ich will selbst alle Schattenseiten desselben aussuchen, um uns vor törichter Nebereilung zu bewahren“.

So taten Vater und Mutter und blieben trotzdem bei ihrem Vorsatz, sich ein Landhaus zu bauen. Und meine Eltern verstanden es in der Folge gar wohl den Nachteilen des Landlebens entgegen zu wirken.

Nachdem sie übereingekommen waren, ihr Haus ins freie Land zu stellen, berieten sie sich über die beste Lage für ihr Heim.

„Sollen wir im Tale oder auf dem Berge, im Walde oder auf der Flur, am Wasser oder am Festlande bauen?“ fragte mein Vater.

„Die Walduft ist köstlich, als wäre sie der Hauch Gottes“, meinte mein Mütterchen, „aber ich fürchte, die Waldbewohner werden so wenig wetterhart wie die wilden Obstbäume, die im Freiland regelmäßig hinstiechen. Ich ziehe daher eine windumbrauste Stelle dem Walde vor“.

„Also auf sonnbeglänzter freier Stelle“, sagte mein Vater. „Aber am Wasser oder auf trockenem Boden?“

Es wohnt sich schön am rauschenden Flusse, am stillen Weiher oder am schimmernden See. Aber blühende Wangen, glänzende Augen und fröhlichen Sinn fand ich nie in feuchten Niederungen“, erwiderte mein besonnenes Mütterchen. „Ich möchte daher auf einem höher gelegenen Punkte wohnen. Am liebsten wäre ich immer eine Burgfrau geworden. Höhenluft hat mich all'zeit berauscht und groß sind die Wonnen einer freien Lage, die es gestattet, eine Gegend in ihrer immerfort wechselnden Schönheit zu

bewundern: im purpurnen Frühlicht, im verflärenden Abendscheine oder in der träumerischen Ruhe des Mittags, im lichtgrünen Blattschleier des Frühlings, im goldenen Feierkleide des Herbstes und im schimmernden Hermelin des Winters, im fliegenden Wolkenmantel des Sturmes, mit der flimmernden Sternenkrone oder im Silberflor des Mondes. Auch gefiele mirs so lange in Sonnengold getaucht zu sein, wie es nur auf Bergspitzen möglich ist“.

„Auf Bergen haust sichs freilich wundervoll, holde Schwärmerin“, entgegnete mein Vater. „Wär's nur nicht so beschwerlich, ein Berghaus zu erreichen und so kostspielig es zu bauen. Aber da soll man den Bauplatz erst schaffen, die Baustoffe müssen mit großer Mühe und vielen Kosten hinaufgeschafft, die Bauleute oben beherbergt und verköstigt werden. So hoch mein liebes Blauweilchen also wolle nicht hinaus! Begnüge dich mit einem sichern Haus im Tale! Doch sieh! Du sollst auch nicht im moorigen Grunde stehen. Ich kenne eine kleine Anhöhe, die wie für uns geschaffen ist. Noch heute gehe ich zum Baumeister und gebe ihm den Auftrag, uns dort ein hübsches Haus zu bauen“.

Und wie gesagt, so getan!

2.

Der Vater begab sich zum Baumeister des Städtchens und sagte: „Herr, ich möchte mir ein Haus bauen lassen. Wollen Sie den Bau übernehmen?“

„Mit Vergnügen“, antwortete der Baukünstler. „Ich werde mich bemühen, das in mich gesetzte Vertrauen zu verdienen. Soll das Haus groß sein?“

„So groß, daß eine zahlreiche Familie darinnen viele Jahre lang, gesund und bequem wohnen kann“.

„Also ein Familienhaus!“ meinte der Baumeister. „Wo wird's stehen?“

Der Vater nannte ihm die gewählte Anhöhe und bat ihn, den Grund zu untersuchen. Der Architekt und mein Vater gingen eines Nachmittags auf den Bauplatz hinaus. Der Fachmann prüfte

dort den Boden und forschte nach gefahrbringenden Quellen. Er fand endlich, den Grund sehr geeignet, weder sandig noch lehmig, sondern felsig und mit keiner Erdrußung drohend. Da suchten die beiden Männer den Grundherrn auf und fragten ihn schalkhaft, ob er ihnen ein Stück seines Bodens abtreten möge. Es brauche nicht größer sein, als eine Ochsenhaut bedecken könne.

Der Bauer fragte lachend, was sie mit einem solchen Stück Land machen wollten.

„Haus, Hof, Garten und Park darauf anlegen“, antwortete man ihm, und fragte, was für einen Preis er für den Platz fordere.

Der Preis für ein solches Fleckchen Erde werde leicht zu bezahlen sein, meinte der Landmann. Er könne es ihnen um fünfzig Kronen überlassen. Aber wie man darauf ein Gut stiften könne, das dünke ihm eine Kunst.

Der Vater erklärte sich mit dem Preise einverstanden und fragte, ob eine Ochsenhaut zur Stelle sei.

Das wäre nicht notwendig, sagte der Bauersmann. Er wisse genau, wie groß eine Kinderhaut sei. Er gebe gutes Maß.

Die Ochsenhaut müsse her und eine Schere dazu, verlangte der Vater; er möchte zeigen, daß ein Stück Land, das er mit einer Ochsenhaut umspannen könne, doch nicht gar so klein sei; wenn er die Ochsenhaut in Streifen schneiden dürfe, so getraue er sich wohl den ganzen Hügel damit zu umspannen und auf einem solchen Platz könne man doch Haus und Park errichten?

„Ist's so gemeint?“ lachte der Bauer. „Dann ist's freilich keine Kunst, sich mit einem solchen Platz zu begnügen. Aber eine Kunst ist's, ihn für fünfzig Kronen zu kriegen.“

Er wollte seine Null auch zerschneiden und drei kleine daraus machen, dann würde der Preis allenfalls dem gewünschten Landteil entsprechen. Der Vater fand ihn ein wenig zu hoch. Man feilschte einiges und ward endlich über viertausend Kronen einig.

Zufrieden traten der Vater und der Baumeister den Rückweg an. Der geplante Bau war ihr Beggespräch.

„Wenn's ein Haus für eine große Familie sein soll, wird wohl ein Stockwerk nötig sein“, sagte bedächtig der Baumeister.

„Natürlich“, gab der Vater zur Antwort. „Haben doch auch Salzburger und Tiroler Bauernhäuser ihr Stockwerk. Mein Landhaus soll auch seinen Stock haben“.

„Soll ein Keller ausgehöhlt werden?“ wollte der Baumeister wissen.

„Ja“, erwiderte der Vater. „Erstens haben unterkellerte Wohnungen eine bessere Luft, zweitens braucht man in einem so abgelegenen Hause eine Menge Vorräte, für die ein guter Keller nötig ist. Und ein Bergkeller ist ja stets ein kühler Keller“.

„Wie soll das Haus im Innern eingeteilt sein?“

„So, daß überall eine Fülle von Licht und Luft und dabei doch die hinreichende Wärme vorhanden ist“.

„Also viele große Spiegelfenster im Haus, eine Veranda davor, einen Balkon darüber, zwei offene Vorhallen hinten, zwischen den Seitenflügeln und eine Gallerie, welche Vorder- und Hinterseite verbindet“, schlug der Baumeister vor.

„Einverstanden“, sagte der Vater, „denn das Haus soll nicht nur eine Heimstätte der Gesundheit sein, sondern eine stete Freude für seine Bewohner und eine Augenweide für die ganze Gegend“.

„Dann könnten die Ecken noch turmartige Vorburke haben“, plante der Baumeister. „Das gäbe einige hübsche, lichte, luftige Erkerstübchen mit schönem Ausguck“.

„Wenn sie dem Bau zur Zierde gereichen“, willigte der Vater ein, „so sollen sie auf Ihr Geheiz daran erscheinen“.

„Und wie sollen die Räume verteilt sein?“ wollte der Baumeister erfahren.

„Das Speisezimmer soll die Mitte des hohen Erdgeschoßes einnehmen und auf die Veranda münden. Die Zimmer rechts und links hätten als Fremdenzimmer, die Erkerstübchen als Lese-, Musik- und Malzimmer zu dienen. In den linken Seitenflügeln wäre die Küche und die Speisekammer, im rechten Flügel das Mägdezimmer zu verlegen“.

„Und die Raumverteilung des ersten Stockwerkes?“ fragte der Baumeister weiter.

„Das Balkonzimmer über der Veranda soll mein und meiner Frau Schlafzimmer sein“, bestimmte mein Vater. „Daran hätte rückwärts das Badezimmer zu stoßen. Links denke ich mir das Spielzimmer, rechts das Schlafzimmer der Schulkinder. Das Erkerstübchen links ist das Studierzimmer der Söhne, die Turnstube rechts mein Arbeitszimmer. Im Flügel links ist das Mädchen schlafzimmer, im Flügel rechts das Kleinkinderzimmer oder die Krankenstube. Im Dachboden hätte ich endlich auch gerne ein paar hübsche Kämmerchen als Sommerschlafzimmer für die erwachsenen Söhne“.

„Das läßt sich alles machen“, meinte der Baumeister.

„Aber wie ist es zu erreichen, daß solch hochgestellter, alleinstehender Bau die nötige Innenwärme hält?“

„Man muß die Wände wieder täfeln, wie in früherer Zeit und wie es in der rauhen, gebirgigen Schweiz noch heute der Brauch ist“, erwiederte der Baumeister.

„Das wird sehr teuer kommen“, befürchtete mein Vater.

„Man kann ja gut ausgetrocknetes weiches Holz mit einem durchsichtigen Anstrich nehmen,“ erklärte der Baumeister. „Schöner und dauerhafter ist freilich eine Eichenholzvertäfelung. Jede Vertäfelung ermöglicht eine Einrichtung des Hauses, die wie aus einem Stück ist und das Auge sehr befriedigt. Kästen und Wandbrunnen sind der Vertäfelung eingefügt. Klappische und Klappstühle, ja Klappbetten können unmerklich in diese Wandverkleidung eingelegt sein.“

„In den eigentlichen Schlafzimmern werden in der Mitte vier dünne, hölzerne Kindsfäulen zwischen Boden und Decke eingerahmt und Muhebetten aus durchlochtem, elastischem Holze dazwischen aufgeschlagen. Sie dienen zugleich als Bettstellen. An passenden Stellen werden Füllöfen oder wenn etwa die Zentralheizung eingeführt werden sollte, Dampföfen in die Vertäfelung eingegliedert. Von der Decke hängen Lampen herab. Zwischen den Fenstern sind hohe Spiegel eingerahmt und Spiegelbretter und Läden darunter zur Aufnahme der Toilettwerkzeuge angebracht. Ueber der Vertäfelung der Türhöhe sind Bilderfriese, so daß das Haus eingerichtet ist, ohne daß man viele bewegliche Möbeln nötig hat“.

„Das ist für uns moderne Wandervölker allerdings sehr bequem“, sagte da mein Vater. „Ich will mir solch' eingerichtetes Wohnhaus bauen. Wird es lange dauern, bis der Plan fertig ist und der Bau begonnen werden kann?“

„O, nein! Ich habe daheim das Bild und den Plan eines sehr schönen Gebäudes, das ganz so eingeteilt ist, wie Sie es wünschen. Sehen Sie sich's an! Vielleicht gefällt es Ihnen. Dann könnten wir schon nächste Woche mit dem Baue anfangen.“

Und Bild und Plan fand Beifall und eine Woche darauf wurde der Bau meines Vaterhauses in Angriff genommen.

3.

Der Vater ging nun jeden Tag mit der Mutter auf den Bauplatz und immer gab es da etwas Neues zu sehen und zu lernen.

Einmal wurden Bäume und Sträucher gefällt, Felsen gesprengt und der Platz geebnet. Ein andermal wurden Steine und Ziegel Kalk und Sand herbeigefahren und abgeladen.

Wieder ein drittesmal war der Maurermeister eben dabei nach dem Plane die Größe der Grundfläche zu bestimmen. Er steckte ein Pfählelchen in die Erde und band eine Schnur daran. Hier sollte das vordere linke Eck des Hauses sein. Nun spannte er rückwärtsgehend wie der Seiler die Schnur so lange, als das Haus werden sollte. Dann knüpfte er dort, wo das vordere rechte Eck sein sollte, die Schnur wieder an einen kleinen Pfahl. Hierauf ging er in der Richtung der Tiefe des Hauses soweit, bis ihm die ausgespannte Maßschnur die rechte Länge angab und wand den Bindfaden dort, wo das hintere rechte Eck sein mußte mehrere Male um den kleinen Pflock. Endlich schritt er mit dem Schnurknäuel hinten so lange nach links, als die geplante Länge des Hauses gebot, stieß wieder ein Pflockchen ein und befestigte die Schnur daran. Da war später das hintere linke Eck des Hauses. Jetzt brachte er das freie Schnurende nur an den Stab in dem vorderen linken Eck zu knoten, so hatte er das Viereck bestimmt, das von den Außenmauern gebildet werden sollte. Nun suchte der

Meister auch die Geraden, ein welchen sich die Zwischenmauern zu erheben hätten und rief alle gefundenen Linien in den Boden selbst ein. So entstand der Grundriss des Hauses.

Das nächstmal hatten die Taglöhner an Stelle der Grundrisslinien tiefe Gräben ausgehoben und in diesen standen Maurer, schichteten große, behauene Steine zur Grundmauer auf und fütteten sie mit Mörtel zusammen, bald sah der Bauplatz aus, wie die Schnittfläche eines Mohnstrudels.

Als Vater und Mutter nach einigen Regentagen wieder auf den Bauplatz hinauskamen, waren die Taglöhner eben damit beschäftigt, die Erde zwischen den Grundmauern auszuheben und hinauszutragen und so zwischen den Wurzeln des Hauses die Kellerräume auszuhöhlen.

Die Zimmerleute aber hatten rings um das Haus hohe Masten aufgestellt. Doch weder Segel noch Wimpel flatterten daran. Sie hatten eine andere Bestimmung.

Bei dem nächsten Besuche des Bauplatzes rief der Vater aus: „Siehe da! Unser Haus ist ja aus der Erde aufgeschossen wie ein Baum!“ Das Fundament ragte schon ein paar Meter über den Boden empor und man hatte begonnen, diesen steinernen Unterbau mit Backsteinen weiterzuführen. Schon waren in den roten Ziegelwänden die Anfänge der Tür- und Fensteröffnungen sichtbar. In einer Woche sollte das Erdgeschoß fertig sein.

Die Maurer standen jetzt auf einer Art von Brettergang. Dieser war dadurch entstanden, daß man die Mauern und Masten durch Querhölzer verbunden und diese mit Brettern belegt hatte. Ein Brettersteig führte auf diesen Gang. Da gingen Taglöhner hinauf und herab und trugen den Bauleuten Ziegel und Mörtel zu, damit sie unaufgehalten weiter arbeiten konnten. Die Maurer waren bald mit der Kelle Mörtel auf die Mauerbänke und betteten die Ziegel darein, die sie zuvor mit dem Hammer behauen hatten, bis sie paßten, bald prüften sie mit der Schrotwage die wagrechte Lage der Mauerbänke, mit dem Lot die senkrechte Richtung der Wände und mit dem Winkeleisen die Rechtwinkeligkeit der Ecken. So wuchs nun das Haus jeden Tag ein Stück in die Höhe und man dachte schon an die Anfertigung des Dachstuhles.

An einem schönen Herbstnachmittage wanderten die Eltern wieder zur Baustätte. Da sah man auf einer nahen Wiese die Zimmerleute geschäftig. Sie hatten Holzböcke aufgestellt und entrißte Baumstämme darauf gelegt. Einige Männer zogen mit Schnur und Kreisstift Linien auf die Baumstämme.

Andere behafteten diese Stämme längs dieser Linien mit der Breitaxt, so daß vierkantige Balken entstanden. Einige von diesen Tragbäumen wurden an dem einen Ende verjüngt, in andere wurden Lager eingeschnitten. Alles wurde genau nach Maß gearbeitet und probeweise ineinander gefügt.

Als sich der Vater, um besser zusehen zu können, etwas zu weit auf den Zimmerplatz wagte, da spannte ein munterer Geselle flink Schnüre um ihn her, so daß ihm kein Ausweg blieb.

„Mir scheint, ich soll gefangen werden“, sagte Herr Adelsried.

„Ihr seid schon unser Gefangener“, antwortete man ihm mit verstelltem Ernst.

„Ist das Zimmermannsbranch?“ fragte das Väterchen lächelnd.

Die Zimmerleute bejahten.

„Da muß ich wohl Lösegeld zahlen?“

„Eine Kleinigkeit, damit wir auf Ihr Wohl trinken können“, sagten die Zimmerleute.

Der Vater warf ihnen sein Kronentäschchen zu. Während eines Hochs auf den Bauherrn sanken die Schnüre und erheitert durch den hübschen Scherz kehrte der Vater mit dem Mütterchen heim.

Bei einem abermaligen Besuch fand der Vater die Zimmerleute dabei, die Balken zum Hause zu schaffen und in die Höhe zu ziehen. Das Stockwerk war vollendet und nun sollte darauf der Dachstuhl errichtet werden.

Zunächst wurden auf die Bänke der Außenmauern je ein Tragbaum gelegt, zu einem Rahmen ineinander gefügt und fest verhakt. Hierauf verband man die zwei Langhölzer noch durch viele innere Querhölzer mit einander. Auf diese Querbäume wurden die Dachstühle gestellt und daran paarweise die einander zugeneigten Dachsparren gelehnt. Darauf nagelte man die Dachlatten an, die wie ein dichtes Liniennetz die Dachsparren überzogen, bald aber unter den darauf gehängten Dachziegeln verschwinden sollten.

Schon traf man die Vorbereitungen zum Richtfest.

An diesem Feste wollte sich der Vater mit der Mutter und einigen Freunden unseres Hauses beteiligen. An einem schönen Sonntagnachmittage ging denn die kleine Gesellschaft auf oft begangenen Wegen hinans zum Baue des Hauses.

Der Dachstuhl war mit einem buntgepünzten Tannenbäumchen geziert. Maurer und Zimmerleute standen in Gruppen auf dem Gerüste und als mein Vater auf dem Bauplatze angekommen war und sich mit den Seinen vor dem Hause aufgestellt hatte, trat der Zimmermeister mit einem Glase Wein in der Hand aus der Schar der Bauleute, schwang seinen Hut und sagte einen Spruch und der lautete :

„Wir haben zuerst eine Stube gebaut

Wie ihr nun alle mit Augen schaut.

Da wohne der Fleiß,

Da bringe der Schweiß

Dir Segen und Preis.

Wir bauten auch eine Küche ins Hause

Nie lösche die Not das Feuer aus.

Fleisch, Butter und Brot

Und Würstlein im Schlot

Beschere der liebe Gott !

Wir haben auch einen Boden gemacht.

Dahin wird das Heu und der Flachs gebracht ;

Da kann man viel Waren

Wohl aufbewahren.

So lernt man das Sparen.

Doch ist viel besser als aller Gewinn

Ein fröhlicher, frommer, zufriedener Sinn.

Der gehe nie aus !

Gott segne das Hause !

Mein Sprüchlein ist aus.“

(Alter Spruch.)

Nun trank der Sprecher den Wein mit einem Hoch auf dem Bauherrn aus, in das alle Bauleute einstimmten und schleuderte

dann das leere Glas über die Köpfe der Zuschauer weg zur Erde. Es fiel ins weiche Gras und blieb zum Jubel aller ganz. Das war ein Glück verheißendes Zeichen! Fröhlich setzten sich nun die Bauleute auf die roh gezimmerten Bänke an die einfachen Tische und ließen sich die Bewirtung des Bauherrn gefallen.

In der folgenden Woche wurde das Dach gedeckt. Es war die höchste Zeit, denn bald darauf stellten sich die Herbststregen ein und als der Vater an einem schönen Spätherbstnachmittage wieder zu seinem geliebten Bau lustwandelte, fand er alle Fenster- und Türöffnungen durch Laden verwahrt. Das Haus hatte sich für die Winterszeit verpuppt. Im nächsten Sommer sollte es sich herrlich weiterentwickeln.

Vater und Mutter unterhielten sich den ganzen Winter über damit, das Haus im Geiste einzurichten und auszuschmücken. Heute kam dieses, morgen jenes Zimmer an die Reihe. Jimmer fiel ihnen noch etwas Neues, Wünschenswertes ein. Das Haus sollte im Punkte der Ordnung und Reinlichkeit, so wenig zu wünschen übrig lassen, wie im Punkte der Beleuchtung und der Lüftnerneuerung und sollte doch so wenig Arbeit erfordern als nur immer möglich.

Eines Tages sprachen die Eltern über den Namen, den ihr Gehöfte tragen sollte. Da sagte die Mutter: „Ich habe einmal eine indische Sage gelesen: Eine Königin hatte ihren Töchtern die Gabe ewiger Jugend vererbt. Aber um sich diese zu bewahren, mussten sie jährlich einmal im See der Jugend baden, der hoch im Norden von dichtem Walde umgeben liegt. Zu diesem nächtlichen Bade trug sie ihr Schwanenhemd. Wehe der Schwanenjungfrau, der das Schwanenhemd geraubt wurde. Sie konnte die Heimat nimmer erreichen. Ein Förster fand einst am Ufer des Sees ein solches Schwanenkleid und warf es in die Flammen des häuslichen Herdes. Händleringend suchte die Königstochter ihr Flugkleid. Weinend sah sie die Schwestern durch die Lüfte der Heimat zu ziehen, indes sie an die nordische Erde gebannt war. Sie kam als verirrte Fremde in die Hütte des Försters, blieb dort und wurde sein Weib.

Sieh' solch' eine Schwanenjungfrau war ich. Du Adelsried gewannst meinen Schwanenmantel und verbargst ihn, um mich bei

dir festzuhalten und deine Liebe ließ mich die schöne Wunderheimat vergessen. Aber eines Tages werde ich mein Schwanenhemd finden, die Sehnsucht wird Macht über mich gewinnen und vergebens wirst du mich an dich zu fesseln suchen. Ich werde mich aus eurem rauhen Lande gegen Himmel schwingen der Heimat zu, aus der ich herabgekommen. . .

Die Landhäuser tragen gewöhnlich den Namen der Hausfrau", fuhr meine Mutter nach einer Pause fort, „weil das Leben im Hause Gestalt und Gehalt von der Frau bekommt. So lasse unser Haus mir zu Liebe den Schwanenhof nennen und darauf einen ziehenden Schwan als Dachkrönung anbringen."

„Bewilligt, liebe Herrin", rief der Vater. „Unter dem Dache soll der Name Schwanenhof den Fremden grüßen und als Wetterfahne statt eines ziehenden Storches ein silberweißer Schwan den First zieren. Dich selbst aber wird, so hoffe ich, der Schwanenhof erst im Haare so silberweiß wie Schwaneinslaum aus feinen Mauern scheiden lassen."

Als der Frühling kam, wurde der Bau fortgesetzt. Es wurden steinerne Treppen gemacht und die Zimmerdecken gelegt. Die Tischler fügten die harten, glatten Parquettböden zusammen, verkleideten die Wände mit den schön umrahmten Holztafeln und versahen sie mit einem durchsichtigen, glasartigen Anstrich, setzten Tür- und Fensterrahmen ein, brachten Schieb- und Flügeltüren an, stellten Bettsäulen und Bettstätten auf und ließen an geeigneten Stellen Klapp-tische, Klappbänke und Klappbetten in die Vertäfelung ein. Dann kamen die Bildhauer und Maler und verschönnten die Zimmer über der Vertäfelung durch Statuen und Bilder. Endlich erschienen die Glaser, schnitten die hohen Spiegelscheiben in Fenster und Türen ein, brachten an den Zwischenpfeilern die großen Spiegel an und machten alle noch notwendige Verglasung. Die Schlosser hatten schon zuvor für die Aufstellung des Verandagecüstes, der Ofen, Herde und für die Einführung der Wasserleitungsrohre gesorgt und der Töpfer das Badezimmer eingerichtet. Nun kam der Tapezierer, befestigte an Fenster, Türen und Bettsäulen die Vorhänge, belegte die Bettstätten mit Kissen, Laken und Decken und den Boden mit Teppichen. Der Gärtner stellte seine dunklen

Pflanzengruppen in die lichten Ecken und nun fehlte dem Innern des Hauses nichts mehr zu seiner Vollkommenheit. Der Schwanenhof war mit einem porösen, die Mauerlüftung gestattenden Anwurf versehen und in ein lichtes Gelbrosa gekleidet, so daß er sich ebenso harmonisch von dem Grün der Baumgruppen als von der Bläue des Himmels abhob. Das Dach war mit blau-grauem Schiefer gedeckt, der Schwan schimmerte an der dunklen Eisenstange und silberhell glänzten auch die Dachrinnen mit den hübschen Wasserspeieru.

Alle Aufgaben, welche Vater und Mutter dem Baumeister und den Handwerkern gestellt hatten, wurden auf das Beste gelöst. Der Bau stand so fest, frei und schmuck auf der kleinen Anhöhe, wie er geplant worden war. Er war innen so schön, so freundlich und behaglich und dabei so bequem eingerichtet, wie man es sich gedacht hatte.

Das Speisezimmer.

Die Familie.

Ein besonders edles Gepräge hatte das Speisezimmer erhalten. Hier waren über der Vertäfelung auf den Rat Onkel Adolars, der des Vaters Bruder und ein geschickter Maler war, Bilder al fresco gemalt, welche den Raum gleichsam nach drei Seiten erweiterten und mit einer Fülle von Gestalten belebten. An der Hinterwand sah man das „Gastmahl der Pharisäer“ von Paul Veronese, das bekanntlich auf einer lustigen Gallerie von wunderbarer architektonischer Schönheit stattfindet. Links war das berühmte „Letzte Abendmahl“ von Leonardo da Vinci, rechts „Der reiche Prasser und der arme Lazarus“ dargestellt. Diese Bilder sollten nicht nur den Genuss der Mahlzeiten adeln, sondern auch Treue, Mäßigkeit und Barmherzigkeit predigen. Zu der Borderwand war inmitten zweier hoher Spiegelfenster eine Glastüre, die auf die Veranda führte. Da das Haus eine erhöhte Lage besaß, die Fenster südliche Richtung hatten und das Verandagerüst zierlich gebaut war, so erfüllte die Halle stets eine Flut goldenen Lichtes und in der warmen Jahreszeit strömte eine reine, mit Blumenduft durchfüllte Luft durch

die geöffneten Fenster und die Verandatüre in den schönen Raum und herrliche Landschaftsbilder zeigten sich in dem Rahmen der drei Maueröffnungen. Zwei plätschernde Wandbrunnen, Lufschachte und der unter dem Verandadach hinziehende Luftstrom verbreiteten im Hochsommer wohlthiende Kühlung. Die zwei Türen in den Seitenwänden waren Schiebtüren und nur die in die Vorhalle sich öffnende Tür hatte Flügel. Waren die Türen geschlossen, so störte nichts die Einheit des weiten Gemaches. Zarte Spitzenvorhänge ließen ihm seine Helligkeit, Pflanzengruppen in den Ecken verliehen ihm etwas von der wohlthienden Frische und Anmut eines Gartens und der bunte Blütenstrauß auf dem langen, sauber gedeckten Speisetisch gab ihm allzeit einen festlichen Charakter. Dieses feierliche Gepräge blieb dem Raum zu allen Tageszeiten erhalten, denn alle im Speisezimmer gebrauchten Geräte wurden in den Wandschränken innerhalb der Vertäfelung aufbewahrt.

Wer sich vom Garten her über die Veranda dem Saale näherte, den begrüßte über der Glastüre der schöne Spruch Anastasius Grüns: „Schön und glücklich ist ein Leben nur, wenn es an Gott sich schmiegt und die Natur.“

Und wie viele herrliche Menschen waren unter diesem Spruch hineingeschritten in den schönen Raum und hatten im schönen Verein die lange Tafel mit einem Kranze blühender Gestalten umflossen: schöne, schlanke Fünglingsgestalten, zarte, reizende Mädchenblüten, zwischen denen ernste, kraftvolle Männer wie der Vater und seine Brüder, der Onkel Adolar und der kühne, wetterharte, gewandte Onkel Hartmann, stattliche, sonnige Frauen, wie meine Mutter und ihre geist- und lebensprühende Schwester Hilde ihren Platz hatten; ein Kranz, in dem auch silberhaarige Greise und düstweise Greisinnen, das sanfte Licht der Weisheit in den Augen, nicht fehlten.

Wie viele Festtage sah der lichte Raum. Wie oft widerhallte er von fröhlichem Lachen. Wie waren die Freuden des Mahles allezeit gewürzt durch weise Worte, interessante Erzählungen, durch seine Bemerkungen, köstliche Scherze, neckende Reden und anmutige, schlagsfertige Gegenreden. Meist waren es die hohen

Feste und die Ferienmonate, in denen sich die Tafelrunde des Schwanenhofes so erweiterte und vervollständigte.

Welche Freude herrschte allemal, wenn die Großeltern sich zu Besuch im Schwanenhofe anfagten. Kinder und Kindeskinder legten ihre Feiertagskleider an. Die Enkel begrüßten die teuren Großeltern allemal, indem sie ihnen Blumensträuße darboten, ihnen die Hände küßten und sich zärtlich an sie schmiegten.

Mit Nahrung sahen Vater und Mutter ihre geliebten Eltern, deren Liebe sie selbst die Gesundheit und Kraft des Leibes, die Bildung des Geistes und die Ehrlichkeit des Herzens verdankten, nun umso mehr von Kindeskindern. Das ungetrübte Auge der Kleinen ahnte die Greisenzärtlichkeit, mit der die Großeltern an ihnen hingen und sie erwiderten diese heimliche, wehmütige Liebe durch kindliche Hingabe. Und die Großeltern schienen sich in dem Kreise schöner, fröhlicher und zärtlicher Enkelkinder zu verjüngern. Es war, als habe der liebe Gott ihnen in dieser Enkelshar eine blühende Rosenkrone auf das greise Haupt gedrückt, die es verschönerte und umdüstete und bestimmt war, für sich selbst weiter zu dauern, wenn auch diese müden Hämpter einst im heiligen Schlaf des Todes erstarrt waren.

An Tagen, die durch den Besuch der Großeltern verschont waren, streiften die Bewohner des Schwanenhofes gemeinsam durch Gärten, Feld und Wald. Voll regem Anteil hörten die Großeltern der Großen und Kleinen Erlebnisse an und sparten nicht mit Bewunderung, Rat und Lehre und alle waren lange Zeit untröstlich, wenn der Reisewagen ihnen Großvater und Großmutter für Monate entführte.

Große Freude war auch allemal im Schwanenhofe, wenn Onkel Hartmann, Vaters älterer Bruder, im Schwanenhofe ankam. Er war ja stets bereit, mit seinen wanderlustigen Neffen und Nichten zu einem Nerven und Muskel stärkenden Unternehmen auszuziehen.

Im Sommer schnallten wir Kinder des Schwanenhofes uns dann den Rucksack um, fuhren in grobe, genagelte Buntschuhe und griffen zum Bergstock, um schimmernden Alpen mit ihren grünen, duftenden Matten, ihrer reinen, frischen Luft und ihrer köstlichen

Fernschau zu erklimmen. Im Winter sausten wir mit dem Ski oder der Rodel über die beschneiten Berghänge herab. Im Sommer teilten wir mit kraftvollen Armen die Wogen der Flüsse und Seen oder glitten im Rüderschiff über die Flut. Im Winter schnallten wir uns den Flügelschuh an die Füße und eilten damit über die Eisspiegel der Gewässer oder sausten im klingenden Schlitten durch den verschneiten Wald. Oft auch zur Sommers- oder Winterszeit trug uns das geflügelte Rad gemeinsam in weltferne Paradiese.

Mit keinem geringeren Jubel wurde Onkel Adolars Ankunft im Schwanenhofe begrüßt. Er hat in uns Kindern das Malerauge ausgebildet. Er lehrte uns die Natur mit ausgestreckter Hand gleichsam auf eine Scheibe gefrorener Luft zu pausen und machte uns Mut, diese Glas- oder Luftscheibenbilder auf Schiefer oder Papier wiederzugeben. So lernten wir spielend perspektivisch sehen und nach der Natur zeichnen. Onkel Adolar war sehr lehrfreudig. Er wurde nie müde, uns bei seinen Arbeiten zu erklären, warum er so und nicht anders male. Zog er mit Skizzenbuch und Staffelei in die malerische Umgebung des Schwanenhofes hinaus, dann begleiteten ihm gewiß eines oder wohl auch mehrere der lernbegierigen Kinder des Schwanenhofes und jedes war voll glühender Bewunderung bemüht, dem gottbegnadeten Künstler eine malerische Feinheit abzuzucken und Geist von seinem Geist zu werden.

Außer Rand und Band gar gerieten wir Kinder allemal, wenn Tante Hilde, Mutters jüngere Schwester, im Schwanenhofe erschien. Ihre Schnurren, ihre köstlichen Einfälle, ihre poetischen Scherze bezauberten uns derart, daß sie stets von uns umschwärmt war. Ihr Beispiel lehrte uns, Welch' eine herrliche Sache es um eine schuldlose, geistvolle schöne Fröhlichkeit ist und illustrierte gleichsam unserer Eltern Wahlspruch: „Heiterkeit ist der Himmel, unter dem Alles gedeiht, Gist ausgenommen.“ (Jean Paul.) Die ewig junge, immer schöne und lebensfrohe Tante Hilde machte uns leichtherzig und frohsinnig, wie sie selbst war.

Unsere Blicke aber hingen auch wie gebannt an ihr, wenn sie die Hände zum seelenvollen Violinspiel erhob oder ihren Lippen herrliche, tiefempfundene Gesänge entströmten. Und die Macht der Töne, doppelt mächtig aus geliebtem Munde, weckte die Liebe zu

allem Schönen, Edlen und Hohen in unserer Brust und so wurden wir nicht nur fröhlich, sondern auch tief empfindend wie Tante Hilde.

Der Abschied so tenerer Gäste hinterließ allezeit tiefe Trauer im Schwanenhofe. Tröstend schloß man sich darnach aber um desto inniger aneinander und in der Ruhe des alltäglichen Lebens begannen die von den Gästen empfangenen Anregungen sich auszustalten. Auch trat nun an die Stelle des mündlichen Verkehrs mit den Großeltern, Ohmen und Wühmen ein herzlicher, munterer, schriftlicher Gedankenauftausch, der den stillen Schwanenhof gleichsam durch eine Menge Fäden mit geräuschvollerer verkehr- und lebensreicherem Orten verband. Eine Fülle neuer Anschauungen kam dem Schwanenhof dadurch zugeslogen und seinen jungen Bewohnern wurde die schwere Kunst eines ungezwungenen, natürlichen Stiles, wie von selbst zuteil.

Das Schlafzimmer meiner Eltern.

Lebensweise im Schwanenhof.

Der zweitschönste Raum meines Vaterhauses war das Schlafzimmer der Eltern, das neben dem Speisezimmer lag. Es hatte vier Türen. Erstens eine Glastüre zwischen den hohen Fenstern, die auf den Balkon hinausging und in lauen Sommernächten ebenso wie die großen Fenster offen stand, so daß der weite funkende Sternenhimmel hereinsah, der Mond sein Silberlicht über den Boden und die Wände hinspießen ließ oder die purpurnen und goldenen Morgenwolken im Vorübergleiten hereingrüßten. Die zweite Türe öffnete sich der Balkontüre gegenüber in der Hinterwand des Zimmers und führte in das Badezimmer. In ihrem hohen Rahmen schwebte einem mondhell Lampion gleich eine lichtblaue Ampel, die Schlaf- und Badezimmer mit einem sanften Dämmerschein erhelle. Die dritte Türe ließ durch eine Schubwand in das Kinder-Schlafzimmer eintreten und war nur durch einen Vorhang in der Farbe der Vertäfelung verhüllt. Die vierte Türe tat sich in der gegenüberliegenden Seitenwand auf, um in das Spielzimmer der Kinder Einlaß zu gewähren. Sie war gewöhnlich nicht nur durch den gleichen Vorhang wie der Eingang

des Kinder-Schlafzimmers, sondern auch durch eine Schiebtüre verschlossen, da sie den Zugang zu dem Schlaf- und Badezimmer bildete. Das Schlafzimmer der Eltern war getäfelt wie das ganze Haus. In den Ecken standen in bogenförmigen Nischen der Verhüselung vier schöne Holzstatuen. Sie stellten den Himmel, die Hölle, das Gericht und den Tod vor. Das Gericht war durch einen zgenden Sünder dargestellt, der unter dem Himmelsbogen steht, von dem Gott herabschwebt, um zu richten die Toten und die Lebendigen. Der Tod war als ein geflügeltes Gerippe mit Stundenglas und Dolch in den Händen dargestellt, das über einen Erdenpilger mit Muschelhut und Wanderstab schwebt. Die Hölle stellt einen verzweifelnden Bösewicht dar, der von den Symbolen aller sieben Todsünden umgeben ist. Der Himmel aber ist durch eine schöne Frauengestalt verhünslicht, die ihr Herz zu Gott erhebt und von Engeln in den Himmel getragen wird.

Die Wände über der Verhüselung waren auch hier wie im ganzen Hause bemalt. Der Himmel dieser Bilder erstreckte sich weit nach oben und verlor sich zwischen den von den Säulenschäften ausgehenden Rippen der Decke. Rechts war der „Morgen“ von Guido Reni dargestellt. Man sah da den Sonnengott zwischen Wolken am Himmel herauftauchen. Vier schäumende Rossen ziehen den goldenen Sonnenwagen. Vor dem Wagen fliegt die Göttin der Morgenröte, Rosen über Land und Meer streuend. Hinter ihr schwebt der Genius des Lichtes mit der lehenden Fackel. Das schöne Gefährte ist von den holden Göttinnen der Tagesstunden umringt. Eine goldene Helle umgibt Apollo und seinen Phaeton, indes die Gewänder der Horen in allen Farben des Morgenhimms prangen.

Über der Verhüselung des Hintergrundes sah man Waldland. In der Mitte desselben stand auf mondbeglänzter Wiese eine mächtige Eiche, um die gleich weißen Nebeln der Elsenreigen wogte. Aus dem Kranze der Schwestern hat sich Erlkönigs zauberisch schöne Tochter gelöst, um ihre Lilienhand einem Ritter zu reichen, der am Rande der Waldwiese an sein Pferd gelehnt steht und dem Elsentanze zusieht. Von einer fernen Anhöhe schimmert Licht aus Herrn Olufs Burg.

Über der Verfästelung links war das Meer abgebildet. Das Silberlicht des Mondes liegt in breiten Streifen auf den Wellen, aber die schwarzen Wolken, welche den Mond zu verschlingen drohen, verkünden Sturm. Der männlichschöne Fischer im Kahn gewahrt es nicht. Er liegt vom Schlafe bezwungen im Kahn und schaut im Traume sein Mädchen im Myrtenkranz und Schleier. Indes sind ihm die schönen weißen Wasserfrauen lüstern über Bord geklettert und drohen den Kahn samt dem schönen Schläfer in die Tiefe zu senken. (Kray).

Zu der Mitte des Zimmers ragten vier Säulen, schlank wie Palmenstämme, zur Decke und endeten hier gleichsam in einem Kranz von Blattrippen.

An diese Säulen waren Vorhänge befestigt, um ein Zelt zu bilden, innerhalb welches die Schlafstätten errichtet waren. Es waren breite, niedere Polsterbänke, die zur Nachtzeit als Schlafstellen dienten. Nie lag oder hing in diesem künstlerisch schönen Raum etwas umher, das den Eindruck störte. Alles was hier gebracht wurde, war zur Tages- wie zur Nachtzeit hinter der Verfästelung verborgen und hier kaufmännisch genau in Fächer und Läden mit den entsprechenden Aufschriften verteilt.

Läufer weich wie Moos umgaben das Bett und führten in das Badezimmer, das durch eine Türe aus buntem Glas verschließbar war. Im Badezimmer war die Hälfte des Bodenraumes zum Badebassin vertieft. Stufen führten in das mit Kacheln reinlich ausgelegte Badebecken und diese reinliche Bekleidung umzog als meterhoher Bord das ganze Badezimmer. Das Bad wurde von der Küche her mit warmem, von der Quelle her mit kaltem Wasser gespeist. Die Brause über dem Wasserspiegel goß nach Wunsch kalte oder warme Wassergüsse herab. Das Badezimmer wurde von der Vorhalle aus durch ein Radfenster erleuchtet, das mit blauen Scheiben verglast war, so daß die Beleuchtung des Baderaumes an jene der blauen Grotte erinnerte. An den fensterlosen Seitenwänden waren hohe Spiegel angebracht. Neben der Türe stand einerseits ein Ruhebett, anderseits hingen Turnapparate. Auch hier waren alle Gegenstände des Bedarfs stets hinter den Verfästelungen geborgen.

Vater badete stets bevor er zu Bett ging. Nach ihm nahm auch die vielbeschäftigte Mutter ihr laues Seifenbad. Trotzdem erlosch gewöhnlich schon um neun Uhr die Lampe des Schlafzimmers. Zur Sommerszeit benützte man im Schwanenhofe überhaupt kein künstliches Licht. Zu keiner Jahreszeit aber brannte im Schlafzimmer der Eltern ein Nachtlicht. Nur Mond und Sterne erhellt es mit ihrem zauberischen Schimmer. Doch auch dieser drang nur gedämpft durch die seidenen Vorhänge zu den Schlafenden. Und wie kein Lichtstrahl die Nerven reizte, so auch kein Ton. Selbst die tickende Weckeruhr war ins Badezimmer verbannt. Eine außerordentlich reine Luft erfüllte den Schlafräum, denn das ganze Jahr hindurch waren am Tage die Fenster wie die Altantüre offen, in der wärmeren Jahreszeit auch nachts. Immer aber waren wenigstens die Oberlichten geöffnet und die Spitzenvorhänge weit zurückgeschoben, so daß der Himmel mit seinem lichten Blau, seinen weißen, morgenroten, grauen, violetten, goldgesäumten Wolken der erste herzerfreuende, erhebende Anblick der Erwachsenen war.

Im Winter war die Luft des Schlafzimmers sanft durchwärm, denn im Fußlofen brannte es die ganze Nacht hindurch. Da das Haus im Grünen lag, viel gelüftet wurde, harte festgefügte Fußböden hatte, da die oberen Räume nur mit Hausschuhen betreten werden durften, die Betten tagsüber immer auf den mit Glas überdachten Altan hingen, so war die Luft des Schlafzimmers auch vollkommen staubfrei, so daß es wonnig war, sie einzutragen.

Da man bei uns im Schwanenhofe den Tag tätig verlebte und das Lager mit dem Gefühl der Ermüdung aufsuchte, da die letzte Mahlzeit schon um fünf Uhr nachmittags eingenommen wurde, die Verdauung also beendet war, ehe man sich zur Ruhe begab, so war unser Schlaf ein ungestörter, tiefer und erquickender, aus dem wir stets so gestärkt erwachten, als wären wir neu geschaffen. Unser Schlaf war auch durch kein Angstgefühl, kein Schuldbewußtsein, durch keine unmäßige Freude beunruhigt, denn wir Bewohner des Schwanenhofes hatten uns von Kindheit an gewöhnt, unser Herz gegen Himmel zu tragen und die Statue im Schlafräume der Eltern sagte es uns stets so schön: „Ein reines Herz ist der Himmel.“

Die Kinderstube.

Kleinkinderpflege im Schwanenhofe.

Ein überaus freundlicher, sonnenheller Raum war auch die Kinderstube, die sich im rechten Seitenflügel befand. Sie war geästelt und das Bett stand zwischen den Säulen in der Mitte des Zimmers wie in allen Schlafzimmern, aber noch sorgfältiger war hier alles vermieden, was Staub machen könnte. Darum fehlt der weiche Fußteppich, es mangelten die Bettvorhänge und die Fenster waren nur durch leinene Rolladen verhüllt. Die kleinen Lungen der jungen Bewohner sollten eine möglichst reine Luft einatmen. Das Zimmer hatte keine Eckäulen, aber es fehlte auch hier der Bilderschmuck über der Bettäfelung nicht. Auf einer Seitenwand war eine Stadt im Morgenlicht gemalt. Die Sonne kommt heraus und wie ein sinkender Stern schwebt ein schöner Engel mit einem Kindlein in den Armen zur Erde. Auf der entgegengesetzten Wand war eine ländliche Gegend mit einem Dorf abgebildet. Es liegt im Schatten der Nacht und der weite Sternenhimmel breitet sich darüber aus. Wie Mondlicht aber geht es von einer Engelsgestalt aus, die ein schlafendes Kindlein gegen Himmel trägt. Es ist der Todesengel, der mit der Friedenspalme hinauf in die himmlische Heimat weiset. (Von Kaulbach).

An der hintern Wand aber sah man ein nachtdunkles Zimmer dargestellt. Ein Himmelbett mit blauen Vorhängen nimmt den Hintergrund desselben ein. Es ist das Bett der schlummernden Mutter. Am Fußende des Bettes steht die Wiege des Kindes; das Mondlicht fließt in breitem Strome durch das Fenster. Auf seinen silbernen Fluten scheinen die drei schönen Engelsgestalten in das Zimmer gelangt zu sein, welche die Wiege umringen. Es mögen wohl die drei Schutzgeister des Menschen sein, welche die Wiege weihend umschweben: die Reinheit, die Selbstlosigkeit und die Treue. (Maler: Leo Reiffenstein.)

Vor diesem Bilde schwebte eine Ampel, die das Zimmer mit einem sanften Lichte erfüllte.

Der Schwanenhof war für eine zahlreiche Familie erbaut worden und er füllte sich wirklich mit blühenden Jünglingen und

anmutigen Jungfrauen, ganz wie es der Vater sich gewünscht hatte. Sechsmal stellte sich der Engel der Geburt in meines Vaters Hause ein und stets wurde er mit Freuden begrüßt und ein Fest zu Ehren des neuen Erdenbewohners veranstaltet. Vater und Mutter fanden jedesmal auf einen schönen Namen für das kleine Menschenkind, der es reizen sollte, zu sein, wie es genannt wurde.

So hatten sie ihren ältesten Sohn Gottfried geheißen und ihm so viel Wohlgefallen an seinem Namen einzuflößen gewußt, daß es allezeit sein innigstes Bestreben war, den Frieden Gottes in und um sich zu vermehren.

Den zweiten Sohn schmückte der Name Dankwart und er wußte, daß er Dank verdienen und Dank geben mußte, um seines Namens wert zu sein.

Der dritte Sohn erhielt den Namen Ehrhart, damit er allezeit daran gemahnt werde, festzuhalten an dem Banner wahrer Ehre.

Die älteste Tochter sollte durch den Namen Notburga erinnert werden, Unglücklichen ein Hort zu sein.

Ich, die zweitälteste Tochter, wurde Edeltraut genannt, das heißt die Edle, Liebe.

Das jüngste Kind, das sicherlich die meiste Liebe empfing, sollte auch das liebreichste, huldvollste werden und weil es ein Mädchen war, bekam es den schönen Namen Hulda.

Außer einem schönen bedeutungsvollen Namen erhielt aber jedes Kind bei seinem Erscheinen in der Welt auch ein kleines Schmuckstück, auf das der Tag seiner Geburt graviert war. Gottfried erhielt eine goldene Denkmünze mit der Inschrift: „Ohne Gottes Hilfe keine wahre Größe“. Dankwart bekam einen Stern mit der Devise: „Ohne Gottes Hilfe keine Würde“. Ehrhart wurde mit einem Medaillon bescheckt, welches das Gelübde trug: „Herr, ich lasse deine Hand nicht, auf daß ich nicht falle“.

Notburga wurde ein goldenes Herzlein beschert, in das der Spruch gegraben war: „Die Unschuld hat einen Freund im Himmel“.

Mein goldenes Kreuzchen mahnte: „Selig, die reinen Herzens sind“.

Hulda's Ring aber trug die Worte: „Nur unbefleckt genießet sich das Herz“.

So oft der Schwanenhof einen neuen Mitbesitzer erhielt, setzte der Vater im Park eine neue Baumgruppe, zwischen welcher später eine oder mehrere Bänke errichtet wurden. Das Plätzchen aber führte den Namen des neugeborenen Kindes. So gabs im Schwanenpark später einen Gottfriedshain, eine Dankwartshöhe, eine Chrhartshütte, eine Burgi's Ruh, eine Edeltrautswarte und einen Hulbabronnen. Die Mutter aber suchte die Erinnerung an den Geburtstag des jüngsten Kindes stets dadurch festzuhalten, daß sie auf den Deckel eines großen leeren Buches den Namen des neu gewonnenen Lieblings schrieb und dann unter der 1. Kapitel-aufschrift: „Kinderjahre“, alles Merkenswerte aus seinen ersten Lebensjahren eintrug.

Vater und Mutter aber gelobten einander, auch dieses Kind voll heiliger Elterntreue zu pflegen, zu behüten und zu erziehen und baten Gott um seine Hilfe dazu.

Die Mutter setzte diesen Vorsatz zuerst dadurch in Tat um, daß sie in die Kinderstube überstiegle, um das Kind besser pflegen zu können. Sie schlief hier in dem Säulenbett und hatte den Korb des Kindes neben sich stehen, damit sie es zur Nachtzeit bequem nähren, betten und kleiden konnte. Sie tat dies in genau bestimmten Zwischenräumen, an deren Einhaltung sie durch Weckuhren erinnert wurde. Sie ließ sich nicht erst durch das Weinen des Kindes daran mahnen, damit das Wiegenkindlein sich nicht daran gewöhne, alles durch Schreien zu erreichen und so zum Haustyrranen heranwachse. Auch gewöhnte sie es nicht daran, eingefangen und eingewiegt zu werden. Da des Kindes Bedürfnisse allezeit rechtzeitig befriedigt wurden, das Schlafzimmer lustig und die Kissen des Kindeslagers kühle Rosshaarkissen waren, schlief Mutters jüngster Liebling meist sanft die ganze Nacht hindurch. Tagsüber stand der Korbwagen mit dem Kinde während der warmen Jahreszeit fast immer im Freien. So oft Mutters Hausfrauenpflichten es erlaubten, eilte sie zu ihrem Schützling, plauderte und tändelte mit ihm, sang ihm ein hübsches Liedchen vor oder zeigte ihm etwas Schönes: eine herrliche Blume, einen blühenden Zweig, eine prangende Frucht oder irgend ein schimmerndes Spielzeug. Auch die zahmen Tierchen des Schwanenhofes nahmen an seiner Erziehung teil. Neben seiner

Wiege rief die Mutter die Meisen herbei und fütterte sie und die klugen Tierchen flogen zutraulich vom Ast und nahmen die dargereichten Körner aus der Hand der freundlichen Geberin, und ruhten wohl auch ab und zu wartend auf dem Korb des jauchzenden Kindes. Das zahme Täubchen setzte sich auf einen Ast in der Nähe der Wiege, drehte sich possierlich und gurrte. Ein Eichhorn sprang zuweilen von einem Baum auf die Schulter der ihr Kind behütenden Mutter und bettelte um Nüsse. Häufig schlich sich auch das Hauskätkchen herbei und schwang sich auf den Schoß der Hüterin oder der große Haushund legte seinen schönen Kopf auf den Rand der Wiege und schaute das Kindlein mit seinen klugen Augen freundlich an; auch das zahme Reh wurde herbeigelockt, damit das Kind sich an seinem Spielen ergöze.

Hatte die Mutter selbst nicht Zeit, so beschützte ein größeres Schwesternchen oder Brüderchen das Kindlein oder ein eigens dazu gedungenes Landmädchen. Wer das Amt eines Kinderwärts antrat, dem übergab es die Mutter mit irgend einer frommen, besorgten Bitte, gleichwie die Gräfin von Eichenfels, welche der Hüterin ihres Kindes gesagt hatte: „Die Aufsicht über Kinder ist ein Engelsgeschäft. Sei du dem Kinde ein guter Engel!“

Weil das Kind so viel in frischer Lust war, da es sehr lange mit reiner Milch genährt wurde und einen ungehörten Schlaf genoß, so wuchs es gesund und schön heran. Weil man sich so viel und so vielseitig mit ihm beschäftigte, erwachte sein Geist frühzeitig. Da es so viele Anschauungen gewann und man ihm fleißig vorsprach, lernte es leicht reden und weil man gerne mit ihm scherzte, tändelte und spielte, wurde es heiter. Da man immer darauf bedacht war, ihm etwas Schönes zu zeigen, etwas Gutes zu erweisen, bekam es einen regen Sinn für alles Schöne und ein zärtliches Herz. Und da man ihm viel vorsang und vorspielte, bildete sich in ihm ein feines Ohr und ein sanft gestimmtes Gemüt aus.

Wir Kinder des Schwanenhofes waren fast nie krank, und wie die hl. Maria als Kind nie geweint hat, so waren wir auch fast immer fröhlich. Als wir noch ganz klein waren, wurden wir oft gewogen, und bei einer Gewichtsabnahme sofort der Arzt befragt. Für den Notfall barg die Verfästelung der Kinderstube eine

ganze, kleine Hausapotheke: Heiltränke, Salben, wohltuende Kräuter, Verbandstoffe, Wäge, Bade- und Fieberthermometer, Schwämme und dergleichen warteten hier ihres Gebrauches. Eine Truhe barg die kleine Badewanne. Hinter der Vertäfelung waren nicht nur die Wäschekästen, die Hausapotheke, sondern auch eine Bücherei. Man fand darin nicht nur Bücher, die von der Körperpflege und der ersten Erziehung des Kindes handelten, sondern weil das Zimmer zeitweise auch als Krankenzimmer diente, Bücher, die von der Krankenpflege, von der Hilfe bei Unglücksfällen, von der Kunst gesund zu bleiben und alt zu werden und von der Gesunderhaltung der Seele erzählten. Es waren auch medizinische Bücher darunter. Die Mutter las sie zwar, aber es fiel ihr nicht ein, die Kranken darnach selbst kurieren zu wollen. Sie lernte daraus vielmehr nur die Notwendigkeit erkennen, rechtzeitig einen tüchtigen, gewissenhaften Arzt zu Hilfe zu rufen.

Wenn das Kind seine ersten Gehversuche an, so wurde sein Bettchen in das Schlafzimmer der Eltern gebracht und dort neben dem Bett der Mutter aufgestellt. Zwischen den vier Bettstühlen der Kinderstube aber wurden Netze gespannt und der Raum innerhalb derselben diente dem Kinde als Gehschule. Da der Boden dieses Zimmers mit einem dicken, mit Kork untersüßterem Linoleumteppich bedeckt war, tat sich das Kind, auch wenn es fiel, kein Leid. Im Sommer war diese Gehschule im Freien auf einem mit leichtem Schattengesiesel überspielten Rasenplatz errichtet.

Das Kinder schlafzimmer.

Die Schwanenhofskinder als Schüler.

Nach dem zweiten Jahre schliess das Kind im Kinder schlafzimmer, das ja nur durch einen Vorhang gegen das Zimmer der Eltern abgeschlossen war. In diesem Zimmer standen frei zwei Himmelbetten, deren Breite je ein Fünftel der Zimmerweite betrug. Die drei übrigen Fünftel fielen auf die Zwischenräume der Betten von einander und von den Wänden. Von den Querstangen dieser Betten wallten lichtblaue Seidenvorhänge herab, denen die Feuchtigkeit der Luft so vorteilhaft war wie den Lungen der Schläfer und

an deren Glätte der Staub nicht zu haften vermochte. In der Mitte des Zimmers schwebte eine rosenfarbige Ampel. In den Ecken standen über der Verästelung schöne Engelsgestalten. Der eine der Engel blickte mit gefalteten Händen zum Himmel und erinnerte die Kinder an ihr Nachtgebet. Er hatte einen Sternenkreis um sein Haupt. Ein zweiter hob sein Herz zum Himmel. Er stand unter einem Bogen, auf dem die Sonne glänzte. Dieser Engel mahnte uns an unser Morgengebet. Ein dritter Engel zeigte mit der rechten Hand gegen den Himmel während seine Linke mit einer Palme nach unten wies, als wäre es einer der Engel, die in der heiligen Nacht gesungen: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede den Menschen auf Erden, die eines guten Willens sind“. Der vierte Engel aber hielt ein Flammenschwert, wie der Hüter des Paradieses. Er mahnte uns: „Für den aus dem Paradiese der Unschuld Vertriebenen gibt es keine Rückkehr“.

Ober der Verästelung waren die Wände mit Bildern geziert. An einer Wand sah man unter einem Fliederbusch das schöne Schneewittchen im gläsernen Sarge, bewacht von einem trauernden Zwerge, bestaunt und beweint von Männchen machenden Hunden, neugierig belugt von einem kleinen Eidechslein, bewundert von einem zärtlichen Taubenpaare am Firste des Sarges und bedauert von der klugen Eule im Busch. (Skizze von Hentschel.)

Auf der entgegengesetzten Seitenwand war das hinter Rosen schlafende Dornröschen abgebildet, das eben von dem Königsohn durch einen Kuß geweckt wird.

Auf dem Hintergrunde des Gemachs war ein Wald dargestellt, in dem Rotkäppchen Sonne und der Wolf Schatten mit einander plaudern.

Die Verästelungen bargen unsere Kleider und unsere Wäsche. Außerdem waren in sie nicht nur der Wandbrunnen und der Füllöfen stilvoll eingebaut, sondern auch zwei Tuschkammern hatten in derselben Raum. Unter den hohen Pfeiler-Spiegeln zwischen den Fenstern waren die Werkzeuge zur Haarpflege. Hinter den Betten hingen Schweberinge von der Decke. Die Wandfächer enthielten Brustweiter, Handeln und andere orthopädische Hilfsmitteln zur Ausbildung eines schönen, kräftigen und geschmeidigen Körperbaues.

Wir Kinder betraten um halb neun Uhr das Schlafzimmer, zogen die weichen Hausschuhe aus und stellten sie in die dazu bestimmte Abteilung des Wandschrankes, hängten die Tagkleider darüber, tuschten uns rasch los ab, legten die Nachtkleider an und schlüpften in die Betten. Punkt neun Uhr erlosch die Ampel des Schlafzimmers.

Die Schulkindern wurden im Winter um sechs, im Sommer um fünf Uhr durch das anmutige Melodiengeriesel eines trefflichen mechanischen Klavieres geweckt. Sie streiften ihre Nachtkleider ab, traten in die Tuschkammer, tuschten sich erst mit lauem Seifenwasser, dann mit kaltem Wasser schnell ab, legten die Unterkleider an und nahmen dann einige Turngeräte zur Hand, um sich durch Körperübungen zu erwärmen, kleideten sich vollends an, trugen die Betten auf die Gallerie des Hauses hinaus, löschten die Lampe und begaben sich hinab ins wohlgefügte, gereinigte, wohlige erwärmte Speisezimmer, harrten des Frühstücks und wiederholten indes ihre Aufgaben. Nach dem reichlichen, englischen Frühstück, das aus Milch, Tee oder Kaffee mit Butterbrot, weichen Eiern und Schinkensemmeln bestand, wanderten die Schulkindern mit ihren Büchern und dem wohlverpackten zweiten Frühstück für die Mittagspause im Rucksack, der Stadt zu.

Die Kinder des Schwanenhofes waren alle gute Schüler. Wir wachsen auf dem Schwanenhofe ja so frisch und frei, so froh und fromm heran. Wenn wir mit unsern roten Bäckchen und glänzenden Augen in der Schule saßen, bedauerten wir allemal die armen, städtischen Stubenhocker mit ihren blassen Gesichtern und ihrem müden Blick. Wenn wir andern zum Muster aufgestellt wurden, weil wir unsere Antworten so hell und deutlich gaben, so dachten wir von den Getadelten: Die Armen! Sie haben ja keine Gelegenheit, ihre Stimme zu stärken. Sie müssen ja immer und überall stille sein, auf der Gasse, in der Schule und zu Hause, indes wir im Schwanenhofe das Echo der Wälder wachrufen und mit den Hirtenjungen um die Wette singen, deren Lieder so hell von Hügel zu Hügel schallen, oder jodeln, wie die Seinen in den Alpen, so lange hinhalend, daß die Landleute der Umgebung oft meinen, den Pfiff einer Lokomotive zu hören.

Wenn sich die Stadtkinder in der Schule mit Tand beschäftigten und dafür gescholten wurden, so dachten wir mitleidig: die armen Zimmer-, Hof- und Gassenkinder, sie wissen nicht, wie viel Schönes es draußen in der Natur gibt, sonst würde ihnen ihr Trödel ja gar nicht gefallen. Wenn wir merkten, die Stadtkinder hätten oft recht wenig Aufmerksamkeit für die Worte des Lehrers, so dachten wir: Wie kann es anders sein, sie haben keine Gelegenheit, eigene Beobachtungen zu machen und selbst Erfahrungen zu sammeln, welche bei den Worten des Lehrers in ihrer Seele auftauchen und fesselnde Bilder dazu liefern.

Wenn wir viele Kinder zänkisch, ungehorsam und lügenhaft fanden, so dachten wir, es hats ihnen wahrscheinlich niemand gezeigt, wie häßlich, töricht, ja schädlich ein solches Betragen ist, wie es uns das Mütterlein erfahren ließ. Mütterchen und Bäterchen hatten für jeden unserer Fehler bald eine heilende Medizin gefunden. War eines ungeduldig, so bekam es alle Arbeiten, die viel Geduld erforderten. War im Hause zerrüttetes Garn abzuwinden, aus Versehen verschüttete Erbsen aus Gras oder Schotter zu lesen, war ein Teppich oder eine andere langwierige Arbeit zu machen, der Ungeduldigsten wurde sie aufgetragen. War sie noch klein, so erhielt sie eine Arbeitsgenossin zum Wettbewerb, oder die Arbeit wurde ihr in ein Spiel verwandelt, oder ihr ein Geschenk dafür in Aussicht gestellt. War die Sünderin größer, so mußte sie sich solchen Übungen allein und ohne jegliche Erleichterungsmittel unterziehen. Die Mutter führte uns auch zuweilen zu Handwerkern, die sehr viel Geduld zu ihren Arbeiten brauchen und ließ uns ihnen ein Stündchen zusehen. Weil sie aber wußte, daß Ungeduld auch in körperlicher Schwäche wurzeln könne, die man nicht immer oder wenigstens nicht so schnell allein beheben könne, so lehrte sie uns das Beste, was man einem Menschen lehren kann, sie lehrte uns bei allen Geduldproben, die uns das Leben auferlegte, Gott um seine Hilfe anzuflehen. So wurden wir geduldig im Handeln und Leiden.

War eines nicht ordnungsliebend und half keine Ermahnung, so wußte Mütterchen es in eine solche Lage zu bringen, daß es künftig ordentlicher wurde. Einer meiner Brüder konnte sich nicht an Ord-

nung gewöhnen. Es war halb Trägheit, halb Ungeduld, daß seine Sachen nie genau und nie glatt an Ort und Stelle lagen.

Einst fuhren wir zur Großmutter. Trotzdem wir ihn am Abend zuvor gefragt: Hast du wohl alle deine Sachen zurecht gelegt? und er bejaht hatte, fehlte ihm im Augenblicke der Abreise die Mütze, sodaß er nicht mitfahren konnte. Mehrere solcher Erfahrungen besserten ihn und sein lebhafter Schönheitsfink, sein reifender Verstand, sowie der Weg, der so viele lange und beschwerliche Umwege zu einem Ziele erspart, der Weg durch den Himmel halfen ihm endlich seines Fehlers ganz Herr zu werden.

Eine meiner Schwestern naschte gerne. Vergebens stellte ihr die Mutter das Häßliche, ja Gefährliche dieses Fehlers vor. Sie erzählte ihr von Fällen, in welchen die Naschhaftigkeit Menschen das Leben oder wenigstens die Gesundheit gekostet habe. Allein die Schwester konnte ihre Lusternheit nach guten Dingen nicht überwinden. Eines Tages schickte sie die Mutter in die Speisekammer, um eine Zitrone, sagte aber: „Hüte dich vor deinem größten Fehler, der Naschhaftigkeit“. Mein Schwesternchen jedoch sah sofort überall begierig umher, ob es nichts zu schlecken gebe. Zu ihrer Freude erblickte sie hoch oben den Honigtopf. Sie streckte sich, so hoch sie konnte um ihn zu erreichen und tupfte mit dem Finger hinein. Da zwickte sie etwas ganz entsetzlich in den Finger und als sie ihn herauszog, hing einer von den großen Krebsen daran, welche die Mutter statt des verbrauchten Honigs absichtlich in dem Topfe aufbewahrt hatte. Auf das Geschrei der Schwestern kamen alle Leute des Schwanenhofes zur Speisekammer gelaufen. Man begriff bald den Hergang der Sache. Das Naschätzchen wurde ausgelacht, verspottet und gescholten. Sie schämte sich so, daß sie nie mehr naschte.

Eine andere meiner Schwestern war sehr neugierig. Sie mußte alles wissen. Die Mutter hieß ihr das Unrecht, daß sie andern dadurch zufügte, oft und oft vor. Zum mindesten sagte sie, ist es unedel und unbescheiden, sein Fingerchen in fremde Kisten und Kästen, sein Näschen in anderer Angelegenheiten zu stecken. Unsonst! Am Namenstage des Schwesternleins stellte die Mutter ein kleines Schächtelchen auf den Tisch, verbot uns aber, es aufzumachen, ehe sie wieder käme. Wir gehorchten. Nur das ahnungs-

volle Namenstagskind konnte seine Neugierde nicht bezwingen. Sie nahm das Schädelchen in die Hand, wog es, drehte es nach allen Seiten und öffnete endlich gar den Deckel, um ein wenig hineinzugucken. Husch, war das zahme Stärchen, das den Namen der Schwester sprechen gelernt und das ihr Namenstagsgeschenk hätte sein sollen, heransgeschlüpft und durchs offene Fenster auf Nimmerwiedersehen davon geflogen. Als die Mutter die Unverbeßlichkeit ihres Kindes sah, weinte sie und die Schwester von Scham und Reue ergriffen, schwor ihren Fehler für immer ab und hielt Wort.

Konnten wir Geschwister uns einmal nicht vertragen, so gab uns die Mutter eine gemeinsame Arbeit und versprach uns als Lohn für die dabei zu bezeugende Verträglichkeit, eine schöne Geschichte zu erzählen. Bei solchen Gelegenheiten hörten wir die Gleichnisse vom hochmütigen Zeigefüger, von den unverträglichen Gliedern des menschlichen Körpers, von den sieben Stäben und andern.

Ebenso zeigte uns die Mutter die Schönheit der Wahrheitsliebe und die Hässlichkeit und Nutzlosigkeit der Lüge in mancher schönen Erzählung.

Andere ihrer Geschichten handelten von der Gottwohlgefälligkeit der Barmherzigkeit und von der Sündhaftigkeit der Grausamkeit, von der Liebenswürdigkeit der Ehrlichkeit, und von der Verruchtheit der Unerlichkeit.

Im übrigen war es uns nicht schwer, gut zu sein, denn die Eltern waren uns ein Muster jeder Tugend, der Brauch des Hauses verhütete überdies die meisten Fehler von selbst und die frühe Erkenntnis und das stete Bewußtsein von der Allgegenwart Gottes hielt uns auch dann vor Nebelstaten ab, wenn wir uns selbst überlassen waren.

Darum überließen uns die Eltern z. B. an Schultagen, wo wir die Mittagspause allein in der Stadt verbringen mußten, ganz ruhig zwei bis drei Stunden uns selbst.

„Was macht ihr in der Zeit zwischen dem Vormittags- und Nachmittagsunterricht allein“, fragten uns oft unsere Lehrer und unsere Mitschülerinnen.

Da antworteten wir: „Wir nehmen in dieser Zeit unsere Musikstunden, besuchen eine Lesehalle, in der für die Jugend passende Bücher aufliegen, betreten öffentliche Turnhallen oder Plätze um Übungen und Spiele mitzumachen, lauschen einem Rapsoden, der von den Stufen eines Denkmals herab deklamiert, erzählt und zitiert, oder gehen in Museen, Werkstätten, Mal- und Musikzimmer, um durch Sehen und Hören zu lernen. Oft auch bleiben wir im Wartezimmer der Schule oder im Schulhofe, um unsere Aufgaben zu wiederholen oder um zu spielen“.

„Und wann lernt ihr zu Hause?“ wollten die Mitschülerinnen dann wissen. „Im Sommer ist unsere Lernzeit die Stunde von 6 bis 7 Uhr morgens, im Winter die Zeit von 7 bis 9 Uhr abends. Manches wiederholen wir auch auf dem weiten Schulwege“, gaben wir Schwanenhofer ihnen dann zur Antwort.

Die minder Streb samen meinten dann wohl: „Wie lange werdet ihr denn noch immer lernen und lernen?“

„Wir werden nie aufhören zu lernen“, sagten dann wir Kinder, „so wie unsere Eltern trachten, täglich vollkommener zu werden in der Erkenntnis des Lebens, der Welt und Gottes. Schulen besuchen aber werden wir nur so lange, bis wir etwas gelernt haben, durch das wir uns das tägliche Brot selbst verdienen können. Alle Kinder unserer Familie, Knaben und Mädchen, müssen auf ein Amt studieren und die dafür verlangten Prüfungen ablegen. Es wird keines im Schwanenhofe zurückgehalten. „Die Kinder sollen nur ins Leben hinaus und selbstständig werden“, sagen die Eltern. „Nur wer einen Beruf hat, bleibt geistig und körperlich gesund. Nur wer auf eigenen Füßen stehen gelernt hat, wird ein Vollmensch“. Es wird den Eltern zwar sehr schwer sein, die fröhliche Jugend, den Sonnenschein ihres Alters zu entbehren. Aber sie denken nicht an ihren Vorteil. Eine Tochter kann übrigens als Stütze der Mutter, als Pflegerin des Vaters im Hause bleiben. Aber sie erhält dann ein Gehalt, wie in einem fremden Hause und soll es für spätere Jahre sparen. Allen Kindern aber wird der Schwanenhof immer ein Zufluchtsort bleiben, an dem sie in den Ferien oder zu Urlaubszeiten, in Zeiten der Krankheit, der Stellenlosigkeit oder des Unglücks geborgen sind.“

Eines von den Kindern aber soll einst das Vaterhaus übernehmen und auch nach dem Tode der Eltern, den Kindern des Schwanenhofes die Heimat offen halten".

Das Kinderzimmer.

Bei uns im Schwanenhof wurden die Kinder nicht zum Aufgeben ihrer unwiederbringlichen Maienzeit gezwungen. Man ließ uns soviel Freiheit als nur immer möglich und machte uns so viel Freude als man nur konnte.

Wir hatten da auch unser eigenes Reich, ein Reich der Phantasie und des Frohsinns, und das war das Kinderzimmer.

Groß, hoch, luftig und hell und getäfelt wie alle Zimmer des Schwanenhofes, unterschied es sich vor ihnen durch seine Gräumigkeit, denn es war leer wie eine Turnhalle. Die bunten Bilder über der Vertäfelung gaben ihm ein überaus heiteres Aussehen, ja eine Art künstlerische Weihe. Es war, als trate man in ein stilvoll angelegtes Museum. Da waren in einer umlaufenden Bordure die Spiele der Kinder in den vier Jahreszeiten auf eine überaus graziöse und farbenprächtige Weise dargestellt. Der Himmel dieser Gegenden spannte sich über das ganze Spielzimmer. Als solches und zugleich als Turnsaal aber charakterisierten es dem Eintreten den, auch die gleichsam aus Wolken niederhängenden Strickleitern und Schaukeln. Der Boden des Spielzimmers war mit einem hübschen Linoleumteppich mit Korkunterlage bedeckt, der die Stürzenden vor Beschädigung schützte. Dieser Bodenbelag wurde durch täglich feuchtes Aufwischen vom Staube befreit. Auch hatten wir Kinder im Spielzimmer eigene Turnschuhe an, damit wir keinen Erdstaub hereintrugen. Hinter den Vertäfelungen befanden sich nicht nur die Spielgeräte, sondern auch ein mechanisches Musikinstrument, welches die Tänze der Kinder begleitete. Mit Jean Paul dachten nämlich die Eltern: „Wie den himmlischen Körpern, gehört den kindlichen Körpern die Sphärenbewegung und die Musik dazu“. Und: „Wird der Jubel nicht immer ein Tänzer?“ Endlich: „Tanz verbindet Kinder mit Kindern durch keinen härteren Kanon als die Musik, leicht wie Töne zu einem Rosenkugelfeste ohne Bank“.

An Schultagen wurden meist die stilleren Beschäftigungen, den lebhaften Bewegungsspielen vorgezogen. Da wurden die Klappstühle und Klappstühle aus den Wänden gezogen und niedergelegt und die verschiedenen Spielgeräte den flachen Fächern der Wandschränke entnommen und auf den Tischen ausgebreitet. Aber es war nicht „eine Kleinwelt des Drechslers“, was uns da umringte, denn die Eltern wußten wohl, daß „an zu reicher Wirklichkeit die Phantasie verarmte“.

Jedes unserer Spielzeuge mußte daher der Phantasie Spielraum gewähren. Es sollte aber auch zugleich den Tätigkeitstrieb anregen und Gelegenheit geben, im Spiele das Leben nachzuahmen.

Burgi, Hulda und ich spielten sehr viel mit einfachen Puppen, die wir bald als Lehrerinnen meisterten, bald als kleine Hausmütterchen pflegten und erzogen, bald liebkosten und bald tadelten. „Dem Kinde ist ja jedes Spielzeug ein belebtes und jedes Wort ein Ernst“

Die Knaben bauten indessen Häuser, Gassen, ja ganze Städte und bevölkerten sie mit Soldaten und Bauern, Beamten und Handwerkern, Frauen und Kindern, Wagen und Tieren der verschiedensten Art und zu den verschiedensten Zwecken. „Auch ihnen ward das Spielzeug zum Flachsrocken, von dem ihre Seele ein buntes Gewand abspann“.

Zumeilen vergnügten wir uns mit dem Ansehen der Bilderbücher des Schwanenhofes. Es waren Illustrationssammlungen zu Märchen, Sagen, poetischen Erzählungen, zu Gedichten, zur Bibel, waren Geschichten in Bildern, zu welchen uns die Eltern die Erklärung gaben. Auch den Wandbildern hatten Vater und Mutter Erzählungen unterlegt. Später wurde die Deutung von Bildern uns Kindern selbst überlassen und uns die Freude gegönnt, selbst Geschichten zu den Bildern zu erfinden. „Dem Bilderbuche ist die Beseelung ja ebenso notwendig, als dem Spielschranke“. Außer den Bilderbüchern versahen auch Zeichenvorlagen, Baukastenmuster, Guckkästen und Zanberlaternenbilder, den wundertätigen Baumeister Phantasie mit einer Fülle von Arbeitsmaterial.

Oft vereinigte sich die ganze Familie im Kinderspielzimmer und es wurden gar lustige Puppenkomödien aus dem Stegreif gespielt, die unserm Wit und Gelegenheit gaben, sich zu äußern.

Die Eltern hatten es ja an sich selbst erfahren, „daß fremder und eigener Witz in diesen frühen Jahren am meisten mit seinem Glanze entzückt“. Und sie wußten es, „daß die Entwicklung des Witzes, an die man bei Kindern so selten denkt, die uns unschädlichste ist, weil er nur in leichten Anstrengungen arbeitet, die nützlichste, weil er das neue Ideenräderwerk immer schneller zu gehen zwingt und weil er durch Erfinden Liebe und Herrschaft über die Ideen gibt“. Zu witzigem, schlagfertigen Wortgeschiehte gaben auch die gemeinsam betriebenen, stilleren Beschäftigungen der Legespiele, des Schnitzens, Kerbens, Zeichnens und Modellierens und anderer Handfertigungsarbeiten Gelegenheit, besonders wenn sie vor Weihnachten, vor Namens- und Geburtstagen in Angriff genommen wurden, wo das zärtliche Herz die Hände regsam, die Seele heiter und den Mund plauderlustig machten.

Daß die älteren Kinder auch allerlei wissenschaftliche Spiebereien trieben, ist selbstverständlich.

Es gab daher Dampfwagen, Dunkelkammern, Retorten, Pumpen u. s. w. in den Wandschränken zu allerlei Versuchen. Manch physikalischer Apparat wurde von den Mittelschülern selbst angefertigt. In den Tempelbezirk des Geistes öffnen sich viele Tore, das wußten die Eltern. Den Kindern alle diese Tore zu öffnen, war ihr stetes Bestreben: das Tor der Sinne, das Tor des Handelns, das Wolkentor der Phantasie und das Morgentor der Schönheit, endlich das goldene Tor des Herzens und das Diamanttor des Gottesweges.

Im Sommer verlegten wir unsere Spiele ins Freie. Aber nicht nur der eigentliche Spielplatz, der ganze Hof mit seinen Haustieren und Geräten, Garten, Wiese und Wald mit ihrer Tier- und Pflanzenwelt boten uns reichlich Gelegenheit zu angenehmen und lehrreichen Zeitvertreib.

Einmal wurde da ein Grasmückennest entdeckt, das nun tagelang der Gegenstand unserer aufmerksamsten Beobachtung war. Weil wir Kinder gelernt hatten, „tierisches Leben heilig zu halten“ und zart zu sein, so wurden die Böglein überaus zutraulich gegen uns. Wie entzückt waren wir allemal, wenn das Schwarzplättchen

in der Nähe seines Nestes vor uns auf einem ganz niederen Ast sein helles, melodisches Lied sang.

Ein andermal fesselte unsere Aufmerksamkeit das Gewimmel eines Ameisenstaates, dessen Geschick wir nun den ganzen Sommer über voll Anteil verfolgten. Die seltsame Klugheit dieser kleinen Lebewesen hat unser Forscherinteresse ein für allemal der Kleinwelt der Insekten zugewandt. Die Folge davon war, daß wir manche interessante Entdeckung machten und oft des Psalmisten gedachten, der da sagt: „Die Welt ist voll Wunder und wer ihrer achtet, hat etiel Freude daran“.

Mit welcher Neugierde beobachtete ich zum Beispiel einst in einer Badehütte das Treiben einer Ameise, die immer an der Mündung eines kleinen Höhlenganges auf der Oberseite eines Querbalkens erschien, bis zum Rande des Abgrundes unter dem Balken lief, dann sich wieder rückwärts wandt und im Höhleingange verschwand. Ich konnte mir dieses seltsame Benehmen des Tierchens nicht erklären, bis ich am Boden unter jener Stelle ein Häuflein Holzmehl liegen sah. Jetzt wußte ich, die Ameise hatte hier Schutt abgelagert.

Wir sahen, was Tausende nie in ihrem Leben wahrnehmen. Wir sahen die häßlichsten Wasserläuse ans Land steigen und sich in schimmernde Libellen verwandeln. Wir fütterten die verabscheutesten Raupen und hatten die Freude, sie als hunte Sommervögelein unserem Glase entschweben zu sehen. Wir beobachteten einen ganzen Heereszug weißer, geschwänzter Rätselwesen, aus denen sich zu unserem Erstaunen die wohlbekannten Aßeln entwickelten, die sich so drollig zur Kugel einrollen, wenn man sie in die Hand nimmt.

Wir bewunderten die Beharrlichkeit der Kreuzspinne, die sich uns als Hausgenossin gesellte, und ihr zerstörtes Netz in der Nacht immer wieder neu anstigte, dabei tagelang hungrig mußte, weil die gewißigten Fliegen es mieden, die dankbar die von uns gereichte ertrunkene Fliege aus der Hand nahm und zu unserm Erstaunen ohnmächtig wurde, als man ihr zufällig Terpentin in die Nähe brachte.

Wir beobachteten die Sandwespen beim Eintragen von Blütenstaub in ihre Erdhöhlen und die Holzwespen auf der Schmetter-



lingsjagd. Wir suchten auf dem Lande und im Wasser unter Steinen nach Lebewesen und machten die wunderbarsten Entdeckungen.

Mit noch größerem Jubel begrüßten wir freilich die Gelegenheit, das Leben und Treiben der höheren Tiere beobachten zu können. Mit welchem Interesse betrachteten wir den wunderbaren Flug der Möve über dem Flusse, das Tauchen der Krickente, das Fagen der Fledermäuse über dem Wasserspiegel oder das Laufen der Wasseramsel unter dem Wasser.

In welches Entzücken versetzte uns einst der Fund eines kleinen Milchigels, der noch ganz weiche Stacheln hatte. Mit welcher Verwunderung sahen wir einem Baumarder zu, der ganz ruhig aus einer Walbschlucht hervorkam und sich über eine belebte Straße zum Flusser begab, mit welch dankbarem Entzücken gewahrten wir das hübsche, kleine Wiesel über die Parkwiesen rennen, oder die nächtlichen Bilche ihr geheimnisvolles Wesen treiben.

Mehr noch als diese Ratten mit dem Eichhornschwanz gewann das Eichhorn selbst unsere Liebe, das so gewandt an den Baumstämmen emporlies über die schwingenden Bogenbrücken der Aeste von Baum zu Baum eilte und geräuschlos von Ast zu Ast fliegend, sich herabließ. Wir machten die Eichhörnchen durch gespendete Nüsse und andere Leckerbissen so zutraulich, daß sie vor unsren Augen ihr Futter holten, ja es endlich sogar aus der Hand nahmen. Da entdeckten wir denn zu unserm Erstaunen, daß das Eichhörnchen beim Auffinden seiner Nahrung durchaus auf das Gefühl angewiesen ist, daß es in der Nähe nichts sieht, sogar die Katze nicht, der sie sich dann, sobald sie sich regt, allerdings durch blitzartiges Hin- und Herschießen und endliches Davonrennen, sehr geschickt entzieht. Die großen Augen des ja gewöhnlich im Waldesdunkel sich bewegenden Geschöpfchens dienen ihm also nur zum Weitsehen, zum Auffinden seiner Wege und zum Schutze vor aus der Ferne kommenden Feinden. Unserm Nachdenken erschloß sich denn auch die Ursache dieser Erscheinung in der Lage der Augen zu beiden Seiten des Kopfes, eine Lage, die natürlich wieder aus Erhaltungsbedingungen hervorgegangen war. Die kautschukartige Elastizität der Muskeln dieses Tierchens konnten wir auch am Boden bewundern, wenn es glaubte, sich vor Feinden decken zu

müssen. Dann schien sein ganzer Leib mit den ausgestreckten Beinen nur eine Fläche zu sein und in dieser Fledermausgestalt näherte es sich ängstlich kriechend dem Futter. Ähnliche Überraschungen und Entdeckungen harrierten unsrer aller Orten. Man kann sich denken, mit welchem Interesse wir dem Unterrichte in der Naturkunde folgten, oder den Erzählungen der Eltern lauschten, wenn sie uns ihre eigenen Beobachtungen oder das aus Büchern erfahrene Wissen aus der Tierkunde mitteilten. Tiersäbeln, Tiersagen und Märchen, welche die Bücherei im Spielzimmer enthielt, wurden mit Interesse gelesen und vermehrten unsre Liebe zur Tierwelt. Im Schwanenhof war Jean Pauls Zukunftsgesicht schon wahr geworden. „Einst werden tierfreundliche Brahmanen auch den Norden warm bewohnen.“

Die Kinder des Schwanenhofes hatten nicht nur Liebe, Bewunderung und Verständnis für die Tierwelt ihrer Umgebung; wie den griechischen Göttern war jedem überdies ein Tier geweiht. Gottfried besaß z. B. ein zahmes Reh, (den Erdgeist oder Waldbruder), das ihn wie ein Hündchen überall hin begleitete. Burgi's Pflege war das graue Haustäschchen mit der schwarzen Fladerung am Kopfe und den schwarzen Augengläsern, anvertraut. Es hieß Kobold. Chrharts Eigentum waren die beiden weißen Schwäne, die den Teich des Parkes schmückten. Sie wurden Neck und Nix gerufen. Hilda hielt sich in ihrem Springbrunnen drei Fischlein, die sie sehr zahm gemacht und „Silberblitz“, „Rubinaug“ und „Goldener“ getauft hatte. Ich gewann die Zuneigung eines überaus zahmen Eichhörnchens, das ich Zwerg-Nase nannte. Dankwart aber umflatterte auf allen Wegen ein schneeweißes Täubchen, das er mit dem Namen Schwanhilde zu sich lockte.

Tierliebe und Tierverständnis wurde sehr früh in uns Kindern des Schwanenhofes rege. Wie das leibliche Auge zuerst Licht und Dunkelheit unterscheidet und dann den sich bewegenden Dingen folgt, so wird auch der erwachende kindliche Geist zuerst von dem angezogen, was Leben äußert: von Menschen und Tieren. In Landkindern erwacht aber auch bald das Interesse für die Pflanzenwelt. Zuerst erwecken die Früchte die kindliche Lusternheit, dann reizt sie die Schönheit der Blumen zur Vergewaltigung. Die Pflege der Pflanzen erst lehrt ihre Entwicklung beobachten, Vergleiche

machen, Gründe suchen und führt so zum Verständnis dieser stilleren Welt. So kam auch uns Kindern des Schwanenhofes die Liebe und das Verständnis für die Kinder Floras angeflogen.

Wie jeder seinen Tierliebling zu pflegen und zu schützen hatte, so wurde uns auch jedem eine Pflanzengruppe in Obhut gegeben und zwar die Bäume und Sträucher, des Plätzchen, das unsern Namen trug und die Blumen und Fruchtgewächse, die wir selbst dort pflanzten. So hatte Chrhart den Teich mit einem Kranze von Wasserrosen und Vergißmeinnicht umflochten und seine Einsiedelei mit Glycinien bekleidet.

Dankwart ließ den Felsen, der sein Plätzchen am Buchen-
hain trug, in Kletterrosen verschwinden und den Schirm, der ihn vor der Sonne schützte, mit Wein überwachsen.

Rechts und links von Burgi's lindenüberwölbttem Hüttenchen standen Georginenreihen, die über die niedere, festungsartige Mauer hinaus, ins Land sahen. Das Hüttenchen selbst aber war von einem bunten Flor herrlich duftender Nelken umringt.

Edeltrautsruh, mein Plätzchen mit seiner Ahorngruppe über den kühlen Bronnen war von Akelar in allen Farben umblüht. Sie standen im Grase, an der Quelle, im Gestein und veredelt auch in Beeten.

Hulda endlich hatte sich Veilchen und Maiglöckchen zu ihren Lieblingen erkoren. Sie war den ganzen Sommer von ihnen umduftet. In ihren Beeten um den Springbrunnen stand das drei-
farbige Veilchen, im Grase duftete das Märzveilchen in allen Schattierungen und unter den wilden Kastanien nickten Maiglöckchen und Alpenveilchen.

Wie viele Beobachtungen machten wir Kinder bei der Wartung unserer Lieblinge. Nicht nur, daß wir ihre ganze Entwicklung verfolgen konnten, nein auch den Einfluß von Licht und Schatten, von Feuchtigkeit und Trockenheit, von Wärme und Kälte, von Bodenform und Bodenmaterial, der Kampf mit Artgenossen um Boden, Luft und Licht, alles dies bereicherte nicht nur unsere Erfahrung, sondern erregte unsere Liebe und Bewunderung für die Pflanzen, die ohne Bewußtsein so klug und treu handeln, um sich als Individuum und als Art zu erhalten.

Die Natur, diese Tochter Gottes, versorgte den helläugigen Menschen ja für seine ganze Lebenszeit mit den interessantesten Rätselaufgaben.

Wie eine Kenntnis stets die andere fördert, so begünstigte der liebevolle Umgang mit der Natur auch die von Onkel Adolar angeregte und erlernte Darstellungsfähigkeit der Natur. Denn, nur was man genau kennt und liebt, kann man stimmungsvoll wiedergeben.

Eine sehr beliebte Unterhaltung war uns Kindern des Schwanenhofes auch das Erzählen, Vorlesen und Stillesen von Märchen. Die Eltern griffen dabei am häufigsten nach den griechischen und deutschen Märchen, in denen die Naturerscheinungen so poetisch personifiziert erscheinen. Unsere Eltern regten uns an, diese Märchenrätsel zu deuten und machten uns dadurch nicht nur die Naturvorgänge interessant, sondern lehrten uns auch die Vorgänge der Natur, ehe unsere Vernunft sie begriff, durch die Phantasie erfassen.

Im Sinne der einzig wahren Lehrart ließen die Eltern uns Kinder auch in diesem Punkte denselben Weg gehen, den die Völker in ihrer Kindheit gegangen sind.

Wir lernten auf diese Art alles spielend, wie wir nur lernend spielten und die Eltern wären oft in die Versuchung gekommen, uns gar nicht in die Schule zu schicken, hätten sie nicht gewußt, daß die stramme Zucht und Ordnung der öffentlichen Schulen, der gemeinschaftliche methodische Unterricht, besonders die systematische, objektive Schulung durch nichts zu ersetzen ist und der Autodidakt niemals mit dem wissenschaftlich logisch Geschulten gleichen Schritt zu halten vermöge.

Wir Kinder Herrn Adelsfrieds und Frau Mariemartens aber sollten gewappnet wie Minerva aus dem Hause Jovis, einst aus dem Schwanenhof ins Leben springen.

Mutter Mariemartens Reich.

Das Leben im Schwanenhof war nicht festungsartig gegen das Leben der Außenwelt abgeschlossen. Die Eltern empfingen oft den Besuch von Vaters Amtsgenossen und ihrer Familien. Wir

Kinder besuchten mit andern gemeinsam Musik-, Mal- und Tanzstunden und andere Kurse und übten mit ihnen auch zu Hause.

Die eigentliche Besuchszeit für den Schwanenhof aber war der Sonntagnachmittag. Oft aber sprachen Bekannte auch an andern Tagen gelegentlich eines Spazierganges im Schwanenhofe vor. Ein Glas Wein, eine Tasse Tee, ein Butterbrot und Obst vermochte das Haus jederzeit zu bieten.

Die Besucher meinten oft, ein so großer Hof, eine so zahlreiche Familie mit so wenig Gesinde so nett zu halten, sei eine große Kunst und sie forderten dann wohl auch die Mutter auf, ihnen zu erzählen, wie sie das anfinge.

Und die Hausfrau des Schwanenhofes erzählte, wie sie „Martha in der Tat“ war.

Wenn ich morgens erwache, so freue ich mich allemal darüber, daß ich „wieder neu belebt den frischen Blick zur Sonne erheben darf und bringe Gott Lob und Dank dafür dar, daß er über meinem Hause gewacht und mit seinen Engelsscharen uns vor Leid gnädig wollt bewahren“. Dann erhebe ich mich zweifach gestärkt zur Ausübung meiner Mutter- und Hausfrauenpflichten. Gewöhnlich geschieht dies zwischen fünf und sechs Uhr. Ich schlüpfte sogleich in einen einfachen aber sauberen Morgenrock, stecke die Füße in weiche Hausschuhe und berge das noch ungeordnete Haar unter ein Morgenhäubchen. Dann eile ich ins Schlafräume der Schulkinder, um das Ankleiden derselben zu überwachen, begebe mich hierauf in die Küche, um nachzusehen, ob nichts an dem englischen Frühstück fehle und ob das zweite wohlverpackt zum Mitnehmen bereitliege. Ich sehe in meinem Notizbuche nach, was mir Vater oder Kinder in der Stadt für Besorgungen machen müßten und erst wenn die Stadtteilger mit meinen Segenswünschen das Haus verlassen haben, kann ich an mich selber und an das Hause denken. Es ist gut, daß fromme Liebe helllichtig macht, so daß man den Schutzengel an der Seite seiner Lieben sieht; wie könnte man sie sonst unbewacht und unbeschützt fortziehen lassen und indessen in Ruhe seinen eigenen Pflichten nachgehen. Ehe ich dies danu tue, nehme ich ein laues Bad, ordne mir das Haar, vertausche den losen Morgenrock mit dem knapperen Hausskleide

und die leichten Pantöfälchen mit den festeren Schnürschuhen. Jetzt sehe ich nach, ob alle Betten auf den Söller getragen und alle Fenster geöffnet worden sind. Da alle Gegenstände sofort nach dem Gebrauch gereinigt wieder an Ort und Stelle gebracht werden müssen und dies durch Fach- und Nagelaufschriften erleichtert ist, so befindet sich bei uns jederzeit alles unter Dach und Fach und es ist daher wenig aufzuräumen. Da das Haus auf einer Anhöhe und mitten im Grünen liegt, fleißig gelüftet wird, die Böden mit harten, gutgefügten Brettchen, mit Linoleumteppichen oder mit Fliesen belegt, der Platz um das Haus aber mit Kies beschottert ist, da niemand das Freie ohne Ueberschuhe und das Innere des Hauses mit Ueberschuhen betreten darf, so haben wir eigentlich wenig Krieg gegen den Staub zu führen.

Trotzdem wird jedes Zimmer einmal die Woche mit Schafwolltüchern ganz abgefegt. Da das eigentliche Mittagessen erst um fünf Uhr eingenommen wird, hat immer eine meiner Mägde dazu Zeit und ich kann mich inzwischen den kleinsten meiner Kleinen widmen.

Diese werden erst um acht Uhr geweckt, denn kleine Kinder brauchen viel Schlaf. Sie werden durch ein Musikstück des mechanischen Klavieres und zwar meist durch ein hübsches Kinderlied sanft aus dem Traumlande abgerufen, so daß sie nicht nur fröhlich erwachen, sondern sogar oft mit einstimmen in die einfache, innige Weise.

Wir begrüßen uns dann, kosen ein wenig miteinander und darauf gehts unter Tändeln und Scherzen ins Badezimmer. Das Badewasser ist wohlig warm, ist Wasser von 27 Grad. Wer wollte sich nicht gerne darein tauchen. Es schwimmen kleine Fischchen darinnen. Welch' ein Vergnügen, sie zu haschen! Auf einmal fängt aber wunderbarer Weise das Wasser des Brunnens zu versiegen an, als wäre es der Zirknitzer See. In kurzer Zeit sitzen meine Kindchen und seine Fischlein am trockenen Lande. Auf einmal aber beginnt es im Badezimmer fein zu regnen, erst ist das Sprühen lau wie Frühlingsregen, allmählich aber wirds kalt wie Herbstschauer. Es gruselt einem. Da läßt man sich gern in den Frottiermantel hüllen, warm reiben und dann anziehen. Das

Abenteuer im Badezimmer hat den kleinen Leuten Hunger gemacht. Mit großem Appetit verzehren sie ihr Frühstück: eine kleine Schale frischer Milch mit etwas Weißbrot und ein wenig Obst.

Um elf Uhr bekommen die kleinen Mägen eine neue Füllung von etwas Milch, Obst und Honigbutterbrot. Um ein Uhr wird ihnen ein weiches Ei mit Weißbrot geboten. Hierauf schlafen die ermüdeten Kleinen etwa zwei Stunden. Um drei Uhr wird ihnen ein Schinkensemmelchen gereicht, um fünf Uhr nehmen sie an dem gemeinschaftlichen Mittagessen teil, um sieben Uhr gibts noch etwas Fleischsuppe, um acht Uhr aber werden die jüngsten Schwanenhöfer ins Bett gesteckt. Zwischen den kleinen Mahlzeiten spielen sie unter unserer Aufsicht im Kinderzimmer oder im Freien. Zimmer aber, ausgenommen bei großer Kälte, müssen sie wenigstens zwei Stunden täglich im Freien zubringen.

Gewöhnlich wird hierzu die Zeit von drei bis fünf Uhr gewählt, wo es am wärmsten ist. Nur im Dezember findet der Spaziergang von zwei bis vier Uhr statt.

Während ich die Kinder bei ihren Spielen beaufsichtige, sind meine Hände für das Haus tätig. Entweder drehe ich die Strickmaschine, dieses Geschenk einer wohltätigen Fee, und suche damit die nötigen weißen und schwarzen Strümpfe für das Haus zu gewinnen, oder ich mache schwarze oder weiße Blusen, fertige grobe Lodenröcke und Jacken an oder stecke leinerne oder wollene Hemden und Beinkleider.

Die Wundergabe, die dankbare Wichtlein den Menschen zurückließen, als sie für immer von ihnen schieden: eine treffliche Nähmaschine ist meine treue, unbezahlbare Gehilfin bei diesen Arbeiten.

Mit Hilfe dieser Strick- und Nähmaschine — sogar ein kleiner Webestuhl hat im Schwanenhofe seine Heimstätte — werden fast alle Kleider der Familienglieder im Schwanenhofe selbst angefertigt, wie es einst im alten Bauernhause geschah.

Die Gewandung der Schwanenhöfer ist, wie Sie wissen, überaus einfach und praktisch, aber dabei doch recht kleidsam.

Mädchen und Knaben tragen Sommer und Winter weiße Strümpfe unten und schwarze darüber, weiße Beinkleider unterhalb, graue oder schwarze Lodenpluderhosen oben, die Mädchen

werfen über ihre Pantalons gleichfarbige, faltige Tuchröcke, deren Länge der Kleidssamkeit halber ein Drittel oder die Hälfte ihrer Körperlänge beträgt. Über den langen Blusenhemden legen Knaben wie Mädchen Kostümjacken an, faltenreiche, in die Runde geschnittene Wetterkrägen von der Länge der Röcke mit Kapuzen daran, hübsche praktische Mützen, Stoffschuhe mit Lack- oder Gummüberstößen vervollständigen den Schulanzug der Kindern. Die Stoffe sind sehr gute, echtfarbige Gewebe, die Schnitte sehr gefällige und die Stücke sehr nett und dauerhaft zusammengefügt. Es gibt sehr wenig daran auszubessern und hält sehr lang. Deshalb erspart man bei uns viel Zeit und Geld.

Weil bei unserer Kleidung nur die am bloßen Leibe getragene Wäsche aus weißem Linnen ist, weil wir uns täglich tuschen und sehr oft baden, und daher die Wäsche nicht so oft statt unser ins Bad schicken brauchen, so macht diese im Schwanenhof auch weniger Arbeit, als in anderen Häusern.

Die Schulkleidung darf im Hause nicht nur nicht aufzuhalten werden, sondern muß sofort von den Trägern gereinigt und aufgehoben werden. Für den Schwanenhof haben die Knaben lederne Kniehosen, mit denen sie steigen, klettern, springen und laufen können nach Herzenslust; die zerreißen sie nicht. Dazu haben sie grobe Leinenhemden, über die sie an kalten Tagen einfache Loden- oder Barchentjacken tragen. Im Hause haben sie leichte Stoffschuhe, im Freien Lederüberstößen.

Die jüngeren Mädchen tragen im Hause eine Art Radfahrerindresse ohne den Faltenrock und können sich demnach sehr frei bewegen.

Die Winterssonntagskleider bestehen aus gutem Wollplüsch und sind ebenso hübsch als dauerhaft. An Sommersontagen hält sich die Jugend des Schwanenhofes in arkadisches Weiß und ist auch da ebenso zierlich als praktisch gekleidet, denn frisch gewaschen erscheinen diese Kleider immer wieder neu.

Die Leinenblusen und Schürzen für das Hause sticken sich die Mädchen selbst bunt aus und sind damit nicht nur nett, sondern malerisch gekleidet.

Schul-, Hans- und Sonntagskleider aber sind fast unzertrennbar und das allein macht, daß ich sie beinahe ohne fremde Hilfe herstellen kann.

Die Schlagwörter modern, unmodern haben über den Schwanenhof keine Macht. Was rein und ganz, was praktisch ist, bleibt für die Schwanenhofer immer modern. Bei Neuanschaffungen werden die von Groß- und Kleingewerbe inzwischen erfundenen wirklichen Verbesserungen und Verschönerungen dankbarst angenommen und die Erfinder als Wohltäter der Menschheit gesegnet. Auch wird der Formen- und Farbensatttheit mit Maß Rechnung getragen. Die Zeitrichtung kommt unserer Stellung zur Mode entgegen. Denn wie bei der männlichen Kleidung macht sich mehr und mehr auch bei der Frauengewandung eine gewisse demokratische Gleichheit geltend und die großen Vorteile der Herrenkleider werden langsam auch der Frauentracht zuteil, ohne daß sie darum unweiblich wird. Man wird in Zukunft auch unter den Frauen keinen Närinnen der Mode mehr begegnen, sondern lauter vernünftige, denkende, bescheidene kluge Frauen und Fräulein, denen die Kleider nur ein Rahmen für ihre Erscheinung ist, der nicht die Aufmerksamkeit auf sich statt auf die edle Trägerin lenken soll.

Die vielen erwerbenden Frauen, die ihr Leben nicht mehr wie einst nur der Sorge für ihr Neuzeres widmen können, wird das Trachtenbild der Orte immer mehr und mehr beeinflussen.

Obwohl ich nicht erwerben, sondern nur erhalten brauche, habe ich im Schwanenhofe gar viele Rollen. Außerdem daß ich alle Arbeiten zu inspizieren, die kleinen Kinder zu warten und die Kleidung für das ganze Haus herzuschaffen habe, bin ich auch Küchenchef.

Während die kleinen Kinder ihr Nachmittagsschlafchen machen und die Großen in der Schule sitzen, lese ich ein wenig: „Keinen Tag ohne anregende Lektüre“ ist mein Wahlspruch. „Den Geist nähren ist auch Religion.“

Um drei Uhr aber muß sich mein Geist bequemen, wieder die Sorge für den Leib und zwar für seine Ernährung zu übernehmen. Es gilt das Mittagsmahl herzustellen.

Ich hole also das Fleisch aus dem Eiskasten, wasche es und gebe es mit den Suppenwurzeln in einen Dampftopf und lasse es beiläufig anderthalb Stunden kochen. Dann hole ich es mit der Fleischgabel heraus, schneide es in Scheiben, drehe diese in Eier, Mehl und Semmelbrösel und backe sie in Fett braun und knusperig. So haben wir von ein und demselben Stück Fleisch eine nahrhafte Suppe und einen schmackhaften Braten. Noch während das Fleisch im Dampf kocht, bereite ich die Suppenspeise vor. Es ist immer eine Fleischspeise: Lungenstrudel, Radkrapfen, Leberklöße oder Leberknöcken, Leberpfanzel oder Leberreis, Hirnsuppe oder Kräutersuppe mit Frankfurterwürstchen. Erst wenn die Suppe genug eingedickt ist, koche ich diese Suppenspeisen ein.

Das gebackene Rindfleisch wird mit einem Salat aus Erbsen, Bohnen, Linsen oder roten Rüben, Kraut und Blättern umlegt und überdies werden ein oder mehrere Muse oder Tunken, zum Beispiel: von Spinat, Kohl, Rüben, Krenn, Zwiebel oder Sardellen beigegeben.

Weil dieses späte Mittagsmahl zugleich Nachtmahl ist, so kommt nach dem Rindfleisch noch ein Stück Selchfleisch mit Obstmos und darnach noch eine Milch oder Mehlspeise auf den Tisch.

Da der Herd groß und fristehend ist, kann man bei einiger Umsicht und mit einer Gehilfin dieses ganze Mittagessen trotz seiner Reichhaltigkeit in zwei Stunden herstellen.

Den Nachtisch bildet frisches oder gedörrtes Obst. Der Wald mit seinen Beeren — der Garten mit seinen Baumfrüchten erlauben uns diesen unschuldigen Genuss.

Da wir zum Frühstück nach englischer Sitte Tee oder Kaffee und Brot, das mit Butter oder Honig bestrichen ist, harte oder weichgekochte Eier und Schinkensemmeln essen, da die über Mittag in der Stadt bleibenden Familienmitglieder zum zweiten Frühstück Brot, Käse und Wurst mitnehmen, so können sie mir einst nicht den Vorwurf machen, sie seien im Verhältnis zu den Leistungen, die man von ihnen verlangt hat, zu schlecht genährt worden.

„Das brauchst du nicht fürchten, Mütterchen“, sagten wir Kinder dann wohl. „Wachsen, marschieren und lernen, macht

zwar einen Wolfshunger, aber wir werden doch immer satt. Und sehen wir nicht aus, wie die Rosen?"

Lächelnd erzählte die Mutter dann weiter: „Nach dem Fünf-Mahle ruhen wir uns ein wenig aus, plaudern, scherzen, erzählen jeder unser wichtigstes Tageserlebnis, ergehen uns im Garten, musizieren, singen usw. Von sieben bis halb neun Uhr werden im Winter die Schul-, im Sommer die Gartenarbeiten besorgt, die Wirtschaftsbücher erledigt, Spiele gespielt, Erzählungen, Auffäße und Gedichte vorgelesen u. a. m. Um halb neun Uhr begeben wir uns in unsere Schlafzimmer. Um neun Uhr liegt tiefe Stille und Dunkelheit über dem Schwanenhof.“

Nachdem die Hausfrau so ihr Tagewerk beschrieben hatte, wie ihre Freunde es von ihr gewünscht, ergriff wohl der Vater noch das Wort zu einem Lobe der Mutter.

„Meine Frau“, sagte er einmal, „führt ihren Namen Mariemarta wahrlich mit vollem Recht. Sie ist Marta in der Tat, aber auch und das ist noch mehr, Maria im Geiste.“

Sie ist nicht nur ihres Gatten treue, verständige, aufheiternde und verschwiegenen Freundin, mit der er alles besprechen kann, sie ist auch der Kinder kluge Ratgeberin und Kameradin auf jeder Altersstufe und auf jedem Geisteswege. Sie weiß sie für Alles zu entzücken, was schön, gut und groß ist und bei ihr finden sie Verständnis und Anteilnahme für alle ihre kleinen Tageserlebnisse und ihre geistigen Errungenschaften. Und dieses Vertrauen, diese rückhaltlose Offenheit der Kinder gegen ihre Mutter wird in einer großen Familie, in der die Kinder ihre Anliegen nicht immer unter vier Augen vorbringen können, zu einer reichen Quelle der Geistes- und Herzensbildung für alle.“

„Das lässt sich denken“, sagten dann die Freunde. „Und man möchte gerade einmal dabei sein, wenn die jungen Leute ihre Tageserlebnisse erzählen.“

„Das Vergnügen kann ich Ihnen gleich verschaffen“, sagte Herr Adelsried, „wenn Sie eine kleine Erfrischung mit uns einnehmen wollen.“

Nach einigem artigen Widerstreben folgten die Besucher Herrn Adelsried auf die Veranda, wo man an einem zierlich gedeckten Tisch einen ausgezeichneten Beerenwein, Obst und Backwerk kredenzte.

Während die Gäste von den Süßigkeiten naschten und vom Wein nippten, wurden die Kinder aufgesondert, das für sie interessanteste Tagesereignis zum Besten Aller zu erzählen.

Zuerst mußte Burgi berichten. Mit liebenswürdiger Offenheit sagte sie: „Man kann nicht jeden Tag etwas Merkwürdiges erleben. Und mir ist gerade heute nichts Erzählenswertes begegnet. Das Wichtigste von Allem dünkt mich noch mein Traum zu sein.“

„Nun und was träumtest du denn?“ fragte die Mutter. „Ich sah im Traume eine Schlange mit großer Geschwindigkeit auf mich zueilen. Ich schleuderte sie mit Entsezen weit von mir und erwachte durch das Geräusch eines Falles. Die Schlange war mein weißes Kästchen gewesen, das sich auf meiner Decke ein weiches, warmes Schläfchen gesucht hatte und nun von mir so unbarmherzig hinausgeschleudert worden war. Ich hob es auf, fügte es undbettete es wieder neben mir.“

Alle lachten. Der Vater aber meinte, der Traum sei ein ganz hübsches Beispiel zu dem Erfahrungssatz, daß Träume durch wirkliche Sinnesempfindungen hervorgerufen werden können. Dann wandte er sich an Gottfried und sagte:

„Jetzt erzähl du deine Erlebnisse Gottfried. Du warst ja heute in der Stadt.“

„Ein Geschehnis habe auch ich nicht zu verzeichnen“, sagte dieser, „aber ich habe etwas Schönes gesehen.“

„Und das wäre?“ fragte man neugierig.

„Ich trat in die der hl. Maria geweihte Basilika der Stadt. Die Altarnische derselben ist neu al fresco bemalt, das Gemälde, das offenbar nach einem italienischen Vorbild hergestellt worden ist, zeigt inmitten von säulengeschmückten Tempeln den hohen Bord einer offenen Gruf. Daraus ist die heilige Maria emporgeschwebt. Sie fährt auf Wolken, die von Engeln getragen werden, zur Höhe. Ober ihr öffnet sich der Himmel. Von links schreitet ihr auf einem Wolkensteg der göttliche Sohn inmitten einer Engelschar entgegen. Rechts sitzt auf hohem Wolkenthron der ewige Vater. Aus noch

größeren Himmelstiefen ist der heilige Geist in Gestalt einer weißen Taube herniedergeschwebt. Unten auf der Erde stehen um die offene Gruft die Jünger Jesu's: Anbetung, Verzückung, Erstaunen, Frage, Mitteilungsbedürfnis, andächtige Versunkenheit in fromme Betrachtungen drücken sich in den Mienen und Geberden der knieenden, gebeugten oder hochaufgerichteten Gestalten aus. Und vor diesem Gemälde steht nun wie ein in Wirklichkeit übergegangener Teil dieses Bildes ein marmorner, säulengetragener Altartempel mit steinernen Apostelgestalten zur Seite.“

„Das müssen wir uns gleich ansehen“, sagten die Besucher.
„Das muß ja sehr hübsch sein.“

„Gottfried hat ein merkwürdiges Glück im Entdecken alles Schönen und Hohen“, sagte die Mutter. „Doch was hast denn Du zu berichten, Edeltraut? Du hast ja heute einen weiteren Morgenpaziergang gemacht.“

„Mir“, sagte ich, „wies Gott mit einem seiner goldenen Zeigestäbe eines der Wunder, von denen die Welt so voll ist. Und dieses Wunder war das von einem schrägen Sonnenstrahl beleuchtete, in einer dunklen Schlucht über einen Bach zwischen Bäumen ausgespannte noch unvollendete Netz einer Kreuzspinne. Die Meisterin war eben an der Arbeit. Die Räden waren gezogen und eine Anzahl der äußeren Kreise durchgeschlungen. Frau Spinne war bemüht, die Zahl dieser Kreise zu vermehren. Sie schwang ihre Bogen von einem Strahl zum nächsten, heftete sie hier an und wandelte so unermüdlich im Kreise umher. Trotzdem entstanden in einer halben Stunde nur wenige Kreise. Ein einzigesmal sah ich die Weberin ihre Arbeit unterbrechen. Ein Mücklein hatte das Unglück gehabt, ins Netz zu fallen. Bei der Erschütterung ihres Werkes stützte die Spinne, eilte dann am nächsten Radius ins Zentrum und von dort an jene Stelle der Peripherie, wo das arme Mücklein zappelte. Im Nu war es der hungrigen Spinnerin Bente.“

„Im Weiterschreiten sah mein nun geschärftes Auge im Geäst des Waldes noch viele solcher Netze in allen Entwicklungsstadien. Zu Hause angelkommen, las ich in einem naturgeschichtlichen Werke noch manches Merkenswerte über diese kleine Künstlerin nach.“

„Du warst gottbegnadet, daß Du solch ein Wunder der Natur schauen durftest“, sagte Gottfried. „Auch Ehrhart war heute glücklich. Er hat zum erstenmal ein Wunder menschlicher Erfindung gesehen.“

„Beschreibe! erzähle!“ riefen die Geschwister.

„Ich bitte um die Erlaubnis, dies in Form eines Rätsels in Prosa tun zu dürfen“, sprach Ehrhart aufstehend.

„Bewilligt“, sagten die Freunde des Hauses lächelnd.

Und Ehrhart begann:

„Ich kenne ein großes, rundes Turmzimmer. Darin ruhen in einer Kreisreihe rings an der Wand eine Menge eiserner Kindlein. Sie liegen am Bauche und haben alle den Kopf der Kreismitte zugekehrt. Ziemlich hoch oben in der Turmwand ist eine umlaufende Reihe von Öffnungen. Durch diese greifen Riesenarme herein und fassen die Kindlein am Rücken. Jeder der Riesen hat zwischen den Schulterblättern als Kennzeichen das Gesicht seines Kindleins aufgemalt.

In der Mitte des Gemaches schwebt wagrecht ein großer Ring. Über diesen läuft von links nach rechts ein Streifen schwarzen Tuches gleich einer Brücke von Wand zu Wand. Oberhalb dieses Steges und mit ihm gleichlaufend überquert eine gezähnte Stange das Gemach. Auf dieser Stange bewegt sich, sie umfassend, gleichmäßig Zahn um Zahn ergreifend, eine weich umhüllte Rolle. Zwischen dieser Walze und dem überseits abfärbenden Tuchbande ist ein Riesenbogen Papier eingeschaltet.

Geht der Riesenkönig um den Turm, so klatscht er diesem oder jenem seiner Untertanen auf die Schulter und zwar immer jenem, den er gerade braucht. Auf dieses Zeichen hebt der Riese sein Kindlein auf, schiebt es durch den Ring und drückt es gegen das Farbenband. Nun färbt dieses an der gedrückten Stelle ab und es entsteht auf dem Papierbogen darüber ein Bild des Kindergesichtes. Dann legt der Riese das Kindlein nieder. So wie dieser tut jeder Riese, den sein Herr berührt hat. Ist das ganze Papier voll solcher abgedruckter Kindergesichtlein, so wird es aus der Presse gezogen und ein anderes an seine Stelle gebracht. Das bedruckte Papier

aber nimmt der Riesenkönig und schickt es als Botschaft an einen andern Riesenkönig. Was ist nun das", fragte Ehrhart?

Der Hausfreund, Herr Adelsfried und der eingeweihte Gottfried hatten schon während des Erzählens verständnisvoll gelächelt. Die Frauen und die Kinder kamen nicht sogleich auf den Gegenstand des Rätsels. Dankwart sagte endlich nach einer Stille, während welcher die Götterbraut Sammlung durch das Zimmer schwachte: „Ich hab's. Es ist die Schreibmaschine.“ Ein vierstimmiges „Bravo!“ tönte ihm entgegen, indes der übrige Teil der Gesellschaft fragte: „Die Schreibmaschine? Ja wieso?“ Dankwart legte ihnen das Rätsel Punkt für Punkt aus und sie freuten sich nun doppelt des in allen Teilen stimmenden Vergleiches.

Als sich die allgemeine Verwunderung und Bewunderung gelegt hatte, wurde Hulda zum Reden aufgesondert.

Sie erzählte: „Ich habe heute eine Studiengenossin besucht, die mich schon oft dazu aufgesondert hatte. Diese Kollegin stellte mir als ihren kleinen Haussgenossen ein lebendes Chamäleon vor. Welch' ein abenteuerlicher Geselle ist das doch! Schon seine Gestalt war mir ungemein merkwürdig. Ich hatte es natürlich nach dem Bilde sogleich erkannt. Aber Welch' ein Unterschied ist zwischen dem Interesse, an einem Tierbilde und dem Interesse an einem lebenden Tiere. Ich konnte mich nicht sattsehen an dieser kleinen Eidechse der heißen Zone. Sie war nicht größer als unsere grüne Eidechse, jedoch felsgrau gefärbt. Nur im Zorne spielt sie alle Farben, so daß sie als das Sinnbild des Wankelmutes gilt. Aber der Kamm längs des Rückens, der Helm am Kopfe, die langen, in je zwei Hände geteilten Beine mit den auf sie verteilten bekrallten Fingern, der lange, geringelte Schwanz geben ihr ein ganz exotisches Aussehen. Sie bewegt sich gehend und kletternd so langsam, daß man bei ihrem Anblick unwillkürlich an ein Fausttier denken muß. Wenn es sich im Geäst anklammert, hält man das Gespensterchamäleon sicher nur für einen dürren Zweig. Ganz auffällig ist es, wie das Tier die gestielten Schneckenäugen unabhängig von einander vor- und rückwärts, links und rechts streckt, oder wie es seine dicke Kolbenzunge blitzschnell hervorschießt, um eine Fliege daran zu leimen, der sie sich vorsichtig von rückwärts ge-

nähert hat. Ein solches Chamäleon ist der appetitlichste „Fliegentod“, den man sich denken kann.“

„Das möchtest ihr natürlich gleich auch haben“, scherzte die Mutter. „Unser Park ist ohnehin schon ein ganzer Tiergarten. Fehlt just nur noch das Chamäleon.“

„Dankwart, nun bist nur Du noch, der etwas zu erzählen hat. Was wirst Du uns Neues bringen?“

„Ich“, sagte Dankwart, „habe einem „Rapsoden“ gelauscht, der auf den Stufen des Fichte-Denkmales Worte dieses großen Mannes zitierte und habe mir folgenden Ausspruch gemerkt:

„Das Volk, das bis in die untersten Schichten hinein die tiefste und vielseitigste Geistes- und Gemütsbildung besitzt, wird zugleich das mächtigste und glücklichste sein unter den Völkern seiner Zeit, unbesiegbar für seine Nachbarn, beneidet von den Zeitgenossen und ein Vorbild der Nachahmung für sie.“

„Besser als durch diese Worte könnten Eure Berichte nicht abgeschlossen worden sein“, sagte der Vater. „Lasset dem Andenken Fichtes zur Ehre die Gläser erklingen!“ Stürmisch erhob sich alles und ließ begeistert den unsterblichen deutschen Seher leben!

„Sie bemerken“, fuhr der Vater fort, nachdem die Wogen der Begeisterung sich gelegt hatten und fast die ganze Jugend des Schwanenhofes sich im Park vergnügte, „ein wie vielseitiges Interesse wir in unseren Kindern zu wecken suchen. Den größeren Teil des Verdienstes um die Weckung ihrer Intelligenz muß ich aber meiner lieben Frau einräumen. Sie sucht jedoch nicht nur den Geist, sondern auch das Herz ihrer Kinder zu bilden.“

Wie weise ist sie, wenn es gilt, Liebe und Friede zwischen ihnen zu erhalten. Ich wollte, Sie könnten die Kinder bei einer kleinen Meinungsverschiedenheit belauschen, um ihre Liebenswürdigkeit zu erkennen. Und das ist das Verdienst der Mutter. Sie selbst liebt und versteht jedes.

Vertrauensvoll erschließt sich ihr das Herz ihrer Kinder und sie weiß dieses Verständnis für ein Herz, das sie besitzt, auch anderen zu eröffnen. Darum lieben sich unsere Kinder zärtlich. Die Älteren kosen und tändeln mit den Kleinen, sind großmütig gegen sie und diese haben nach ihren Eltern keine treueren Freunde,

keine verlässlicheren Beschützer, als ihre älteren Brüder und Schwestern. Die Jüngeren tragen darum auch ein grenzenloses Vertrauen zu den größeren Geschwistern, an denen ihre Augen voll Bewunderung hängen. Eines weiß, was das andere freut und sucht ihnen Freude zu machen, wann und wo es kann. Und das ist ihnen oft möglich, denn ein liebreiches Herz macht gar sinnreich.

Und so kommts, daß ich ein ebenso beglückter Gatte als Vater bin. Und das verdanke ich Gott, der mich eine Frau wie Mariemarte kennen und gewinnen ließ.“

Die Kinder des Schwanenhofes.

Die Kinder des Schwanenhofes wuchsen zur immer größeren Freude ihrer Eltern heran. Alle waren klug, geschickt und gut. Sie hatten alle den geraden, ehrlichen Sinn der Eltern. Denn die Lüge galt im Schwanenhofe für das größte Vergehen. Mit dem geraden Sinn erbten sie der Eltern Art, alles, was sie machten, gut zu machen und der Mutter Freundlichkeit, die ihnen auf ihrem späteren Lebenswege so nützlich war. Sie erfuhren an sich die Wahrheit des Satzes: Freundlichkeit ist in der Welt die größte Macht ebenso wie die Wahrheit der im Schwanenhofe empfangenen Lehre: Gott hat die Geradheit selbst aus Herz genommen. Auf geradem Wege ist noch keiner umgekommen. Tüchtigkeit, Geradheit und Freundlichkeit waren die gemeinsamen Merkmale der Kinder des Schwanenhofes.

Im Uebrigen aber waren sie verschieden, wie die Blumen des Waldes dem Äuferen, wie dem Inneren nach.

Gottfried war ein ideal schöner, blonder Jüngling. Der hochgewölbte Kopf mit der hohen vorgebauten Stirne verriet den Denker. Die tiefliegenden blauen Augen verkündeten einen hohen Sinn. Die gerade griechische Nase, der zarte, blonde Flaum, die blühenden Wangen boten dazu einen ungemein fesselnden jugendlichen Gegensatz. Dieser wurde sehr schön ausgeglichen durch den einen feinen Geist verratenden Mund mit seinen schmalen, aber schön geschweiften den Weisen und den Redner andeutenden Lippen.

Ganz anders und dennoch schön war Dankwart. Auch er war groß und schlank wie Gottfried. Aber sein Haar war schwarz und legte sich in schönen, natürlichen Schnürfeln um die edelgeformte, von schönbogigen, dunklen Augenbrauen begrenzte Stirne, von der die Nase ganz ohne Sattel abfiel, wie man dies an klassischen Statuen oder Bildern bewundern kann. In den blauen Augen glänzte oft eine wunderbare Innigkeit, eine bezaubernde Zärtlichkeit, ein Entzücken, das unmännlich geschienen hätte, wäre es nicht mit soviel Selbstbeherrschung gepaart gewesen. Die vollen dunkelroten, schön gewölbten Lippen überschattete schwarzes Barthaar. Ein dunkler Knebelbart schmückte auch das Kinn. Das Aussehen des Malers Dankworts war ein ungemein vornehmes.

Und wieder ganz anders, aber ebenso schön war Ehrhart. Er besaß eine mittelgroße, sehr ebenmäßige elastische Gestalt. Sein Haar war braun und ein brauner Vollbart umrahmte sein kühnes männliches Gesicht, aus dem große dunkle Augen leuchteten, die drohend blicken, Energie und Unbeugsamkeit ausdrücken, aber auch träumerisch, sehsüchtig sehen konnten. Diese schönen, von der Liebe Glut beseelten Augen waren Dichteraugen und ein berausfendes Fluidum ging von ihrem Träger Ehrhart aus.

Burgi war das Ideal einer deutschen Jungfrau. Licht wie ein Gebild aus Himmelshöhen erschien sie unter den Kindern des Schwanenhofes. Der Raum, in welchem die Goldhaarige eintrat, wurde sonnenhell. Die Unschuld umglänzte ihr schönes Haupt mit einer Höhe, vor der alles Niedrige wich. Doch sie wußte es nicht und war demütig wie das Veilchen, treu wie Gold und von einer alle beglückenden Innigkeit. Das Hausmütterchen Burgi war der Stolz der Eltern und ein Gegenstand leidenschaftlicher Zärtlichkeit für ihre Geschwister.

Schwester Hulda gemahnte an eine Italienerin.

Sie war nicht groß, hatte dunkles Haar wie Edeltraut, aber ihr brauner Teint wie das glühende Inkarnat ihrer Wangen und Lippen schien in der Sonne des Südens gereift zu sein. Die großen, strahlenden, dunklen Augen mit dem Schleier langer, dunkler Wimpern und dem schwermütigen Blick gaben dem Gesichtchen einen

unwiderstehlichen Reiz und die ganze Erscheinung Huldas umschwebte ein unsagbarer, poetischer Zauber.

So verschieden die Kinder des Schwanenhofes in ihrem Äußerem waren, so hatten sie doch alle einen tadellosen schlanken, biegsamen Wuchs als Frucht der vielfachen Leibesübungen, die sie von Kindheit an getrieben, alle hatten einen schönen, festen, doch leichten Schritt, als ein Zeichen ihres lebhaften, besonnenen Geistes. Ihre Hände zeigten durch einen schönen Bau und die edlen Bewegungen ihre Geschicklichkeit an. Die reine, blühende Haut, der weder Kälte noch Hitze schadete und die weißen, tadellosen Zähne gaben Zeugnis von der durch große Reinlichkeit, einfache, kräftige Nahrung und reine Luft gefestigten Gesundheit. Auf den meist unbedeckt getragenen Häuptern war allen das Haar reichlich gewachsen und der Wind und die sorgsame Pflege hatten es leicht gemacht, so daß es sich von selbst lockte.

So hatten gewissenhafte Körper-, Geistes- und Gemütspflege die Kinder des Schwanenhofes zu schönen, guten Menschen von vielseitiger Geistesbildung gemacht, denen überall die Herzen entgegenflogen und die deshalb glücklich machten und glücklich wurden. Weil aber kein Erdgeborener ganz von Leid verschont bleibt, so lernten auch sie Leid kennen. Aber sie hatten von Kindheit an gelernt mit Gott zu leben, ihn als Helfer in allen ihren Mühen anzurufen, und ihm für alle Hilfe und für alle Freuden zu danken, die er ihnen zuteil werden ließ. Wie konnte es anders kommen, als daß sie ihn, der ihnen unverlierbar war, mehr liebten, als alle Güter der Welt und demnach nie ohne Liebe, ohne Schutz, ohne Hilfe waren bis ans Ende ihres Lebens.

Und wie sie Gott liebten, waren sie gottgesiebt. Was sie unternahmen, gelang ihnen, denn die Hochgefürsteten wollten nichts als Gutes und baten Gott stets um das Gelingen desselben. Und was sie erkennen wollten, erkannten sie, denn er, den sie im heiligen Eifer fragten, ward ihr Lehrer. Er errettete sie aus allen Gefahren und Nöten des Lebens und warb ihnen Freunde aller Orten. So hatten sie von Kindheit an allezeit Gottes Nähe gefühlt, daher glaubten sie nicht bloß, daß ein Gott ist, ein heiliger Wille lebt. Sie wußten es.

Das Bilderbuch der Schule.

Durch Erzählungen, wie die von der Erbauung des Schwanenhofes und dem Leben darinnen, suchte Edeltraut namentlich den ärmeren Schülerinnen die Kenntnisse zu verschaffen, welche reichere sich durch den bloßen Umgang mit gebildeten Hausgenossen und Hausfreunden erwerben.

Aus demselben Grunde benützte Edeltraut die reiche Bildersammlung ihrer Schule fleißig. Die vielen kleinen Gedichte, Erzählungen und Schilberungen des Lesebuches bildeten gleichsam den tändelnden Text dieses Bilderbuches. Die Lehrerin aber besprach diese Bilder mit den Kindern und benützte dabei ihre im Elternhause und auf Spaziergängen, aus Büchern und aus einer Art von Schergabe gewonnenen Erkenntnisse, um den Schülerinnen Liebe und Verständnis für die Natur einzuflößen.

Die Ziege.

Einst wollte Edeltraut eine kleine Fabel von der Ziege lesen lassen. Sie hängte also das Bild dieses Tieres vor die Kinder und fragte, diesmal an die Sprachlehre anknüpfend:

„Was für ein Ding ist eine Ziege, weil sie aus Stoff besteht?“

„Ein wirkliches Ding“, wurde ihr geantwortet.

„Aus welchem Stoff ist sie gebildet?“

„Aus Fleisch und Blut“, sagten die Kinder.

„Ist sie ihr ganzes Leben hindurch so groß gewesen, als sie hier dargestellt ist?“

„Nein, sie ist nicht immer so groß“, gab man Edeltraut zur Antwort.

„Wie wird sie dann so groß?“

„Sie wächst“, erhielt die Fragestellerin Auskunft.

„Zu welchen wirklichen Dingen ist sie also zu rechnen?“

„Zu den Lebewesen“, erinnerten sich einige.

„Auf welche Weise wächst sie“, fragte die Lehrerin weiter.

„Sie nimmt Stoff in sich auf und vergrößert sich dadurch“, entlockte Edeltraut dem Gedächtniß der Kinder.

„Durch welchen Körperteil gelangt der neue Stoff in ihren Leib?“

„Durch eine Mundöffnung“, wandte eine aufmerksame Schülerin früher Gelerntes an.

„Welche Lebewesen nehmen ihre Nahrung nur mit einer Mundöffnung auf?“

„Menschen und Tiere.“

„Wer von euch hat schon eine wirkliche Ziege sprechen gehört?“

Niemand meldete sich.

„Auch ich habe noch keine reden gehört“, sagte Edeltraut.

„Nur in Märchen und Fabeln legt ihr der Dichter seine Worte in den Mund.“ Was ist also eine Ziege für ein Lebewesen, weil sie nicht in Worten, sondern nur in Bildern denkt?“

„Ein Tier!“ verlangten viele zu sagen.

„In welchem Elemente lebt sie?“

„In der Luft“, wußten mehrere.

„Warum kann sie in der Luft leben?“

„Weil sie Lungen hat“, gab eine eifrige Schülerin an.

„Wodurch zeigen die Tiere, daß sie höhere Lebewesen sind als die Pflanzen?“

„Dadurch, daß sie empfinden und sich bewegen“, sagte ein Mädchen, glücklich über ihr vorzügliches Gedächtnis.

„Womit können sie empfinden“, fragte Edeltraut weiter.

„Mit den Empfindungsfäden oder Empfindungsnerven“, wußte die Fragende aus der Erinnerung ihrer Schülerinnen herauszubringen.

„Auf welche Weise sucht ein Lungentier Hilfe, das eine Schmerzempfindung hat? Zum Beispiel: Hunger.“

„Es schreit.“

„Wie heißt der Schrei der Ziege?“

„Meckern.“

„Womit bewegt sich die Ziege vom Ort?“

„Mit Füßen.“

„Warum genügen ihr nicht Flossen dazu?“

„Weil sie auf dem Lande lebt.“

„Ihr habt gesagt, sie bestehe aus Fleisch und Blut. Wie kommt es dann, daß sie so steif aufrecht dasteht, Fleisch ist ja weich und Blut flüssig?“

„Das Fleisch und das Blut in seinen Hautgefäßen werden von einem Knochengerüst getragen.“

„Aus welchem Stoff besteht dieses?“

„Aus Kalk.“

„Woher nahmen die Knochentiere diesen Kalk?“

„Aus dem Wasser, dem sie, wie alle Lebewesen entstammen.“

„Mit welchen Worten erzählt uns dies die Bibel?“

„Und der Geist Gottes brütete über den Wassern“, wußte ein bibelfestes Kind zu zitieren.

„Und der berühmteste Maler aller Zeiten hat diesem Gedanken über Auftrag eines Papstes in einer Kapelle Roms Gestalt verliehen“, sagte Edeltraut und zeigte den Kindern eine Kopie des berühmten Gemäldes Michel Angelo's.

Nach einer Pause fragte die Lehrerin weiter:

„Was für ein Teil des Gerüstes der Knochentiere bildete sich zuerst aus?“

„Die Wirbelsäule.“

„Wieso?“

„Das Wasser floß durch die Längsröhre einfacher Tierleiber und setzte dabei an den Wänden Kalk ab.“

„Was für Teile des Knochengerüstes bildeten sich, als die Wirbelsäule gebaut war?“

„Die Rippen.“

„Wieso?“

„Dickere Wurmleiber wurden vom Wasser nicht nur durch einen Hauptkanal, sondern auch durch Nebenkanäle genährt. Auch in diesen setzte sich Kalk ab und so entstanden Rippen.“

„Was für Tiere haben keine anderen Knochen als Wirbelsäule und Rippen?“

„Fische, Schlangen, Kaulquappen.“

„Wann bildeten sich bei den Wirbeltieren Füße aus?“

„Als sie das Wasser verließen.“

„Woraus bildeten sich die Füße?“

„Aus den Flossen.“

„Wie viele Füße bekamen alle Wirbeltiere?“

„Zwei oder vier!“

„Zu welcher von diesen zwei Gattungen von Wirbeltieren gehört die Ziege?“

„Zu den vierfüßigen.“

„Aus welchen Flossen entstanden diese vier Füße?“

„Die Vorderfüße wurden aus den Kiemenflossen, die Hinterfüße aus den geteilten Schwanzflossen.“

„Wie so?“

„Mit den Kiemenflossen halfen sich die Fische aus dem Wasser, aufs Eis oder aufs Land, mit den Hinterflossen schoben sie sich weiter.“

„Wenn die Wirbeltiere ehedem im Wasser lebten, wie kommt es, daß sie später in der Luft leben konnten. Von den jetzt lebenden Fischen verträgt nur der Aal einen längeren Aufenthalt auf dem Lande. Auch ein anderes Wassertier, der Krebs, vermag längere Zeit auf dem Lande zu leben.“

„Ebbe und Flut haben sie langsam daran gewöhnt und ihre Kiemen in Lungen umgewandelt.“ (Mehrere Monde, kürzere Gezeiten.)

„Welche Veränderung ging in der Luft mit den Schuppen und Schildern der Wasserwirbeltiere vor sich?“

„Sie zerbrannten sich in Haare oder Federn.“

„Bei welchen zu Federn?“

„Bei den Vögeln.“

„Warum?“

„Weil diese sich in trockener Luft aufhalten und sich weit schneller bewegen als die Bodentiere.“

„Die Ziege“, faßte Edeltraut den Kindern das Gesprochene, schon früher Gelernte, nur jetzt auf ein neues Tier Angewandte zusammen, „ist also ein wirkliches Ding, ein Lebewesen, ein Wirbeltier, ein Landtier, ein Lungentier, ein Haartier und ein Vierfüßler.“

„Welchen Stoff nimmt sie in sich auf, um leben und wachsen zu können?“ „Gras.“

„Wie kann sie das Gras abreissen? Pferde raußen es mit Lippen und Vorderzähnen ab. Kühle und Ziegen tuen es mit den unteren Vorderzähnen und der zahnlosen Knochenleiste des Oberkiefers,“ beantwortete Edeltraut ihre Frage selbst und erzählte dann:

„Diese Tiere verloren die Vorderzähne ihres Oberkiefers durch Zusammenstoßen mit den Köpfen. Denn an den wunden Kopfstellen setzte sich Knochenstoff ab und da sich Verwundung und Heilung wiederholten, so entstanden endlich Erhöhungen, Stirnzapfen, die mit der Zeit Hörner trugen. Den Knochenstoff dazu aber entnahm die sparsame Natur dem Oberkiefer.“

Lessing erzählt uns: „Die Ziegen batzen einst dem lieben Gott um Hörner, denn ehedem hatten die Ziegen keine Hörner.“

Der liebe Gott sagte: „Überleget wohl, was ihr euch erbittet. Wisset, mit dem Geschenk der Hörner ist ein anderes unzertrennlich verbunden, daß euch so angenehm nicht sein möchte.“

Die Ziegen aber batzen: „Gib uns nur Hörner!“

Da sprach Gott: „So habet denn Hörner!“ Und die Ziegen bekamen Hörner und — Bart.

„O, wie schmerzte sie der häßliche Bart! Weit mehr, als die stolzen Hörner sie freuten.“

In dieser Fabel setzte Lessing statt des gleichzeitig mit dem Geschenk der Hörner eintretenden Verlustes der oberen Vorderzähne den mehr Eindruck machenden Wuchs eines häßlichen Bartes.

„Wie verwandelt sich nun das von der Ziege abgerupfte Gras in Fleisch und Blut?“ fragte Edeltraut und fuhr fort: „Dieses Zauberstücklein der Natur will ich euch erklären:“

Das Gras wird zuerst in großen Mengen abgerupft, grob zerkaut und verschluckt. Hat das Tier genug Nahrung aufgenommen, so legt es sich an einen sicherer Ort nieder und würgt die Nahrung noch einmal aus dem Magen heraus und kaut sie nun sorgfältig. Diese fein zerkleinerte Nahrung gleitet reichlich mit Speichel vermischt in eine andere Abteilung des Magens. Hier wird sie von

dem scharfen Magensaft aufgelöst und in einem milchartigen Speisebrei verwandelt. Dieser wird von den feinen Aderchen, welche die Magenwände durchziehen, aufgesaugt, sowie der Erdsaft von den Pflanzenwurzeln. In der Niere, in der Leber und im Darme wird ausgeschieden, was der Leib von der aufgenommenen Nahrung nicht brauchen kann. Ein Teil des aufgesogenen Speisesaftes wandert nun in die Milchdrüsen, die man bei Ziege und Kuh Euter nennt. Hat die Ziege Junge, so saugen diese den Milchsaft aus den zwei Drüsenzapfen, den Zitzen des Euters und haben so eine nicht leicht versiegende Nahrungsquelle. Ein anderer Teil des Speisesaftes kommt in die Milz und hier bilden sich aus den weißen Körnchen des Milchsaftes rote Blutkörperchen. Das rötliche Blut steigt nun in das Herz, den Blutbrunnen auf. Das Herz, diese Blutpumpe, zieht sich beständig zusammen und schiebt dadurch das Blut durch die Adern weiter. Zunächst gelangt dieses aus dem Herzen in die Lunge. Hier werden alle verbrauchten Stoffe, die dem durch den Körper kreisenden Blute sich beimischen, durch die eingearmte Luft verbrannt und diese Verbrennung erzeugt Wärme; die unfertigen Blutkörperchen aber werden durch die Atmung vollends in rotes Blut verwandelt.

Dieses gereinigte und verbesserte Blut kehrt dann wieder zum Herzen zurück und wird von diesem nun durch andere Adern zum Kopfe, zu den Füßen und zu allen anderen Leibesteilen hingetrieben. Überall gibt der Blutstrom durch seine Aderchen gute Stoffe ab und nimmt verbrauchte auf, so daß der ganze Körper ernährt und gereinigt wird und wächst.

Ihr seht, in einem Tierleib ist eine ganze Wirtschaft eingerichtet:

Da ist eine Küche, wo die Speisen gekocht werden: der Magen; eine Vorratskammer: die Milchdrüsen; eine Gosse: die Leber; eine Art Keller, wo der Speisesaft stark und dunkel wird: die Milz; eine Blutpumpe: das Herz; eine Blutleitung: die Adern und ein Erwärmungs- und Reinigungssofen: die Lunge.

Im Tierleib, dieser merkwürdigen Fabrik, die von der Lebenskraft betrieben wird, kann sogar Gras in Blut, in Fleisch, in Knochen, in Fett, in Haar und in Horn verwandelt werden.

„Was für Gras frischt die Ziege am liebsten?“ fragte Edeltraut nach dieser Erklärung.“

„Das würzige Alpengras.“

„Warum kann die Ziege sich dieses verschaffen?“

„Weil sie klettern kann.“

„Wie haben sich ihre Füße von dem vielen Bergsteigen gestaltet?“

„Ihre Hufe sind in zwei Teile gespalten.“

„Warum kann die Ziege die Kälte der Gebirgsgegenden ertragen?“

„Weil sie lange, rauhe, dichte Haare hat.“

„Wie schützt sie sich dort vor Bären, Füchsen, Adlern, Geiern und Hunden?“

„Durch Fliehen, Verbergen und Stoßen.“

„Trotzdem“, belehrte Edeltraut, „bleiben in solchen Gegenden nur die felsbraunen Ziegen am Leben, weil nur diese schon durch ihre Farbe vor den Späheraugen ihrer Feinde geschützt sind.“

„Ich traf einst in den Sulzbacher Alpen ein ganzes Rudel solcher felsbrauner Hausrüden auf der Straße an“, erzählte Edeltraut.

„Als sie uns erblickten, erklimmten sie blitzschnell einen steilen Felsblock und standen da alle auf einen kleinen Fleck zusammengedrängt, jedes Tier die vier Füße fast auf einen Punkt vereinigt. Man hätte sie für Gemsen halten können, wenn uns nicht die sichelförmigen Hörner gesagt hätten, daß es Alpenziegen seien, die sich da vor unserm Hund geflüchtet hatten.“

„Wo lebt die Ziege im Winter?“ fragte Edeltraut nach dieser eingeflochtenen kleinen Schilderung.

„Im Stalle eines Bauernhauses“, erhielt sie zur Antwort.

„Was für ein Tier ist sie also?“

„Ein Haustier.“

„Warum hält man sie?“

„Ihrer nahrhaften Milch wegen, aus der man den schmackhaften Käse bereitet.“

„Warum noch?“

„Ihres Fleisches wegen.“

„Wie merkt man, daß dieses Haustier das freie Leben in der reinen Lust der Berge gewöhnt ist?“

„Sie ist wählerisch in ihrer Nahrung, sie trinkt nur reines Wasser und sie gedeiht nur in einem lustigen Stalle. Auch ist sie launenhaft und fröhlig.“

Das Reh.

Als das nächstmal das Bild der Rehfamilie auf der Tafel hing, frug Edeltraut:

„In welchem Element lebt dieses Tier?“

„Auf der Erde.“

„Woher wißt ihr das?“

„Weil es weder Flügel noch Flossen hat, sondern vier Füße.“

„Zu welchen Tieren gehört es nach der Furcht vor den Menschen?“

„Zu den wilden.“

„Woraus schließt ihr dies?“

„Aus seiner grau- oder rotbraunen Schußfärbung.“

„Wieso?“

„Die zahmen, von Menschen geschützten Tiere können die verschiedensten Farben haben, wie Pferde, Kinder, Ziegen, Kaninchen, Hühner u. a. bezeugen.“

„Zu welchen Tieren gehört es nach der Größe?“

„Zu den mittelgroßen.“

„Wo kann ein solches Tier bei uns nur noch wild leben?“

„Im Walde.“

„Woher hat dieses Tier seinen langen, schlanken Körper?“

„Vom Strecken.“

„Woher seine langen, hohen, dünnen Beine?“

„Vom Laufen?“

„Woher hat es gespaltene Hufe?“

„Vom Laufen bergauf, bergab.“

„Wozu hat es überhaupt Hufe?“

„Zum Schutze vor den Steinen des Bodens.“

„Wozu ist es mit Haaren bedeckt?“

„Um vor der Nachtkühle und der Winterkälte geschützt zu sein.“

„Wozu hat es im Sommer rotbraune und im Winter graubraune Haare?“

„Um sich von den Stämmen der Wälder möglichst wenig abzuheben.“

„Wovon hat es den langen, gebogenen Hals?“

„Vom Biegen.“

„Wozu muß es ihn biegen?“

„Um Gras und Kräuter erlangen zu können.“

„Wozu hat es die längliche Schnauze?“

„Um ins Gras zu reichen und doch in die Ferne zu sehen.“

„Wovon hat es die großen Augen?“

„Vom Schauen und Spähen ins Waldesdunkel.“

„Wovon seine langen Ohren?“

„Vom Horchen.“

„Wozu sein Geweih?“

„Zum Stoßen.“

„Weshalb ist es schwanzlos?“

„Um von Feinden nicht an dem Fleischseile festgehalten zu werden.“

„Warum hat es so schöne, milde, von einem sanften Feuer beseelte Augen, trotzdem es soviel Angst und Not leiden muß?“

„Es ist ein friedliches Tier, das niemand ein Leid tut, das seine Jungen zärtlich liebt und in dessen Augen sich die Schönheit des Waldes spiegelt.“

„Wenn man sieht, wie Not und Leiden aller Art den Körper der Tiere gebildet haben“, sagte Edeltraut, „wenn man so oft erlebt, wie die kleinste Unachtsamkeit sie eine Beute ihrer Feinde werden läßt und wie der Stärkere oder Arglistige die sanfteren, wehrloseren und friedlichen Tiere mordet, so könnte man schwermütig werden. Ich war es wirklich lange Zeit und war sehr geneigt zu glauben, was französische Gelehrte im vorigen Jahrhunderte aussprachen: Die Natur ist grausam. Da aber Gott die Natur geschaffen, könnte man an seiner Güte zweifeln.“

Aber Kinder, es ist nicht wahr, daß die Natur grausam ist, wenigstens ist sie nicht grausamer als unbedingt nötig ist zum Fortschritte der Welt.

Ich wurde von meiner Trauer um die Tiere geheilt, als ich erkannte, daß die Trägheit des Fleisches wie des Tiergeistes nur durch Furcht, Hunger und Liebe zu besiegen sei, daß die Natur selbst unter den Tieren nicht die mordenden erhöhe und beglücke, sondern die Verfolgten. (So wurden aus verfolgten Fischen, fliegende, aus fliegenden endlich die vielbeneideten Vögel des Himmels. Und wo sind die Raubtiere, die einst die Erde unsicher machten, indes die von ihnen verfolgten, sanfteren Wald- und Weidetiere es heute besser denn früher haben, als geschützte, gepflegte und geliebte Hausgenossen des Menschen.)

Ich ward ruhiger als ich sah, daß die Natur gerade durch ihre strengen Gesetze den Tieren eine vollkommene Gesundheit, die für ihre Lebensart passendste Gestalt, die vortrefflichste Bekleidung, die passendsten Waffen und einen auf ihre Bedürfnisse beschränkten, in Bildern denkenden, aber unübertrefflichen Tierverständ verschaffe.

Es tröstete mich die Erkenntnis, daß die Natur die Leiden, die sie den Tieren nicht ersparen kann, nach Möglichkeit lindere. So gab sie den, jeden Augenblick von Feinden Bedrohten stete Wachsamkeit und ein leichtes Herz. Sie ersezt ihnen die im Kampfe verlorenen Körperteile und heilt ihre Verwundungen rasch und schmerzlos. Tiere, die der Kälte, dem Hunger, Krankheiten oder anderen Nebeln nicht entrinnen können, versenkt sie in Schlaf. Tiere, die sich in der Gewalt ihrer Feinde befinden, lähmt und betäubt sie liebend, so daß sie ohne Bewußtsein sind, wenn ihr Räuber sein grausen Mahl beginnt.

Ja selbst aus dem Tod noch läßt die Natur ihnen Gewinn und dem Mörder Schaden entspringen, denn ihr Stoff geht in einen höheren Tierleib über und wird mit ihm vergeistigt, indes ihrem grausamen Ueberwinder der Genuß ihres Fleisches das Leben verkürzt.

Ich will euch selbsterlebte oder gehörte Beispiele zu den mitgeteilten Naturgesetzen erzählen, damit ihr an ihre Wahrheit glaubet.

Einst sah ich unter einer Schar erdbrauner Spatzen einen weißen am Boden hüpfen. Der wird nicht lange gelebt haben, denn er muß seinen Feinden zuerst aufgefallen sein.

Ein anderesmal beobachtete ich einen Sperber, wie er sich einen Sperling vom weißen Gesimse eines Hauses holte. Wäre der am Boden geblieben, so hätte der Raubvogel ihn nicht gesehen.

Am Fuße eines etwas geneigten Futterbrettes kauerte eine Käze. Alle Vögel flogen schreiend vom Tischchen. Nur ein kleines Tannenmeischen glaubte klüger zu sein und blieb. Ein Sprung des lauernden Tieres und die unvorsichtige Meise war in seinen Krallen. Wir entwanden den Vogel der Räuberin und trugen ihm ins Zimmer. Nach einiger Zeit öffneten wir ihm einen Fensterflügel. Das Vögelchen schoß angstgeflügelt auf das Fenster zu und sank tot zu Boden. Es hatte die unrechte Seite zum Durchfluge gewählt. Oft machte ich mir später Vorwürfe, daß ich ihm trotz der Winterlärte nicht beide Flügel geöffnet.

Ich trug das tote Vöglein hinaus in den Garten und grub ihm ein Schneegrab und im Geiste setzte ich ihm die Grabesschrift:

Ein armes Tannenmeislein hier ruhet in Gott.
Gerettet hatten wir's mühsam aus Raubtierklauen,
Du floss durch geschlossene Scheiben fort in den Tod.

Es mußte seinen Mangel an Aufmerksamkeit mit dem Leben bezahlen, denn nur die bestgeschütztesten, klügsten Tiere bleiben am Leben und vermehren sich.

Einst lauerte meine Käze am Fenster auf die Vöglein, die dort Futter für ihre Jungen holten. Ein Finklein kam ahnungslos hergeflogen. Wieder ein Sprung — aber diesmal ins Leere. Das Vöglein war geistesgegenwärtig entschlüpft und auf einen Baum geflogen, von dem es der Welt zujubelte: Sie hat mich nicht gekriegt, sie hat mich nicht gekriegt!

Wie schwerblütig ist der Mensch!

Ein Reiter war zur Winterszeit, ohne es zu merken, über den zugefrorenen Bodensee geritten. Als er am jenseitigen Ufer erfuhr, in welcher Gefahr er, ohne es zu wissen, gewesen, fiel er vor Entsetzen tot zu Boden.

Mein Käzchen hatte einst Gift, wahrscheinlich Phosphor, bekommen. Wir verabreichten ihm auf Rat des Tierarztes Terpentin

in Gerstenschleim. Das Tierchen wollte diese Medizin aber durchaus nicht öfter als einmal nehmen. Nachdem es sich mehrere male erbrochen hatte, rollte es sich am Fensterbrett zur Kugel ein und schlief neben der geöffneten Terpentinflasche zwei Tage, ohne Nahrung zu sich zu nehmen. Am Abend des zweiten Tages erwachte es, stand auf, erbrach sich noch einmal und war wieder vollkommen gesund und munter.

Ein Mann, der Kaninchen zog, erzählte mir:

Meine Hässe verendete eines Tages, ohne daß wir wußten, weshalb. Wir hatten keine Ahnung, daß sie Junge geworfen hatte; denn die Kaninchen graben, wenn sie können, Höhlen, werfen und säugen dort ihre Jungen und scharren den Eingang der Höhle jedesmal zu, sobald sie dieselbe verlassen. Nach etwa vierzehn Tagen gruben wir im Stalle und entdeckten dabei die Kaninchenhöhle mit den noch lebenden, aber schlafenden Jungen. Vergebens suchten wir diese aber in freier Lust mit Milch aufzuziehen. Sie starben uns in kurzer Zeit eines nach dem andern.

Wir nahmen unserer raubgierigen Käzin manche Beute aus dem Rachen. Eines Tages brachte die eifrige Jägerin uns ein Rotkehlchen im Hechtkleide. Das schöne, kluge, vom Schreck gelähmte Tierchen lag regungslos in ihrem Maule und ließ die Flügel hängen. Wir nahmen der Vogelstellerin die Beute behutsam ab und labten das gerettete Böglein. Hierauf trug ich es in den Garten und öffnete die Hand. Und siehe da, es hatte noch Kraft genug, auf den nächsten Baum zu fliegen und sich seiner Rettung zu freuen.

Rätsel:

Auf grünem Eiland im weiten Meer
Steigt inmitten der langen Nacht
Emporgehoben von Geisterhand
Ein Schatz aus der Erde dämmernden Schacht.
Lüsternen Auges umhüpfet alsbald
Das gleißende Gold ein Pygmäenvolk.
„Halt!“ rufts plötzlich. „Zurück! ein Drach!“
Ein weißer draut dort auch am Kolke.

Scheu erst fliehen die Zwerge den Hüter.

„Wer wagt, gewinnt“, so flötet dann wieder

Ein Solist, bald da, bald dort im Chore

Und hüpfet heran, trotz Riesen und Drachen.

Mit raschem Griff errafft er das Gold,

Indes die Hasen noch zagedt stehen.

Es schwindet der Schatz unter fröhlichem Lachen.

Umsonst betreut von Riesen und Drachen.

Kleiner Herold mit beschwingtem Herzen,

Mit Rechten gehöret dir die Welt,

Der ihr Leben reiñet zur Höh

Mit sich unter todesverachtenden Scherzen.

Löfung:

Das grüne Eiland im weiten Meer,

Ein Garten ist's im Häuserheer.

Bot die Erde je besseres Gold

Als im Futterschrein dort das Saatengold ?

Das Pygmäenvolk hat Flügelein,

Der weiße Drach ist das Käzlein mein.

Die Menschen kommen als Riesen zum Drachen,

Die Künen und Schläuen, sie beide verlachen.

Mit Stolz sieht Mutter Natur ihre Kinder.

Sie werden schöner, klüger, gesündiger !

Sie freut sich, daß ihr der Witz gelungen :

Der Tierkinder Trägheit, die hat sie bezwungen.

Überwinden den stärksten der Triebe

Durch Furcht, durch Hunger und — durch die Liebe.

Die Erschaffung des Distelfinkes.

In einer der folgenden Lesezunden ließ Edeltraut das Lesestück von der Erschaffung des Distelfinkes lesen. Zuvor aber erzählte sie:

Ein römischer Dichter fabelt:

Boreas, der Gott des rauhen Nordwindes sah die maienschöne Erde und wollte sie zur Braut. Aber vergebens umschmeichelte er sie lange. Da ward er endlich zornig und sprach: „Wozu flehe ich, wo ich fordern kann“. Und er kam riesengroß einhergebraust. Sein Haupt reichte bis zum Himmel und seine Flügel streiften die Erde. Da mußte die Erde sich seinem Willen fügen und seine Frau werden. Sie schenkte ihrem rauhen Gatten viele Kinder, die anfangs alle der Mutter glichen, später aber die Flügel des Vaters erhielten.

Wisset ihr, wer diese Kinder sind?

Die Bögel, diese Geschöpfe der Erde und der Luft!

Wie sie wirklich entstanden, kann man natürlich nur ahnen. Wahrscheinlich aus einer Art von fliegenden Fgelfischen, die schon einen Schnabel haben, sich mit Luft aufzublähen können, deren Kiemenflossen zu Flügel, deren Brustflossen, mit denen die Fische im seichten Wasser stehen, zu Füßen wurden und deren Stacheln sich zu Federn zufransten.

Der Hahn.

In der nächsten Stunde für Anschauungsunterricht, für die Edeltraut wieder die Besprechung eines Vogels vorbereitet, und mehrere Tabellen, obenauf das Bild eines Hahnes vor die Kinder gehängt hatte, fing sie an zu fragen:

„Was für Dinge hängen da auf dem Ständer vor euch?“

„Bilder“, sagte man.

„Wer hat sie gemacht?“

„Ein Maler“.

„Ist das oberste von ihnen nach einem wirklichen oder nach einem bloß gedachten Ding gemalt?“

„Nach einem wirklichen!“

„War das wirkliche Ding ein Lebewesen oder eine Sache?“

„Ein Lebewesen!“

„Woraus erkennt ihr, daß der Gegenstand dieses Bildes ein Lebewesen gewesen sein muß und keine Sache, wenn ihr dieses Ding auch nie bisher gesehen hättet?“

Als keine Schülerin eine Antwort gab, sagte Edeltraut:

„Kein lebloser Naturkörper besitzt so verschiedenartig gestaltete Glieder, deren jedes offenbar einen bestimmten Zweck hat. Auch ist das gemalte Ding ohne Zweifel aus Stoffen gebaut, jenen ähnlich, aus welchen wir selbst bestehen. Gesetzt, ihr hättet noch nie ein anderes Lebewesen gesehen als Menschen und plötzlich trätet dieses hier vor euer Auge, so würdet ihr sagen: „Ist das ein Mensch oder nicht?“

„Warum scheint dieses Lebewesen ein Mensch zu sein?“

„Weil es zwei Füße hat.“

„Wodurch unterscheidet sich aber sein Auftreten von dem unsrigen?“

„Es tritt nur mit den Zehen auf, wir gehen auf der ganzen Sohle.“

„Wie sind die Zehen gestellt, daß das Lebewesen auf den Zehen seiner zwei Füße sicher stehen kann?“

„Sie sind ausgebreitet, während unsere Zehen geschlossen sind.“

„Welchen Unterschied findet man zwischen diesem Lebewesen und einem Menschen, wenn man ihre Zehen zählt?“

„Der Mensch hat fünf, dieses Lebewesen nur vier Zehen an jedem Fuße.“

„Wohin sind die vier Zehen dieses Lebewesens gerichtet?“

„Drei stehen nach vorne, eine ist nach rückwärts gedreht!“

„Warum gleicht dieses Lebewesen uns auch in der Haltung?“

„Es hält sich auch aufrecht.“

„Wodurch unterscheidet es sich in der Bekleidung von uns?“

„Es ist dicht behaart, würdet ihr sagen, wenn ihr ehedem noch kein anderes Lebewesen gesehen hättet, als dieses.“

„Worüber müßtet ihr euch wundern, wenn ihr die Haare dieses Tieres mit den unseren verglichet?“

„Darüber, daß sie nicht fadenartig, sondern blattartig gestaltet sind.“

„Wenn ihr dann die Vergleichung dieses Wesens mit dem Menschen forsetzt, so würdet ihr sagen: Wie klein ist sein Kopf! Und welch sonderbaren Mund das Geschöpf hat! Nase und Mund

scheinen bei ihm eins zu sein. Der sonderbare Nasenmund ist jedenfalls aus Horn gebildet. Und welch merkwürdigen Bart aus Hautlappen, welch seltsamen roten Fleischkamm das Wesen auf dem Kopf und welch großen Haarschopf es am Kreuz trägt!

Wenn dieses Geschöpf ein Mensch ist, so scheint es keine Hände zu haben. Oder hat es sie vielleicht in seinem Haarmantel verborgen?

Ich glaube nicht, daß es ein Mensch ist. Es muß ein niedrigeres Lebewesen sein. Sein Kopf ist auch gar zu klein. Mit solch kleinem Gehirn muß es nicht vielerlei denken können. Wozu mag es nur diesen seltsamen spitzen Mund und diesen langen Hals haben?

Wahrscheinlich, damit es auf den Boden hinablangen und etwas aufheben kann, das ihm als Speise dient.

Da muß es doch keine Hände unter dem Haarmantel haben, sonst würde es seine Nahrung ja mit den Händen ergreifen und zum Munde führen.

In diesem Munde sind auch offenbar keine Zähne. Es scheinen dafür die Mundränder sehr scharf zu sein.

Wozu etwa die kleine, herabgebogene Spitze des Mundes da ist?

Bernütlich, damit die aufgehobenen Gegenstände ihm nicht wieder entfallen, statt in den Schlund zu gleiten.

Was kann es mit seinem kleinen Mund nur für Nahrung sammeln?

Wahrscheinlich Körner, Würmer, Käfer und dergleichen.

Wovon lebt es dann im Winter, wenn der Boden weit und breit mit Schnee bedeckt ist?

Wenn es mit seinen zwei kräftigen Beinen auch nach und nach in wärmere Gegenden laufen könnte, so würde es doch gewiß eher verhungert sein, ehe es in ganz schneefreies Land käme. Es muß noch andere Bewegungswerzeuge haben, die es schneller vom Ort bringen, vielleicht durch die Luft.

Richtig, das zweite der hier abgebildeten Geschöpfe breitet ja etwas wie zwei Haarärmel aus und ein drittes läßt sich gar mit

ausbreiteten Armen vom Dachboden des Hauses herabfallen. Ein vierter aber sitzt dort auf einem ferneren Haussdache.

Wie kann es nur dahin gekommen sein?

Es ist wahrscheinlich hinübergesprungen und hat dabei mit den Flügeln die Luft niedergeschlagen und ist so in der Höhe geblieben, bis es sein Ziel erreicht hat. Beim Schwimmen machen wir es ja auch so. Das Wesen muß sehr leicht sein, da es bei einem so weiten Sprunge nicht gesunken ist.

Wahrscheinlich sind seine Knochen und die dicken Stiele der blattartigen Haare hohl und mit Luft gefüllt.

Ich will das merkwürdige Geschöpf, das zwei Füße, zwei Flugarme, einen hornartigen Nasenmund und Haarblätter hat, ein Flugwesen nennen.

Wie nennt man jedes so gestaltete Wesen wirklich?

„Einen Vogel“.

Was für ein Lebewesen ist es, da es ja wirklich kein Mensch, sondern nur ein Vogel ist?

„Ein Tier“.

Wir nehmen noch immer an, ihr hättet gerade ein solches Flugtier noch nicht gesehen.

Wenn ihr dann sein Bild betrachtet und an die Jungen des Tieres denkt, so werdet ihr sagen: Dieses Tier muß in seiner Jugend nicht gesäugt worden sein. Warum nicht?

Das Saugen mit einem solch harten Knochenmund wäre für das Muttertier schmerhaft.

Wie etwa das Muttertier aussieht?

Dort ist ein ähnliches Tier, das wird es sein!

„Aber auch dieses ist viel zu dicht behaart, es kann keine Milchdrüsen haben“, folgerte man nach und nach unter Edeltrauts taktvoller Leitung.

„Wie mag es dann seine Jungen ernähren?“

„Vielleicht steht es ihnen die gefundene Nahrung in den Hornmund. Oder vielleicht können die Jungen ihre Nahrung so gleich selber vom Boden aufheben und die Alten helfen sie ihnen nur suchen“, fanden die Kinder endlich.

„Wenn man die kräftigen Gangbeine dieses Tieres ansieht“, sagte Edeltraut, „so denkt man: die erben auch seine Jungen. Sie werden also gleich mit den Alten umherlaufen und sich selber Nahrung suchen.“

Die jungen Pferde können auch gleich laufen und doch fressen sie nicht gleich Gras, sondern saugen die Milch des alten Tieres, denn ihr Magen ist noch nicht genug ausgebildet, um Gras zu verdauen.

Wenn diese Tiere Körner fressen, und ihre Jungen nicht säugen, so müssen auch ihre Jungen wahrscheinlich Körner fressen. Wie können sie diese harte Nahrung verdauen?“

„Erstens“, fanden die Kinder unter Edeltrauts Anleitung, „fressen sie nur kleine Körner, zweitens erwachen sie im Frühling zum Leben. Da gibt es auch weiche Würmer, Käfer, Gras und andere Nahrung. Endlich haben sie im Halse eine sackartige Erweiterung, in welcher die harten Körner aufgeweicht werden, ehe sie in den Magen gelangen, also eine Art Vormagen.“

„Wie nennt man diesen Vormagen gewöhnlich?“ fragte Edeltraut.

„Kropf“.

„Ob dieses Tier auch lebend aus dem Leibe des alten fällt wie ein Pferd“, meinte Edeltraut.

„Ich glaube nicht“, fuhr sie fort.

„Ein Pferd legt zwar keine Eier, aber seine Jungen entstehen auch aus Eiern. Nur schlüpft das junge Pferd schon im Leibe des alten aus dem Ei, wird also lebend geworfen. Auch die giftige Kreuzotter, eine Schlange, bringt lebende Jungs zur Welt, aber diese stecken noch im Ei, winden sich aber rasch heraus, sobald das Ei gelegt ist. Ein Pferd trägt sein Ei viele Monate lang, fast ein Jahr hindurch im Leibe herum. Dieses Ei ist gewiß schwer, denn, wenn das junge Pferd erscheint, ist es schon ziemlich groß. Das Pferd kann das Ei nur darum so lange im Leibe behalten, weil es beständig auf dem Boden bleibt.“

Ein Vogel, der sein Ei durch die Luft mittragen muß, wenn er nach Nahrung fliegt oder vor seinen Feinden und dem Winter

fieht, kann das Ei nicht so lange im Leibe behalten, bis das Junge sich darin ganz ausgebildet hat. Denn es würde ihm zu schwer sein.

„Wie muß sich ein Vogel also helfen?“

„Er muß sein Ei ablegen.“

„Was tut er aus angeborener Liebe zu seinem Ei?“

„Er behütet es vor Feinden?“

„Wie gewöhnlich?“

„Indem er sich darauf setzt.“

„Welchen Einfluß hat diese beständige, sanfte Wärme auf das Ei?“

„Es entwickelt sich in demselben das Junge etwa so, wie in der Sonnenwärme aus einer kleinen Knospe endlich eine große Blüte wird,“ beantwortete Edeltraut die eigene Frage und fuhr fort:

„Viele Tiere, wie die Strauße, Fische, Schlangen, Eidechsen, Frösche, Spinnen und Insekten, lassen ihre Eier ja auch wirklich von der Sonne entwickeln.“

Wie nennt man die Entwicklung eines abgelegten Eies zu einem Tiere?“

„Brüten, Ausbrüten, Bebrüten.“

„Welche Vögel haben wahrscheinlich mehr Wärme: die Schwimmvögel, die Laufvögel oder die beständig fliegenden, hüpfenden und pickenden Schwebenvögel?“ wollte nun Edeltraut wissen.

„Die Flieger mehr als die Läufer, die Läufer mehr als die Schwimmer“, fanden die Kinder mit Hilfe entwickelnder Fragen Edeltraut's.

„Daher brüten die Flieger nur vierzehn Tage, die Läufer drei Wochen, die Schwimmer vier Wochen“, belehrte Edeltraut.

„Welche von diesen drei Gattungen kann ihre Eier länger mit sich umhertragen?“, fragte Edeltraut dann wieder.

„Die Schwimmer, welche vom Wasser getragen werden, länger als die Vögel der Erde, diese länger als die Vögel des Himmels“, wurde erschlossen.

„Die Wasservögel, die ihre Eier lange im Leibe behalten und am längsten bebrüten, haben Jungen, die nicht nur gleich fressen und gehen, sondern auch schon schwimmen können. Die Jungen der Flieger aber, die ihre Eier sehr früh ablegen und nur

kurze Zeit bebrüten, sind, wenn sie aus dem Ei kriechen, noch blind und nackt und können weder gehen noch fliegen, so daß sie von den Eltern gefüttert werden müssen. Auch die Jungen der Laufvögel verlassen sogleich ihr Nest und ziehen mit ihrer Ernährerin Futter suchend umher und wärmen sich unter dem Federmantel der Mutter, bis ihnen über den eigenen Flaumen die Deckfedern gewachsen sind," teilte die Lehrerin ihren Schülerinnen mit.

Dann fragte Edeltraut:

„Was hat uns also der Maler mit diesem Bilde sagen wollen?“ und sie fasste das Gelehrte zusammen und hielt es den Kindern vor mit den Worten: „Der Maler wollte sagen: „Ich habe ein wirkliches Ding gemalt und nicht ein Geschöpf meiner Einbildung. Dieses wirkliche Ding war ein Lebewesen.

Es bestand aus Fleisch und Blut, Haut und Knochen, konnte also keine Pflanze sein. Es hatte aber auch nicht die Vollkommenheit des menschlichen Körpers, mußte also ein Tier sein.

Dieses Tier war ein Zweifüßler.

Es war ein Flügeltier.

Da es einen spitzen Hornmund hatte, war es ein Schnabeltier. Seine Haare waren blattartig verästelt, es war also ein Federvieh. Kurz, es war ein Vogel.

Der Vogel hatte einen Schnabel zum Aufheben von Körnern; er war demnach ein Körnerfresser.

Seine Beine waren sehr kräftig und von mittlerer Länge.

Es mußte also ein Laufvogel sein. Er trat mit vier freien Beinen auf, war also ein Gehengänger.

Er hatte einen roten Fleischkamm, einen sickelförmigen Schwanz und an den Füßen einen Sporn und das habe ich ihm getrenlich alles angemalt, so daß er nun vor Euch steht, als wollte er sagen:

„Ich hab' einen Kamm
Und kämm' mich nicht,
Ich hab' eine Sichel
Und bin kein Schnitter,
Ich hab' einen Sporn
Und bin kein Ritter.
Nun sagt rasch an,
Wer bin ich dann?“

(Volksrätsel.)

„Der Hahn! der Hahn!“ jubelten die Kleinen.

„Ich habe ihn also gut getroffen“, sagt der Maler, sonst hättest ihr ihn nicht erkannt.

Mein Bild erzählt euch aber noch mehr.

Es lässt den Hahn sagen:

„Seht, meine Jungen kriechen aus Eiern!

Auch ich war einst ein Ei, das eine Henne in ein Strohnest gelegt hat. Wir Vögel sind Brüter. Ach, was war ich, als ich aus dem Ei kroch, für ein munteres, hübsches, gelbwolliges Ding, mit den kurzen Flügelchen, mit dem kleinen Schnäbelchen und den kräftigen Beinchen.

Ich fing gleich an Körnchen aufzupicken und mit der Mutter und den zahlreichen Geschwistern einherzutrippeln.

Man nannte uns Kleinen: Küchlein und unsere Mutter, die uns beständig durch ihr Glück! glück! zu sich lockte, hieß man die Glückshenne oder bloß die Glucke.

Wir Laufvögel sind alle Nestflüchter. Manche von uns halten sich im Walde auf, manche brüten im Felde. Ich und die Meinen leben im Hause.

Wir sind Haushühner.“

„Dies alles erzählt euch mein Bild vom Hahne“, schließt der Maler. Denkt euch nun, der Hahn trete plötzlich aus dem Bilde heraus, indes der Hintergrund zurückwiche und dieser lebende Hahn spreche, wie der Hahn im Märchen von den Bremer Stadtmusikanten und erzählte uns von seiner Lebensweise im Hause.

„Ich und meine Familie“, spräche er, schlafen im Hühnerhause und erhalten unser Futter aus der Hand des Menschen. Dafür suchen wir uns auf jede Art nützlich zu machen.

Ich bin stets der erste im Hause wach und wecke durch mein Kikeriki auch die übrigen Hausbewohner.

Die Hennen legen fleißig Eier und brüten jährlich mehrere mal eine Anzahl derselben aus, damit mehr Hühner werden.

Auch suchen wir in Wiesen und Feldern nach Unkraut samen und schädlichen Insekten. Darum sind wir im Hause wohl gelitten. Ich liebe die Meinen sehr. Finde ich einen guten Bissen, so rufe ich stets meine Hennen herbei und überlasse ihnen denselben gerne.

Droht uns aus der Lust, aus dem Boden oder auf dem Wege ein Feind, ich bemerke ihn sofort, und mein Warnungsruf scheucht die Hennen unter das schützende Dach. Ich sehe mich gegen meinen Feind auch zur Wehre, hacke kräftig mit meinem Schnabel und rüte tüchtig mit meinem Sporn.

Auf unserem Hühnerhof lebt auch ein Pfau. Der ärgerte sich lange darüber, daß ihn die Menschen als stolz verschreien.

Eines Tages sagte dieser Pfau zur Henne: „Da schau nur, wie stolz dein Hahn einherschreitet und doch sagen die Leute nie, „der stolze Hahn“, sondern immer nur „der stolze Pfau“.

„Das kommt daher“, sagte die Henne, „weil der Mensch einen gegründeten Stolz über sieht“. „Der Hahn ist stolz auf seine Wachsamkeit, auf seine Mannheit. Worauf aber du? Auf Farben und Federn!“ (Lessing.)

„So spräche der Hahn“, schloß Edeltraut die Stunde.

Die Libelle.

In einer anderen Stunde für Anschauungsunterricht erzählte Edeltraut:

„Ich sah kürzlich eine Pflanze, die eine blaue, zusammengeklappte Blüte trug. Als ich mich ihr näherte, tat sie sich auf und schwang sich in die Lüfte. Was war also die vermeintliche Blüte gewesen?“

„Ein Schmetterling“.

„An einem schönen Herbstmorgen sah ich im Winde über einem bunten Wald goldene Schmetterlinge tanzen. Was für Schmetterlinge waren das?“

„Wahrscheinlich gelbe, sonnenbeglänzte Blätter?“

„Ja“, sagte Edeltraut.

„Habt ihr schon Schmetterlingsflügel gesehen, die ein unzarter Finger berührt hat?“

Die Kinder bejahten.

„Wie sahen die aus?“

„Sie hatten glashelle, durchsichtige Flecke.“

„Ganz dasselbe“, erklärte Edeltraut, „sieht man an einem Lilienblatt, das jemand unsanft angefaßt hatte“.

Schmetterlinge sind gleichsam Blüten, die Empfindung und freie Bewegung haben. Sie flattern wie Blätter, sind ihnen in Form, Stoff und Farbe ähnlich und leben wie sie nur einen Sommer lang. Aber sie sind trotzdem nicht aus Blüten oder Blättern entstanden, die sich nach und nach in freifliegende und am Boden kriechende, geäugte Tiere verwandelt haben.

„Wie aber kann dann das schimmernde Sommervögelein entstanden sein?“ fragte Edeltraut, als ob sie erst darüber nachdächte.

„Wer von Euch hat schon schimmernde Seifenblasen fliegen lassen?“

Die meisten Kinder hoben die Hand.

„Habt ihr schon Lustblasen im Wasserglase perlengleich aufsteigen sehen?“

Wieder gaben viele Schülerinnen das Zeichen der Bejahung.

„Nebel und Wolken“, fuhr Edeltraut fort, „bestehen aus sehr kleinen Wasserbläschen. Es gibt also, wie ihr seht, allerlei Bläschen. Was werdet ihr aber sagen, wenn ihr erfahrt, daß es auch belebte Bläschen gibt?“

Die lebenden Bläschen schwimmen im Wasser und haben oft Wimperhaare, mit denen sie rudern.

Sie nehmen durch die Haut aus dem Wasser Nahrung auf; vergrößern sich, platzen dann an einer Stelle und teilen sich in zwei zusammenhängende Bläschen. Jedes der Bläschen teilt sich wieder. Die Bläschen ordnen sich verschiedenartig, bilden Ringe, Angeln, Sterne, Stäbchen. Ringe legen sich aufeinander und bilden eine Röhre, durch die das Meerwasser hindurchfließt und dabei das Tier nährt. Der Ringelwurm ist fertig. Er hat vielleicht Wimperfüße, mit denen er rudert und erhält durch Furcht, die eine beständige Wachsamkeit erzeugt, endlich eine große Empfindlichkeit gegen jede Bewegung des Wassers. Aber er ist noch blind und taub. Er läßt sich vielleicht aus Furcht in größere Tiefen sinken, wo das Wasser ruhiger und die Feinde seltener sind. In diesen Tiefen ist das Wasser reicher an Kohlensäure und nimmt deshalb mehr Kalk auf. Diesen schluckt der Wurm nun mit dem Meerwasser und weil das Tier den vielen Kalk nicht brauchen kann, scheidet es ihn als Schleim durch die Haut wieder aus. Sobald

dieser kalkhaltige Schleim aus der Haut des Tieres tritt, erhärtet er und der Wurm hat eine äußere oder vielleicht auch schon eine innere Röhre. Um rudern zu können, muß er den Leib etwas aus der Röhre hervorstrecken, dadurch bilden sich die vorderen Füße mehr aus. Die Empfindlichkeit der Haut gegen die Wellenbewegung des Wassers stumpft sich ab. Um so empfindlicher wird der Kopf. Merkt das Tier jetzt die leiseste Wellenbewegung, so zieht es den Kopf rasch in die Röhre zurück. Ja, es streckt zuletzt nicht mehr den ganzen Kopf auf einmal hervor, sondern nur einen Teil. Dadurch entstehen endlich Fühlhörner. Stürme tragen den Wurm vielleicht wieder an die Oberfläche und die Flut bringt ihn an untiefe Stellen, wo er in seiner Röhre jetzt weit besser geschützt ist als früher. Er siedelt sich also hier an. Nun streckt er seine Fühlhörner öfter auch aus dem Wasser hervor. Das Licht reizt den Punkt heftig. Es bildet sich endlich aus Schleim eine schützende, durchsichtige Haut, wie eine Fischschuppe, die an der Oberfläche des Wassers entstanden, unter stetem Einfluß von Luft und Licht stehend, dünn und weich bleibt. Aber die Empfindlichkeit der Haut bleibt, wenn sie auch durch die entstandene Hornhaut gemildert ist. Ein lichtempfindliches Auge ist erschaffen. Vor dem Lichte sich hin- und herbewegende Körper werden als Unterbrechungen des Reizes empfunden und dadurch erkannt. Das niederste Tierauge, welches nur Licht und Dunkel, nur Ruhe und Bewegung unterscheidet, ist geworden.

Die Flut trägt viele Tiere ans Land und läßt sie dort liegen, und holt sie erst in Stunden wieder ab. In dieser Zeit gewöhnten sich viele Meertiere allmählich an Luftatmung und ihr empfindliches Auge erhielt in einer weiteren Verdickung einen wirksameren Schutz und eine große Vollkommenheit. Denn diese verdickte durchsichtige Schutzhaut wirkte nun als Linse, die Bilder erzeugte. Diese Bilder waren farbig, denn die Farben würden an den größeren oder geringeren Reiz erkannt, den sie ausüben. Weiß, rot und gelb reizten heftiger als blau, schwarz und grün. Die Augen sahen am Ende der Fühler, konnten also mit diesen eingezogen werden. Geschah dies, so sah der Wurm die Dinge wie durch einen Guckkasten, sah also die Dinge nicht mehr als Schattenriß, als ein farbig Bild, sondern als einen Körper.

Die Tiere, welche zur Zeit der Ebbe am Lande liegen, suchen dem zurückweichenden Wasser zu folgen. Sie bilden also ihre Füße kräftiger aus.

Sind Wasserpflanzen im Meere, so steigen sie bei drohender Gefahr, wohl an denselben empor, strecken sich dabei, so daß sie länger und schlanker werden und lassen ihre Hülle fallen, schnellen sich endlich wohl auch von einer Pflanze zur anderen, bis sich nach und nach die vielen höher eingefügten und zusammenlegbaren Wimperfüße zerfransen und sich endlich sogar eine dünne Haut zwischen ihnen ausspannte. Die Wasserjungfrau oder Libelle ist fertig. Sehr hoch könnten nur solche Libellen fliegen, deren Flügel Schuppen absonderten. Waren solche Flügel endlich ganz undurchsichtig geworden, so war ein Schmetterling erschaffen. Je nach der Farbe der Blumen einer Gegend und einer Jahreszeit sind ihre Schmetterlinge gefärbt, denn alle andersfarbigen werden von ihren Feinden rascher bemerkt und fallen ihnen daher sicherer zum Opfer.

So wie der Schmetterling einst entstanden ist, so entsteht er auch noch jetzt.

Erst ist er ein belebtes Bläschen, ein Ei, dann wird er ein Wurm, dann der Wurm in der Röhre oder die Puppe, endlich schlüpft daraus der geflügelte Wurm, der von Blume zu Blume gaukelt, ihren süßen Saft saugt und sich in ihre Farben kleidet. Das bunte Sommervögelein ist entstanden, das sich zum blauen Himmel ausschwingt und den Herrn lobt, der es so schön, so frei, so ätherhaft gemacht hat.

Der Mensch.

Als Edeltraut den Menschen zu besprechen hatte, sagte sie:

„Als Gott den Menschen schuf“, erzählt die Bibel, „nahm er Erde und formte daraus einen Leib“. Gott schuf natürlich nicht nach Menschenart, sondern als ein Geist. Und als ein Geist ließ er, was er erdacht, in Jahrtausenden entstehen. Die Schöpfungstage der Bibel sind ja keine Erdentage. Zu einem solchen Weltenstage ward nun ein Menschenleib, das heißt ein Leib, der dem von Gott eingehauchten Geiste als Werkzeug dienen sollte. Erst ward eine belebte Zelle. Aus dieser wurde ein Zellengewebe. Es ent-

standen alle jene Tiere, die nur aus Muskelfleisch bestehen: die Weichtiere. Allmählich bildete sich in manchen von ihnen eine äußere Knochenhülle oder ein inneres Knochengerüst aus. Es wurden Schaltiere und Wirbeltiere. Aus den das Wasser verlassenden Schaltieren entstanden Insekten und Spinnentiere, aus den Wirbeltieren bildeten sich Schlangen, Lurche, Echsen, Vögel und Säugetiere aus.

Vögel und Säugetiere schieden sich bedingt durch Art, Nahrung und Feinde in die verschiedenartigsten Gruppen. Als die höchste derjelben gilt die Gruppe der menschenähnlichen Affen. Diese Tiere zeigen unter allen anderen Tieren die meiste Klugheit. Sie ahnen alles nach, was Menschen tuen, und bewaffnen sich gegen ihre Feinde schon mit Stöcken und Steinen. Sie sitzen aufrecht, können auf zwei Beinen stehen und haben durch Klettern den entgegenstellbaren Daumen erhalten, der ihre Füße zu Händen macht. Ihr Leib ist die letzte Vorstufe des Menschenleibes. Trotzdem dünkt uns diese höchste Tierart als die häßlichste. Das bewirkt eben ihre Neuhlichkeit mit dem schön und edelgebildeten Menschenleib. Alle Larven sind häßlich. So auch die Affen, die Larven des Menschen.

Wahrscheinlich hat Gott die vollkommenste, edelste Art von ihnen, durch verheerende Überschwemmungen in Gegenden gescheucht, in welchen sie gezwungen waren, frei aufrecht zu gehen, und er hat sie so lange dort festgehalten, bis sie sich an diese Art des Gehens gewöhnt hatten und eine steifere Wirbelsäule ihnen dasselbe für immer ermöglichte. Dadurch, daß sie gezwungen waren, ihren Kopf zu erheben, wurde ihr Gehirn vom Blutdruck entlastet, also ein besseres Denkwerkzeug. Auch wurde ihr Blick unbegrenzter und freier. Er wurde klarer und konnte eine viel größere Menge von Bildern genauer in sich aufzunehmen. Diese Bilder wurden mit Hilfe des Tones, den die Dinge von sich gaben, wieder erkannt. Der Ton wurde nachgeahmt und diente dem Dinge als Namen, mit welchem dasselbe künftig andern sprechenden Wesen bezeichnet wurde. So entstanden die Urwörter der Sprache. Nun die einzelnen Dinge aus ihrer Umgebung für das Auge klarer hervortrat, dachte der Mensch nicht mehr in unzertrennlichen Gesamtbildern, sondern verknüpfte Einzelbilder zu Gedanken. Er dachte allmählich nicht mehr bloß in Bildern, sondern in Bildern und Worten. Je mehr

sich seine Sprache durch Beobachtung und Teilung der Außenwelt entwickelte, um desto mehr erstärkte sein Denkvermögen. Und als er sich selbst endlich als Geist erkannte, fühlte, ahnte er auch den Weltgeist: Gott.

Und damit hört die Natur auf, seine einzige Lehrerin zu sein. Ein Höherer, ihr Schöpfer tritt an ihre Seite, um die Menschheit zu führen.

Die Natur hat den Menschenleib mit all den wunderbaren Geschicklichkeiten ausgerüstet, die im ganzen Tierreich zerstreut sind, und obwohl sie ihm die Werkzeuge dazu nehmen mußte, damit er seine Bestimmung erreiche, so ist ihm die Fähigung zu all diesen Geschicklichkeiten nicht verloren gegangen. Sein von Gott beratener Geist erinnert sich die Werkzeuge dazu und seine von Gott geführte Hand bildet sie.

Die Natur hat den Menschen mit Höhe und Schönheit, aber auch mit erhabenen Schrecknissen umgeben, die sich in seiner Seele als Größe, Würde oder Unmut spiegeln. Gott, zu dem er ruft, lehrt ihn, der seine Zeit nach der Sonne teilt und seinen Weg nach den Sternen richtet, auch seinen inneren Sinn zum Höchsten erheben. Hohe Worte dankbarer Bewunderung und Liebe strömen dem von einem großen, gütigen Geist geführten Menschen von den Lippen, Worte wie sie in den Psalmen tönen, hohe, schöne Worte, wie sie allen edlen Völkern der Erde eigen sind, die überall draußen in der Natur noch das Weben der Gottheit sehen. Der Mensch ist in jener Zeit in das Paradies eingetreten, in das Gott mit seinem ganzen Himmel herabgestiegen ist, um mit ihm umzugehen, ihm Weisheit zu lehren und ihm Himmel und Erde zu erklären. O selige Zeit, da der Mensch sich so an Gott und die Natur schmiegen durfte. Wie herrlich muß sich der Adel seiner Seele in seinem Aeußern gespiegelt haben.

Und wie die gottwissende und gottgewußte Menschheit sich einst aus dem Tierreich erhob, so entsteht jeder einzelne von uns auch noch heute. Er macht vor seiner Geburt (im Mutterleibe*) alle

* Anmerkung: „Im Süden“, erzählte mir eine ehemalige Gouvernante, „ist man gegen die Kleinen gar herzig offen. Ein Kind saß auf den Knieen der Mutter, streichelte den Schoß, der es getragen und sagte dabei schmeichelnd: „So ein kleines Baucherl!“ „Und doch hast du darinnen Platz gehabt“, antwortete ihm zärtlich die Mutter.“

Stufen der Tierheit durch, die einst das Menschengeschlecht durchließ. Aber sobald er geboren, ist der Leib, der aus Erde ist und wieder Erde wird, ein vollkommener Menschenleib mit einer Seele, in der wie in einem Tautropfen sich die Sonne, Gott, die Sonne der Geisterwelt spiegelt.

Nicht nur die Lebenskraft wirkt in ihm, ihn belebt Gottes Odem.

Nicht die Gesetze des Tierreiches gelten für ihn, sondern die Gesetze Gottes.

Im Tierreich ist im Kampf um das Dasein jedes Mittel erlaubt und es gilt kein Recht, sondern die Stärke, Klugheit und Gewandtheit allein entscheidet den Kampf.

Auch für den Menschen, der vom Baume der Erkenntnis des Guten und Bösen genossen, ist Selbsterhaltung Pflicht, aber das Leben ist nicht mehr der Güter höchstes, der Uebel grösstes aber ist die Schuld.

Im Tierreiche ist wie in jedem Kriege die List erlaubt, im Reiche Gottes aber siegen nur Wahrheit und Recht und die grösste Sünde des Menschen, die ihn nach Dante in die neunte Hölle verbannt, ist Betrug und Verrat.

Am Tierleibe bauten Hunger, Furcht und Liebe.

Am Menschenleibe bessern Erziehung und freier Wille. Der menschliche Körper wird auch von den Früchten seines Geistes erhalten oder zerstört.

Das Tierkind findet bei seinen Eltern Nahrung, Pflege, Schutz und Liebe, so lange es noch nicht allein für sich selbst sorgen kann. Dann aber wird es in den Kampf ums Dasein hinausgestoßen und lebt fortan für sich, von seinen Eltern selbst nicht einmal mehr erkannt, genießt aber gerade deswegen den Schutz und die Hilfe seiner Artgenossen.

Das Menschenkind aber wird von seinem Schöpfer aus den Händen der Natur in die treuliebender, denkender, sprechender, aber vergänglicher Eltern gelegt, damit sie ihn schneller und sicherer seinem ewigen Vater zu führen.

Mit ihrer und bald auch mit Gottes Hilfe soll des Kindes Seele den Leib als Werkzeug gebrauchen lernen; denn der Körper lernt nur allmählich dem Zuge des Geistes folgen.

Das Kind hat zum Beispiel in seinem vollkommenen Auge einen vortrefflichen Photographenapparat, aber es erkennt die Bilder nicht, die sich darinnen spiegeln und hält sie auch nicht fest, es photographiert noch nicht.

Das Kind hat in seinem Ohr ein wohlgebildetes Grammophon, aber es versteht nicht, was hineingerufen wird und nimmt daher die Reden und Melodien nicht auf.

In seiner Mundhöhle ist ein ganzer Phonograph, aber er tönt nicht.

Des Kindes Gehirn ist ein wohleingerichtetes Magazin zur Aufnahme von Bildern, Tönen, Geruchs-, Geschmacks- und Gefühlsmerkern, aber es ist noch leer.

Es ist eine Telegraphenstation, von der eine ganze Menge seiner Telegraphensäden zu allen Körperteilen hin und wieder zurückführen, aber es schickt noch keine Telegramme aus und empfängt keine.

Erst ganz allmählich lernt der Körper dem Befehle des Geistes folgen, und je öfter er ein und denselben Auftrag auszuführen hat, um desto schneller und geschickter wird er vollzogen.

Endlich vermag der Geist alle Glieder des Leibes zu benützen, und ihre Kräfte spielend zu üben. Bis diese genügend ausgebildet sind, pflegen, stützen und führen zärtliche Eltern das Kind und bleiben ihm auch später noch mit Rat und Tat zur Seite.

Weise Eltern aber lehren es früh der Allgegenwart Gottes bewusst werden und in Augenblicken der Hilflosigkeit, der Versuchung, des Schwankens, Gott um seinen Rat, seinen Schutz und seine Hilfe zu bitten.

Sie erzählen ihren Kindern die erlebten Beispiele wunderbarer Erhörung, die keinem wahrhaft Frommen fehlen. Sie fragen ihre Kleinen oft nach den Bitten, die sie Gott vorgetragen und ob sie erhört worden seien und lehren und gewöhnen so das Kind an der Hand Gottes und seiner Engel durch das Paradies der Jugend schreiten.

Wie es in der Geschichte der Menschheit eine Zeit gab, wo uns der Himmel näher war, als die Erde, sagt Jean Paul, so gibt es im Leben des Einzelnen eine Zeit, wo ihm das Große und Hohe näher

steht, als das Kleinliche und Niedrige und wo sich dieser holde Zustand seiner Seele in einem lieblichen Aeußerer ausspricht. Es ist die Zeit, wo wir in unserer eigenen zugleich die Jugend der Menschheit durchleben. Aber es kommt die Zeit, da der Mensch aus dem Paradiese seiner schönen, gottfrohen, sorgenlosen Jugendzeit vertrieben wird, die Zeit, da er im Schweiße seines Angesichtes sein Brot verdienen muß, da er die Sorge um die Erhaltung und Erziehung seiner Kinder zu tragen hat, und endlich die Zeit, da er den bitteren Tod erleiden muß.

Aber siehe, der erhabene Gott, der dem Menschen überall in der Natur und in dem idealen Seelenzustande der Jugendzeit entgegentritt, er begegnet dem Frommen in schlichterer Gestalt auch auf seinen stein- und dornenreicheren, nüchternen und dunkleren Wegen.

Der Gott, der in Mann, Frau und Kind alles Leid der Erde erlebt hat, um uns davon zu erlösen, vermag uns auch auf allen Wegen, die ein Mensch gehen muß, zu geleiten. Er ist groß im Großen wie im Kleinsten. Er weiß dich in deinen Familienpflichten zu beraten, in deinem Berufe zu leiten, im Leide zu trösten, in Gefahren zu schützen und im Tode zu stärken. Und in all der Niedrigkeit des Erdenlebens geht dir an seiner Seite weder Größe noch Einigkeit, weder Anmut noch Würde verloren. Du klimmst glücklich mit gottbegnadeten Mitbrüdern zu den Höhen der Menschheit empor, oder stehst in sinkenden Zeiten leidvoll aber aufrecht bei dem wenigen Gute.

Und auf deine Jugend zurückblickend, wirst du einst vielleicht wie ich sagen:

„Ich träumt, daß Leben Schönheit sei.
Ich wachte auf und fand: Es ist Pflicht.
Doch, die Gottes Hilfe sucht, die Treu,
Wisset, ist ohne Schönheit nicht.“.

Die Einzelheiten dieser Besprechung waren den Kindern von anderen Gelegenheiten, von der Betrachtung von Bildern, von der Behandlung der Lehestücke und von der Besprechung anderer Unterrichtsgegenstände her vertraut, so daß Edeltraut, wie es der Würde

des Gegenstandes angemessener und der Erhaltung einer gehobenen Stimmung zuträglicher war, das Ganze unzerrissen durch Fragen und ungeschickte Antworten, in gewählten Worten vortragen und doch auf Verständnis und Interesse rechnen konnte.

Edeltrauts Ferien.

Die Ferienzeit verbrachte Edeltraut mit ihrem Großmutterchen zum Teil auf Reisen, zum Teil im Elternhause. Hier wohnte sie wieder wie früher im Mädchenzimmer, dem traulichsten Raume des Schwanenhofes. Das Doppelbett in der Mitte des Zimmers mit den seidenen Vorhängen, die wie morgenrote Wolken vom Bett-Himmel herabhingen und die zarten, opalweißen Spitzenvorhänge der Fenster erweckten in dem Beschauer des Zimmers eine sanfte, heitere Stimmung, die durch die wunderhübschen Wandbilder und Statuen zu einer geradezu begeisterten gesteigert wurde. Auf den Vertäfelungen standen nämlich die reizenden Götterbilder des Apollo und der neun Mäusen, welche die dahinterstehenden Wände in je drei Felder teilten. Jedes Feld war durch ein Bild geschmückt. In dem einen sah man Hermann mit Dorothea vom Weinberge niedersteigen, in dem zweiten war Hirt und Hirtin abgebildet, die sich necken („Sah ein Knab' ein Röslein stehn!“), in dem dritten hatte der Maler Gretchen dargestellt, als es vom Kirchgang heimkehrt und Faust sie anspricht, zum vierten Bilde war die Szene aus Werters Leiden gewählt, wo Lotte, das Haushütterchen, ihren sieben Geschwistern das Brot schneidet, aus dem fünften Felde grüßte Friederike von Sessenheims liebliche Erscheinung. Vom sechsten Bilde blickte der Dichterjüngling Torquato Tasso und Prinzessin Leonore dem Besucher entgegen. Das siebente Bild zeigte Adelheid am Hofe des Bischofs von Bamberg. Auf dem achten Felde war das vor dem Bilde der schmerzhaften Mutter Gottes hingefunkene Gretchen gemalt, im neunten Felde aber hatte dem Maler Mignons rührende Gestalt als Vorwurf gedient. Diese neun Bilder waren vortreffliche Kopien der Originale von Raulbachs Meisterhand.

Durch die hohen Fenster dieses herrlichen Zimmers schauten die lichten Wirken herein, wie ein immerwährender Feiertag. Das

sanfte Licht des Morgens erfüllte den märchenhaften Raum mit seinem rosigen Schimmer und das magische Silberlicht des Mondes verklärte ihn so, daß es dem Bewohner darin zu Mute ward, als umfinge ihn ein süßer Traum.

Welch' holdes Geplauder, Welch' lieblicher Sang hallte einst von den Wänden dieses Gelasses. Welch' reizende, jugendschöne Gestalten warfen seine Spiegel zurück.

„Hölde Jugendzeit“, sagte Edeltraut oft, wenn sie in diesem Gemache weilte.

„Hölde Jugendzeit!

Wie machst du die Welt so himmlisch licht,

Das Leben schien ein hold Gedicht,

Ein stylvoll farbenfrohes Bild,

Schien ein Lied mir zauberisch mild.

O fühlt ich mich einmal nur wieder so

Engelsleicht und frühlingsfroh.“

Ebenso süße Erinnerungen wie dieses Zimmer weckte der Park des Schwanenhofes in Edeltraudts Gemüth.

Herr Adelsried hatte nach und nach den ganzen Hügel erworben, auf dem der Schwanenhof stand und hatte Garten und Park darauf angelegt. Diese künstlichen Anlagen gingen in den Wald über, der sich längs des Hügelrückens hinzog. Zur Zeit, als die Kinder des Schwanenhofes herangewachsen waren, hatte auch der Park schon hochaufragende Bäume und eine Menge poetischer Plätzchen und malerischer Durchblicke gehabt. Die Kinder des Schwanenhofes waren nie müde geworden, seine Reize mit Pinsel und Feder zu schildern. So stand an der Ostseite des Hauses eine Gruppe hochstämiger, weißrindiger Birken, deren grüne, zarte Blattschleier die sengenden Sonnenstrahlen abhielten, ohne die Zimmer zu verdunkeln. Sie hoben sich entzückend vom klarblauen Himmel ab, ob sie im zarten Kristallschmucke des Winters, im gelbgrünen Flor des Frühlings, im dunklen Blattkleide des Sommers oder im Golblau des Herbstes prangten. Und Dankwart und Edeltraut hatten sich oft und oft bemüht, das Wesen dieser lieblichen Bäume in Bild und Lied zu fassen. Dankwart

gelang es endlich nach manchem sehnichtsvollen Werben die Huld ihrer Dryade zu gewinnen und von der friedvollen, heiteren, festlichen Stimmung, die ihre Nähe erweckte, etwas in sein Bild zu tragen. Es war an einem schönen Sommer-Sonntagsmorgen, als seine Liebe so belohnt ward. Edeltraut hatte die schönen Bäume an einem Frühlingsmorgen zur Zeit der Osterferien gerührt begrüßt:

„Zierliche Birke!
Schon hüllst du die weißen Glieder in grüne Schleier
Und neigst dich zu künden, daß wieder der Lenz nun wirke?“

Daran dachte sie nun, als sie an einem Ferientage allein unter dieser Baumgruppe stand. Edeltraut schlang ihren Arm um einen der Bäume und weinte heiße Sehnsuchtstränen um den Gefährten ihrer künstlerischen Bestrebungen. Dankwart weilte im ewigen Rom und die Farbenglut Italiens und die Formenpracht der Antike berauschte seinen Künstlersinn und ließ ihm die Heimat erbllassen. Edeltraut aber umwanderte wehmütigen Erinnerungen hingegessen das Vaterhans.

Säulen und Geländer der Veranda waren von Kletterrosen umschlungen. „Kletternde Rosen!“ hatte einst die feurige Hulda zur Harfe gesungen:

„Kletternde Rosen!
Eure blühenden Glieder umgankeln Säule und Gitter
Wie zärtliche Träume, die Opfer, Amors, des losen.“

Diese Rosen blühten wieder, wo aber war die schöne, lebensprühende Hulda?

Sie wartete fern in ihrem Heimgarten mit zärtlicher Liebe der Blumenkinder, die dem eigenen Stamme erblüht waren. —

An der Westseite des Schwanenhofes ragten hohe Robinien auf, aus deren schirmartigen Kronen roseurote, duftende Blütentrauben niederhingen. Diese Bäume waren allezeit die Lieblinge des ganzen Hauses gewesen.

„Hohe Robinien!“ hatte Edeltraut einst kosend zu ihnen gesagt:

„Längst deckt den Boden der Blütenschnee des Mai,
Da durchschimmerts noch morgenrot eurer Blätter Linien!“

Die Straße zum Schwanenhof war mit hochgezogenen Kastanien und Linden bepflanzt. Sie mündete an der Hinterseite des Gebäudes. Wie oft war Edeltraut mit dem Vater und den Geschwistern auf dieser Straße von der Stadt heimgewandert und wie hatte sie sich stets der herrlichen Kühle gefreut, die dieser Baumgang spendete und der grünen Nacht, die das Auge so wohltätig darin umfing.

„Grüne Alleen“, hatte Ehrhart einmal gescherzt,
„Ihr seid die reizendste Flüstergallerie, darin man im Sommerwind sich mag ergehen.“

Mit Wehmut sagte Edeltraut sich diese Verse vor, denn er schritt ihr nicht zur Seite, der sie gesprochen. Er machte soeben eine Feriureise durchs Hochgebirge, die seinen, vom Lehren ermüdeten Geist stets wieder kräftiger beschwingte.

Edeltraut bog von dieser Allee links ab und wanderte auf der Straße gegen den Wald. Zu beiden Seiten dieses Weges standen vor dunklen Fichten, Tannen und Föhren hohe, schlanke Lärchen. Von ihnen hatte Burgi einst gesagt:

„Ragender Lärchbaum!
Wie unter ersten Werktagen licht der Sonntag,
Siehst du bei dunklen Fichten im Waldesraum.“

Die gute Burgi, das Haussmütterchen, walzte noch im Schwanenhofe. Ihr war es gegönnt gewesen, sich im Elternhause ein eigenes Nestchen zu bauen und den geliebten Eltern den Lebensabend mit dem Sonnenschein töchterlicher Liebe und Fürsorge zu vergolden.

Mit Burgis Kindern durchlebte Edeltraut auf dem Schwanenhofe noch einmal ihre eigene Kindheit. Sie war diesen Kleinen, was Onkel Adolar und Tante Hilde ihr und ihren Geschwistern gewesen waren: Weckerin und Bildnerin des Sinnes für Formen, Farben und Töne.

Die erste Ausbildung des musikalischen Gehöres empfingen diese Kinder von den geflügelten Musikanten des Schwanenhofes. Der Park des Gutes war zur frühen Sommerszeit stets von einem vielstimmigen Chor der lieblichsten Stimmen durchhallt. Die hohen Bäume des Parkes boten geschützte Brutplätze und die tierfreundlichen Bewohner des Schwanenhofes waren den Sängern besuchte Nachbaren. Edeltraut lehrte ihre kleinen Neffen und Nichten nicht nur den Vogelstimmen lauschen, nein, sie auch unterscheiden und nachahmen. Und da gabs viel zu lernen. Denn gar mannigfaltige Sänger hatten sich in dem Parke angesiedelt, der so verschiedenartige Gewächse und demnach auch allerlei Nahrung trug. Da jubelten den ganzen Tag vielerlei Finken, flötete des Morgens der Pirol, pfiff noch am späten Abend die Schwarzdrossel ihre süßen Weisen, da sang selbst im Winter der kleine, kecke Baumkönig sein helles Lied, es klirrten die goldgelben Ammerlinge und aus dem hohen Gras der Parkwiesen schwangen sich Lerchen trillernd gegen den Himmel. Mit besonderem Entzücken lauschte man den süßen, mannigfaltigen Tönen des Rotkehlchensanges und bewunderte das kluge Böglein, das sich dabei so geschickt zu decken und zu verstecken wußte.

„Tönende Blüte“ hatte Gottfried einst verwundert ausgerufen:

„Ein Rotkehlchenlied aus deiner Krone dringet,
Doch such ich vergebens nach dir am Strauch der Quitte.“

Ebensoviel Entzücken bereitete der melodische abwechslungsreiche laute Gesang der Mönchsgrasmücke den Besuchern des Parkes.

„Grasmücke, tonreiche“, lobte eines Morgens der lustwandelnde Dankwart das Böglein:

„Traulich schmetterst dein Lied du vom niedern Aste,
Denn heilig war allzeit der Sänger im Lande der Eiche“.

Hocherfreut war man alljährlich auch den wohltonenden Ruf des Kuckucks wieder zu hören und so zu erfahren, daß der Frühlingssänger den nahen Bergwald schon bezogen habe.

„Treuer Concou!“ beantworteten die Kinder des Schwanenhofes einst seinen ersten Ruf.

„Als Herold des Lenzes sei uns gegrüßt im Grünen!
Des Bergwalds uralt Drakel uns tönest du.“

Und wie Tante Edeltraut ihren kleinen Freunden das Ohr für den Klangreichtum der Natur zu öffnen suchte, so bemühte sie sich, ihr Auge für das Erkennen der Formen- und Farbenspiele der Erde zu erziehen.

Und auch dazu bot natürlich ein Park die beste Gelegenheit und der Park des Schwanenhofes mit seiner schönen Mannigfaltigkeit ganz besonders. Wie der Schwanenhof sangumholt war, so war er auch duftumhaut. Auf den Blumenbeeten der Terrassen, auf den Bäumen und Büschen, die die Wege säumten und auf den Rasenflächen blühten und dufteten das ganze Jahr hindurch die Kinder Floras. Edeltraut kannte und liebte sie alle, wußte ihre Namen, ihren Standort, ihre Blütezeit und suchte auch ihren kleinen Begleitern, die sie stets wie Schmetterlinge umgankelten, auf alle die Schönheiten in Form und Farbe, wie auf den Werdegang dieser Wunderwerke Gottes aufmerksam zu machen. Sie erzählte ihnen, wie oft einst Mama und ihre Geschwister, natürlich auch sie Tante Edeltraut an schulfreien Tagen vor diesen Schöpfungswundern gesessen seien und sich bemüht hätten, sie nachzubilden und sie regte die kleinen Nichten auch zu einsachen Versuchen mit Stift und Pinsel an. Sie sagte ihnen die kleinen hübschen Scherze, welche die älteren Geschwister sich mit den jüngeren erlaubt hatten, um sie auf ein neues Blumenwunder aufmerksam zu machen.

„Hulda komm' und schau“ rief eines Tages eure Mama“, so erzählte Edeltraut.

„Aus der Erde krochen im Garten mit Schild und Speer
Niedliche Zwerglein im bunten Kapuzenkleid
Und schlossen um Gitter und Beet sich zur blühenden Wehr“.

Und Hulda kam und sah zum erstenmal die mannigfachen Blütenknospen der Kapuzinerkneze verschlossen, die man auf einigen Blumenbeeten als Einfassung gepflanzt hatte, und klopfte entzückt in die kleinen Hände.

Ein anderesmal scherzte Gottfried:

„Wer von euch liebe Geschwister weiß es schon?

Silberhelme, amethystgeschmückt, im Garten vergraben waren,
Die nun gleißen im Licht, ohne zu locken die Schelme.“

Und was fanden die neugierig den Garten durchstürmenden
Kinder? — auf einem Blumenbeet eine schöne lichtblaue Eisenhutart
erblüht.

Erst waren sie ein wenig verblüfft. Später aber gaben sie
sinnig, wie sie waren, ihrem Bruder Recht und bewunderten noch
oftmals die Entstehung dieser schönen Blume.

Ehrhart fragte mich einst mitten im Mai: Willst du Schnee
sehen Schwestern? „Du scherzt!“ gab ich zur Antwort. „Wo
könnte man den wohl jetzt noch finden?“

„An einer Stelle des Parkes! Komm, ich zeige ihn Dir“,
sagte Ehrhart und führte mich vor einen kleinen Baum, der über
und über mit großen, schneeweissen Blütenbässen bedeckt war.

„O Schnee im Mai“ — rief ich aus,

„Hölde Lüge des Lenzes, der poetisch scherzt,

Tief bengst die Äste, nun lang schon der Winter vorbei.“

„Mit welchem Entzücken begrüßten wir,“ erzählte Edeltraut,
„im Mai das Erblühen des Flieders!“

„Duftender Flieder! Mit den wehenden Federn veilchenfarbiger
Blüten, stehst du festlich am Gartenwege nun wieder?“ riefen wir
aus, wenn wir die schönen Sträucher sahen, die sich wie große
violette Blütensträuße von dem Gelbgrün besonnter Parkwiesen
abhoben.

Vor dem, mit bunten Winden zierlich umblühten Gittertor,
welches den Garten im Osten des Hauses von dem nördlich ge-
legenen Spielplatz schied, stehen bleibend, sagte Edeltraut: Diese
kletternden Blüten waren Onkel Dankwärts besondere Lieblinge.

„Blühende Winde,“ sagte er einst. „Ein berückendes Bild für
reine poetische Freuden in deinen bunten, taumelnden Kelchen ich finde.“

Eine andere Lieblingsblume hatte eure Mama.

„Zich heiße, juchei!“ sang sie einst, einen großen bunten Strauß
von selbstgepflückten Waldblumen schwingend.

„Auf der Waldwies ist Turnier. Gespornt hält dort und hoch zu Ross der Ritter Akelei!“

Und zum Beweise für die Wahrheit ihrer Worte hielt sie den vielfarbigen Akeleistrauß hin und ließ ihn bewundern.

Hast jede Blume des Parkes erinnerte Edeltraut an ein liebliches Erlebnis, an ein holdes, gehörtes oder selbst ersonnenes Wort, an einen sinnigen Streit, an einen charakterisierenden, poetischen Ausspruch.

So hatte Edeltraut eines Tages einige blühende Schneeballzweige gebrochen, um sie in hohe Blumengläser zu stecken. Sie suchte für diese Schneeballzweige nach passenden farbigen Gefährten. Gerne hätte sie ihnen die duftenden Rosen gesellt, aber die säumten noch in der Knospe. Als sie nun so suchend durch den Park geschritten war, kam sie zu einem breiten, niederen Busch, der mächtige, morgenfarbige, rosenartige Blüten trug.

„O Pfingstrosenflor“, hatte sie da froh gelächelt.

„Noch zaudert die duftende Rose, den Kelch zu erschließen, da täuschest du hold uns des Gartens Königin vor.“

Vor einem Beet von dreifarbigem Veilchen, in allen Farben prangend, war sie einst mit Dankwart und Burgi gestanden. Da hatte Dankwart gesagt: Kann sich ein Blumenmaler ein herrlicheres Vorbild zum Malen denken, als diese dreifarbigem Veilchen? Wenn es mir gelingt, die sammtartige Weiche und diese gesättigten Farbenton wiederzugeben, und die Blumen in einem graziösen Wurf hinzumalen, so werde ich stolz sein.

„Ich wünsche es dir“, hatte da Burgi geantwortet und begreife dein Entzücken. Ich für mich finde, daß dieser Blume trotz der Dreifarbigkeit, der poetische Duft der schlichteren Schwester fehlet, ob sie malerisch prangt auch im köstlichen Sammtkleid.

„Ja, dir gleichen sie nicht, lieb Schwesterlein“, entgegnete Dankwart, „du sinnige Maid! Wie die Nelke durchstrahlt und durchwürzet das nüchterne Hausgärtlein, so wirkt Holde im Haus deine Innigkeit.“

Anders als die Gretchennatur der innig, sinnigen, blonden Burgi hatte die stolze, zurückhaltende Edeltraut empfunden. Sie

verstand auch die duftlose Tulpe und fühlte sich ihr verwandt. Als sie einst vor einem Beete voll prächtiger, blunter Tulpen stand, rief sie aus:

„O Tulpenzier! Nicht haucht die Seele ihr hin in sehenden Düften. Eure Selbstgenügsamkeit verscheucht die Begier.“

Hulda aber, die sonnige, glutängige Träumerin hatte lieber die Königin der Blumen besungen, der sie glich.

„Königin Rose!“ tönte ihr Lied umrankt von Harfentönen.

„Königin Rose! Des Orients duftschwile Gärten, die Zauber-nächte des Südens, die lieddurchhallten, entschweben deinem Schoße.

Und als der schöne Herzblumenstrauch mit den gefiederten Blättern in Blüte stand, da besang ihn der feurige Ehrhart:

„O Gartenzier! Du gleichst schönen Frauen, den Fällen Amors. Tausend glühende Herzen hängen an dir“ und er nannte die schöne Pflanze von nun an seine Lilly!

Der edle Dankwart liebte besonders den Duft der Alkanthusblüte und es schien ihm, als schütze der Strauch die herrlichen Duftspenderinnen dadurch vor räuberischen Händen, daß er sie in die schlichte, braune Farbe seiner Rinde hüllte.

„Alkanthusblüte“, hatte er einst ausgerufen. „Alkanthusblüte! duftreiche, süße, es birgt dich der braune Stamm, wie des Edlen verschwiegene Brust, seine tätige Güte.“

Auf Ehrharts Plätzchen war ein Pavillon errichtet, der mit einer herrlichen Schlingpflanze geschmückt und mit einer Aeolsharfe gekrönt worden war.

„O Träume der Liebe! Glycinie wob euch um Säulen ein duftig Zelt; bis zur Klingenden Harfe schickt sie die Maientriebe!“ sang der schwärmerische Einsiedler einst bei seinen Büchern.

Als Edeltraut eines Tages im Abendlichte vor einem auf grüner Rasenfläche sich erhebenden, schirmartigen Gerüste vorbeiwandelte, das mit Clematisranken überwuchert war, erinnerte sie sich eines andern, schöneren, bedeutungsvollen Abends, an dem sie mit ihren Eltern an dieser Stelle gestanden war. Vater und Mutter hatten im blühenden Kreise ihrer Kinder und Verwandten ihre silberne Hochzeit gefeiert, waren an festlich geschmückter und reich besetzter Tafel gerührt in fröhlicher Runde gesessen und hatten von Champagner-

kelchen genippt, mit denen ihr Wohl ausgebracht worden war. Darnach waren die Silbergatten durch den Park gewandelt und Edeltraut hatte sich zärtlich an sie geschniegt. Vor dem blühenden Clematisstrauß waren sie stehen geblieben und Mütterchen hatte wehmütig ausgerufen:

„Seht hier ein Bild des Lebens! O Clematisranke! Wie im überschäumenden Kelche seh' zur Höhe ichs steigen und wieder zur Tiefe schwanken!“

Der Vater aber drückte zärtlich die Hand der treuen Lebensgefährtin, wies gegen Abend und sagte:

„Sieh die Pracht des Sonnenuntergangs!“

Und Mariamarte verstand, daß er sagen wollte: Auch den von der Höhe des Lebens Herabsteigenden blühen noch eine Menge sanfter Freuden und je tiefer der Lebensweg sich zu Tal neigt und je mehr die Welt und ihr Leben den Alternden in Dunkelheit versinkt, je weiter tut sich vor ihrem weltabgekehrten Blick der Himmel mit seinen aus der ewigen Heimat grüßenden Lichtern auf.

Und Mariamarte überkam es bei diesen Gedanken wie ein süßes Verlangen mit Schwanenflügeln von dem Gipfel ihres Lebens hinüberzuziehen in diese Heimat. Sie erhob sehnuchtsvoll den Blick zu dem über dem Schwan am Haussdach ausschimmernden Stern. Adelsried aber war ihrem Blick gefolgt und hatte ihre Gedanken erraten. Zärtlich hatte er sie bei der Hand gefaßt und gesprochen: „Nicht doch, du darfst mich nicht allein hier zurücklassen, holde, treulose Schwanenfrau. Hand in Hand wollen wir nach manchem schönem Wandertage dort oben einziehen.“ —

Auch manch fröhlicher Streifereien durch den Park mit den Geschwistern und manch süßer Nast auf den ihnen gestifteten Ruheplätzchen gedachte Edeltraut.

So waren an einem Sommersonntagsnachmittag die drei Schwestern in weißen düstenden Flügelkleidern, die Stirnen vom feinen Ringelhaar umflattert, die Füßchen in zierliche Sandalen gegürtet, durch den Park geschritten. Als sie, sich umschlungen haltend, gleich den drei Grazien an der Grenze des Gartens hin hüpfsten, wo Waldbüsche die Neizeinsriedung verhüllten, hatte Hulda plötzlich

ausgerufen: „O seht! Weißlich glänzen aus dunklem Laube der Rebe rankende Blüten! Waldmyrthe sag, welche Sterne du zuerst wirst kränzen?“

„O, natürlich deine“, hatte Edeltraut sie geneckt. „Deine Leier klingt ja am häufigsten zum Preise der goldenen Aphrodite. Solche Treue muß sie dir doch lohnen.“

„Wahrlich, ich würde glauben, du neidest mir die zärtlichen Regungen der Seele“, hatte Hulda geschmolzt, „wüßte ich nicht, wie stolz und selbstgenügsam du bei all deiner Holdseligkeit bist. Du gleichest der Palmenlilie oben auf der Terasse. Die hüllt sich in stachlig Laub vor der Sommer Werben und bekennt sich nur spät und selten zu Florens Familie.“

„Und du bist wie Ehrhart. Der hat auch solch zärtliche Feuerseele“, hatte darauf Burgi gesagt. „Alle seine Lieder sind wie deine Amorn ein Wohllaut.“

Was hat er nur neulich erst wieder gereinigt? — Richtig! Als wir durch die Gartenstraßen der Stadt gingen, flüsterte er:

„Prächtige Quitte!

Durch alle Gitter dringet dein purpurner Schein
Wie eine stumme, glühende Liebesbitte.“

„Und in seinem poetischen, narzissenumblühten Hütchen“, hatte Edeltraut berichtet, „fand ich an einem Pfosten von seiner Hand gekritzelt die melancholischen Verse:

„Weiße Narzissen!

Euch opfert der einsame Gram dem dunklen Gotte,
Des bittern Trost er nicht länger vermag mehr zu missen.“

Da hatte Burgi mitleidig gesagt: „So hat auch er die traurige Wahrheit erfahren, an welche die Bilder unseres Schlafzimmers mahnen, die Wahrheit, daß niemals Lieb sich schied vom Leide.“

Unter solchen heiteren und ernsten Gesprächen waren die drei jungen, frohen Schwestern in ein kleines Wäldchen getreten, in dem sich eine ephenumspinnene Kapelle erhob, in die Onkel Adolars Meisterhand das berühmteste Gemälde Rafaels: Christi Verklärung gemalt und darunter die Worte der Jünger: „Herr, hier laß uns

„Hütten bauen“, gesetzt hatte. Ueber dem Torbogen aber stand außen an der Kapelle mit goldenen Buchstaben der Spruch der Weisheit, der die Schwestern heute mehr denn je ergriff: „Bewahre dein Herz mit Fleiß, denn daraus geht das Leben!“

Der Sturm ließ die Baumkronen über den sinnenden Jungfrauen rauschen und aus der Windorgel auf dem Kapellendach klang es, wie ein feierlicher Choral den Davonstreichenden nach.

Dieser Kapelle gegenüber waren unter einer Gruppe junger Eichen Tisch und Bänke errichtet und einer der Bäume trug die Aufschrift: „Gottfried's Hain“.

Als die leichtherzigen Kinder aus dem ernsten Schatten dieses heiligen Ortes hinaus auf die grüngoldene Wiese getreten waren, umschwebte der Frohsinn sie wieder, wie einer der Schmetterlinge, die hier um die Blumen gaukelten.

„Flatternde Blüten“, rief Edeltraut aus. Des Wanderers Wonne! Zum Wunder seid schon ihr geworden auch Alltagsmenschen, ihr Opfer des habgierigen Wüten!

„Arme Sommervögelein“, sagte Burgi darauf.

„Könnt ich Schutz erfliehen euch Juwelen der Bergwiesen. Nicht lösen sich Blüten mehr, künftige Geschlechter zu freuen.“

Endlich lag die höchste der Parkwiesen dem Schwesterntrio zu Füßen, das über Stufen das Plateau des Schwanenhofes ersteigen hatte. Eine niedrige Mauer, die alte Gartenmauer, umschloß wie ein Festungsring hier den ebenen Platz, auf dem das Haus stand. Im Herbst reckten sich innerhalb dieser Mauern bunte Georginen empor, so daß Gottfried von einer Ferienreise heimkehrend, sie einst begrüßte:

„Botin des Spätlings!

„Schöne Georgine, stehst du schon wieder mit langem Halse und spähendem Köpschen am Burgring?“

An einer Stelle bog diese Mauer sich kreisförmig aus, als sollte sie einem Turme Platz bieten. Doch friedlicheren Zeiten Rechnung tragend, hob sie nur ein zierliches, hölzernes Gitterwerk, das durch ein Dach gekrönt war. Am Fuße des turmartigen Unterbaues standen duftende Linden, deren hoch aufragende Kronen mit ihren zierlichen Blattherzen die Sonnenpfeile auffingen. Ueber dem

Eingange dieses Hütthens stand: „Burgi's Ruh'“. In diesen lieblichen Raum einzutreten, lud Burgi die Schwestern ein. In der Mitte des runden, weiß gedeckten Tisches stand ein Strauß blüten, würzig duftender Nelken, rund um denselben aber waren auf weißen, von Dankwerts Hand gemalten Tellern, köstliche Walderdbeeren aufgestellt, die mit Zucker bestreut, eine herrliche Labe boten. Nach und nach fanden sich die Brüder, und endlich auch die Eltern ein und alle lobten die duftenden, wohl schmeckenden Beeren, die sie mit zierlichen Elfenbeinlöffelchen, geschnitten von Adelfried's geschickter Hand, einnahmen, dabei traulich und neckisch plaudernd. Der Abendwind strich durch die Lindenkronen und trug Duftwolken in das Gartenhaus und ein Buchsfeke schmetterte darauf einem Kollegen seinen Gutenachtgruß zu.

„Säufelnde Linde!“ sagte Ehrhart. „Es flüstert der grüne, duft- und sangreiche Wipfel, von Lied und Tanz und treuem deutschen Kinde.“

Lasset uns seiner Aufforderung Folge leisten und uns zum Reigen scharen!“ Die Schwestern hüpften herbei und tanzten mit den Brüdern in drei Paaren die zierlichsten Reigen mit jener natürlichen Leichtigkeit und freien Haltung, die ihnen von Kindheit an eigen war, und ihre glockenhellen Stimmen begleiteten die rythmischen Bewegungen im wohlantenden, mehrstimmigen Gesange und bereiteten den zusehenden, liebenden Eltern neben der Augenweide auch einen Ohrenschmaus.

„Ein anderermal müßt ihr mich in meiner Einsiedelei heimsuchen“, bat Ehrhart und die Geladenea sagten für den nächsten Sonntag zu.

Diesmal wanderten Brüder und Schwestern gemeinsam die Schlangenwege des Parkes hinab zur Ehrhartshütte. Sie schlugen den Weg ein, der auf der Westseite des Hügels zwischen Rasenflächen, Blumenbeeten und Buschwerk hinabführte und gelangten bald in eine Felsenbucht, die ein alter, hochstämmliger Ahorn überwölbte. Rund um den Stamm lief eine Bank, von welcher man unter der schirmartigen Krone des Baumes hinweg, eine herrliche Fernsicht auf die beschneite Alpe hatte, die einen wunderbaren Gegensatz zu dem grünen Tale bildete. Die Felsenische hinter dem

Ahorn war ephenumspinnen und eine Quelle sprudelte ihr klares Wasser in die zierliche Brunnenmuschel. Der Ahorn aber trug die Inschrift: „Edeltrauts Rast.“ Hier ließen die Geschwister sich nieder, lobten den herrlichen Fernblick und wünschten, daß jemand einen Ausdruck fände für die Stimmung, welche dieses duftige Landschaftsbild erweckte. Da hatte ihnen Edeltraut mit ihrer weittragenden, hellen Stimme das schöne Lied: „Hoch vom Dachstein an“ gesungen. Da sie selbst von dem Wunderbilde ergriffen war und gewohnt, die Töne nur als ein Mittel zu betrachten, um die Gedanken und Gefühle des Textes auszudrücken, da sie weder eitel in ihren Tönen schwelgte noch auch über der Deklamation die rythmische Grenze übersah, so gelang ihr, zu erreichen, was Dichter und Tonkünstler mit dem Liede hatten erreichen wollen: Heimatliebe auszudrücken und zu wecken. Innigst gerührt, dankten die Geschwister Edeltraut für den Genuss, tranken dann von dem köstlichen Quellwasser und schritten weiter hinab in den schattigen, kühlen Grund, wo Ehrharts Hütte lag. Hier trat ihnen Ehrhart entgegen, begrüßte sie herzlich und lud sie zu Tische. Gern setzten sie sich da auf die harten Bauernstühle, mit dem herzförmigen Ausschnitt in den gerundeten Lehnen, vor den kreuzfüßigen, viereckigen, harten Tisch nieder und naschten von den Kirschen, die Ehrhart jedem auf ein großes, grünes Blatt gehäuft hatte. Als die Gäste erquickt waren, nahm Ehrhart seine Violine, auf der er Meister war und spielte seinen Geschwistern eine Phantasie vor, bei der es den Hörern schien, als ob eine Engelsseele sich tönenend zum Himmel ausschwinge. Man schwieg noch lange, nachdem der letzte Ton verklungen war und sah sinnend hinab in die spiegelnde Flut des Teiches, auf dem die Schwäne ihre Kreise zogen. Allmählich ließen die erdentrückten Geister sich wieder herab in irdische Gefilde und nun überhäufte man Ehrhart mit begeistertem Lob. Ehrhart war erfreut, seinen Geschwistern durch seine Kunst eine felige Stunde verschafft zu haben. Als die Gäste dann von der Einsiedelei scheiden wollten, erlaubte es Ehrhart nicht, sondern lud sie zu einer Kahnfahrt am Teiche ein. Bereitwillig nahm man diesen Vorschlag an. Ehrhart lenkte mit kundiger Hand den Kahn unter den hängenden Baumzweigen, zwischen den Wasserrosen und den ziehenden Schwänen hin.

„Neusche Wasserrosen!“ sagte Dankwart voll Bewunderung. „Gleich den Meerfrauen entsteigt ihr den Tiefen. Es sinken die grünen Schleier und lassen im Baumbunkel mondlichte Glieder schauen.“

Blauschimmernde Libellen gaukelten über den Wellen und ließen sich zu kurzer Rast auf den hängenden Zweigen der Weiden nieder. Ja, eine folgte Hulda's Lockung und wählte ihren Finger zum Ruheplatz.

„Schöne Libelle!“ rief Hulda entzückt. „Auf Flügeln der Sehnsucht hobst aus der Tiefe du dich, und schwebst nun schimmernd im seligen Licht ob der Welle.“

Und der weise Gottfried sagte darauf: „Wisse trauernde Psyche! Sehnsucht nach Hohem sprengt allezeit der Niedrigkeit Fessel und löset den schimmernden Fittich dir, jubelnde Psyche.“

Während die Geschwister unter den herabhängenden Zweigen der Weide am Ufer hinführten, sagte Chrhart, liebkosend über die schlanken Zweige streichend:

„Wie die Schwäne, die Wasserrosen, die Libellen, so lieb ich hier am Teiche die Weiden, namentlich die blühende Weide. Verstohlen späht sie am Spiegel nach dem Gefährten. Balsamdüste entströmen dem wallenden Kleide.“

Unter solch holden Reden glitten die sich spiegelnden, lichten, farbigen Gestalten im Kahn über die dunkle, schön umrahmte Wasserfläche hin und bei jedem Windhauch tönte die Aeolsharfe auf Chrhart's Hütte eine liebliche, melodische Begleitung zu ihren Worten. Als die Schwanenkinder landeten, sahen sie im hohen Ufergras die schönen, himmelblauen Bergzimmenicht stehen.

„Blume der Treu“, rief Hulda, sich aus diesen schönen Kindern der Wiese einen Strauß windend.

„Blume der Treu! Eines Engels Sinn offenbart deine demütige Bitte, wie dein Auge spiegelt des Himmels Bläue!“

Als die Geschwister nun in den Schwanenhof zurückkehren wollten, schloß sich ihnen auch Chrhart an. Dankwart lud sie ein, einen kleinen Umweg über sein Luginsland zu machen. Die Geschwister willsfahrteten ihm. Am sonnigen Rand eines Wäldechens, an dem sie hinschritten, standen schon die kleinen Waldsoldaten.

Gottfried bückte sich, um einige von ihnen zu pflücken. „O Alpenveilchen“, sprach er leis. „Dein Hauch gemahnt an süße Wanderfreuden, auch daß Sommerlust nur wahr ein Weilchen.“

Steigend gelangte die kleine Schar auf grünes Land, auf dem die schönen Milchsterne in solchen Mengen erblüht waren, daß die Wiese wie bestickt damit aussah.

„O seht, die Sterne der Wiesen“, rief Burgi.

„Grünlich-weiß prangen sie lieblich als Wappensterne des Landes, darinnen Bäche von Milch uns fließen.“ Der Wiesenweg endete in einem kleinen Buchenhain.

„Mächtige Buchen!“ begrüßte sie Ehrhart.

„Weit wieder spannet das grüne Zelt ihr
Und winket, süße Rast im Schatten zu suchen.“

Die höchste der Buchen trug den Namen: Dankwartshöhe.

Aus dem Buchenhain tretend, standen die Geschwister auf einem Felsvorsprung. Derselbe war mit einem zierlichen Gitter umbordet und von einem eisernen Schirm überdeckt, dessen Schaft und Rippen von Weinreben umrankt waren und von dem zur Herbstzeit blaue, rote und goldgelbe Trauben herabhingen. Die Bank, die hier stand, trug die Aufschrift: „Luginsland!“ Unter diesem Schirm nun stand Dankwarts Staffelei. Eine Landschaft lehnte daran, die Dankwart mit poetischem Sinn sehr duftig gemalt hatte. Der Maler lud die Geschwister ein, sie zu besichtigen. Es war die Burgruine, die in goldener Abendhelle über den dämmernden Park zwischen den hohen, dunklen Fichten des Vordergrundes hindurchsah. Ein Hauch von Wehmut lag über dem Bilde. Man fühlte, Vergangenheit grüßte dort aus dem Bergschloß mit Feenhänden. Die Geschwister lobten das schöne Bild, das unwillkürlich jene süß-traurigen Gefühle in ihnen weckte, wie das Lied von der Loreley. Als sie wieder die Stimmung des Alltags gewonnen hatten und auf der höchsten Stufe der Bergterrasse angelangt waren, fragte Hulda: „Und wann werdet Ihr Euch bei der Walblilie einfinden?“ „Am ersten schönen Sonntagnachmittage“ einigten sich die Geschwister.

Und am nächsten geeigneten Sommerabend erschienen die Schwanenkinder in Huldas Traumecke. Um einen Felsprung biegend, traten sie auf eine gerundete Fläche, deren Mitte ein Marmorbassin einnahm. In diesem stand auf einer Rundsäule ein schlisches Kind aus dem Volke, das ein Reh streichelt. Über den Rand der großen flachen Schale über ihrem Kopfe floß das Wasser gleich einem glänzenden Schleier nieder, der im Sonnenlichte in allen Regenbogenfarben schimmerte. Im Bassin wuchsen zarte Wasserpflanzen, zwischen denen gold- und silberschimmernde Fischlein hinglitten. Ein Rasenstreifen umgab das Bassin, in dem Monatrosen blühten. In der Bergwiese aber standen Bänke, die von einer Gruppe hoher Edelkastanien überschattet waren. Die am weitesten vorspringende trug die Aufschrift: „Huldas Traumecke“.

An diesem kühlen, schattigen Orte ruhend, sah man in eine weite, sonnenbeglänzte Gegend hinaus. Einige Zeit, nachdem sich die Geschwister plaudernd und lachend niedergelassen und die Aussicht bewundert hatten, erzählte Hulda, daß hier herum ein Zaunkönigsnest sein müsse. Sie habe es bisher vergebens gesucht. Vielleicht aber hätten die Geschwister mehr Glück als sie. Die Besucher zogen also auf Entdeckungen aus und jeder von ihnen fand — nicht ein Zaunkönigsnest — wohl aber ein niedliches Nestkörbchen, in dem auf Moos ruhend, malerisch angeordnete Aprikosen, Birnen und Pfauenblumen gehäuft waren, die man von den Spalieren des Gartens gepflückt hatte. Unter fröhlichem Lachen kehrte die Gesellschaft mit ihrem appetitlichen Fund zurück und man drohte der guten, bösen Hulda sich zu rächen für den fröhlichen Betrug, dessen Opfer man geworden war. Man ließ sich indes die schmackhaften Früchte munden und fragte, ob die Zaunkönigsnester zurückzutragen seien. Vielleicht legten die guten Tierchen noch einmal so hübsche Eierchen hinein? Hulda aber meinte schalkhaft, das sei nicht wahrscheinlich. Sie erbittete sich die Nester vielmehr, um sie als Andenken an diesen Tag aufheben zu können. Die Geschwister überreichten ihr lachend die Körbchen und Gottfried fragte: „Ist der geistige Genuß, den Du uns sicherlich bietest, Schwesternlein, auch mit solch einer kleinen Bosheit gewürzt, wie der leibliche?“

„Ihr werdet es ja bald merken, ob der jüngste Sohn meiner Muse auch so ein ungezogenes Kind ist wie ich“, gab Hulda zur Antwort.

„Laß hören, laß hören“, drängte Ehrhart. „Wo hängt Deine Leier, auf daß ich sie Dir reiche.“ Hulda langte am Stamm einer Edelkastanie hinauf, entnahm ihre Leier dem Geäste, lehnte das Köpfchen an den Baum, fuhr präludierend in die Saiten und sprach ins Land hinausträumend :

„Der Zauberer Lenz hält heute jour !

Da geh' ich hin und mach' Besuch.

Die sechste Stunde zeigt die Uhr ?

Vale, meine Feder nun und Buch !

Ich tret' in des Frühlings weiten Saal.

Er war ganz neu erst dekoriert !

Hellgrüner Sammet überall,

Dunkle Fichten dazwischen gruppiert.

Von obenher fließet ein rosiger Schimmer

Durchs Schleiergewölk der saphirenen Decke,

Eine Kristallwand sendet den Flimmer

Der scheidenden Sonn' in die dunkelste Ecke.

Die ganze Stadt war da zusammen.

Es plaudern und lachen die Damen, die Herrn ;

Sie standen und saßen und gingen und kamen,

Nur der Zauberer, der blieb fern.

Doch sieh, welch' grauer Spuck zeigt sich dort !

Wolf Feuer zieht am Himmel auf;

Mit gesperrtem Machen schleicht er fort

Und stellt lauernd sich in den Sonnenlauf.

Die Sonne naht voll Majestät,

Das Untier verschlingt sie ungalant

Und von dem Feuer, das aus dem Munde ihm geht

Geraten Himmel und Erde in Brand.

Inmitten der Glüten des Hauses Herr
Nun voll Anmut sich zeigt und Natur,
Verneigt sich den Gästen, als sagte er:
„Bedaure, zu Ende ist der jour!“

„Bravo, Zauberer Lenz!“ rief Dankwart und da zu Ende
ist der jour, so laßt uns gehen!“

„Nein, Nein,“ sagte Hulda, „erst müßt Ihr ja noch meine
zahmen Fischlein bewundern“ und sie lehnte ihre Harfe in einen
Astwinkel, hüpfte von dem erhöhten Standpunkt herab zum Bassin,
neigte sich und rief: „Goldener!“, „Silberblitz!“, „Rubinaug!“
und die Fischlein kamen herbeigeschwommen, nahmen ihr die Brot-
stückchen aus der Hand, ja ließen sich von ihr fangen und aus
dem Wasser heben. Als diese Wunderfischchen genug bewundert
worden waren, zog Hulda kleine, sehr zierliche Sträufchen aus
Gräsern, Glockenblumen, Margariten und Türkenskud aus dem
Schilf, wo sie kühl gestellt worden waren und reichte sie den Ge-
schwistern als Andenken an diesen Tag.

„Lilium matagon!“ rief Denkwart.

„Orientalisch gepuzt stehst du wieder im Bergwald
Im Kreise schlichter deutscher Kinder schon?“

Und Edeltraut sagte:

„Glocken! Im Glase
Zaubert ihr Duft und Lied bald und fäuselnde Kühele
Des Waldes mir her, wo träumend ihr standet im Grase.“

„Im Feldblumenstrauß“, sagte nachdenklich Gottfried, „trag’
ich heute geteilt das goldene Sonnenlicht, — In sieben Regen-
bogenstrahlen nach Haus. — So hat, o Licht der Geister dich ge-
spält — Der zage, erdgewohnte Menschenblick — Im lieblichen
Regenbogen der Götterwelt.“

„Wenn wir Gottfried besuchen, muß es ein Sonntagvor-
mittag sein“, hatte da Edeltraut gesagt. „Er ist unter uns erd-
frohen Schwanenhofblüten wie die Lilie, von der Rückert sagt:

„Glänzende Lilie!
Die Blumen halten Gottesdienst im Garten.
Du bist der Priester der Familie.“

Und wirklich fanden sich die Geschwister am folgenden Sonntagvormittag in Gottfrieds Hain ein. Gottfried trat ihnen eichenlaubumkränzt entgegen, wie ein Priester der Germanen. Um Edeltrauts Meinung zu ehren, trug er eine Lilie in der Hand. Er bot den Geschwistern Gott zum Gruße und lud sie ein, sich auszuruhen und sich die Eichenkränze, die vor ihren Plätzen lagen, ins lockige Haar zu drücken. Dann entnahm er aus einem Gestrauch fünf blühende Lilienstäbe und reichte sie ihnen. Sie sollten für jeden gleichsam die Verkörperung des Gelöbnisses sein, ihr Herz mit Fleiß zu bewahren.

Hieran ordnete er sie und hieß sie vor ihm in die blumen geschmückte Kapelle zu ziehen. Und wie sie so dahinschritten, da schienen ihm die Geschwister so licht und schön, daß seine Phantasie ihnen nur die goldenen Flügel zu leihen brauchte, damit sie einer Engelschar glichen. Der Klang der Windorgel überm Kapellen dach schien sie zum Eintritt einzuladen. In der Kapelle setzten sich die frommen Gäste schweigend nach Stimmen, steckten die Blumenkerze in die dazu bestimmte Zwinge und schlugen das Gesangbuch auf. Gottfried nahm seinen Platz am Harmonium ein und bald erscholl ein vielstimmiger Choral, begleitet von orgelartigen Klängen, die Gottfrieds kundige Hand auf das Geheiß seiner gott geküßten Seele dem Harmonium entlockte. Es war als ob in der einsamen Kapelle auf der Höhe Engelchöre zum Himmel schallten und dort leise verklängen! Nachdem das andachtgetragene Lied in der Kapelle wie in den Herzen der Sänger verhallt war, erhoben sich die Geschwister, steckten die Lilien in die sechs hohen engen Blumengläser des Altares, nahmen die Kränze von ihren Häuptern hängten sie schön verteilt an den Kapellenwänden auf und blieben dann noch eine Weile bewundernd vor dem schönen Altarilde stehen und Gottfried sagte: „Findet Ihr nicht, daß man nicht leicht ein passenderes Bild für die Kapelle auf dem Hügel hätte wählen können als dieses und seine Unterschrift? Sagt dem Ein-

treten den die verklärte Gestalt Christi nicht gleichsam: Erhebe Deine Seele über den Staub der Erde in den Glanz des Himmels, wie ich mich erhob“ und: „Wo Gott ist, ist gut Hütten bauen!“

„Und wie schön sind die Gefühle der Anbetung, der Demut, der Bewunderung in den Gestalten der drei Jünger in Christi Nähe ausgedrückt und wie trefflich ist dargestellt, wie das Wunder auf die Menge wirkt, der es vergönnt war, es zu sehen,“ sagte Dankwart. Man weiß bei der Betrachtung dieser Menschengruppe nicht, was man mehr bewundern soll: die wundervolle Gruppierung oder die Mannigfaltigkeit und Schönheit der Stellung und Haltung, den schönen Faltenwurf der Gewänder oder den Zauber der Farbe, die Plastik der Figuren oder den sprechenden Ausdruck der Gesichter. Es ist wahrhaftig ein gottbegnadeter Künstler gewesen, dem es gelungen, ein so vollendetes Werk zu schaffen.“ „Alle Größe ist ein Geschenk des Herrn“, erwiderte Gottfried. Und doch gibt es Menschen, die das Weltall entgöttern und den Menschen entseelen möchten,“ sagte Burgi. „Aber mich soll kein falscher Wegweiser irre machen und wenn sie schockweise auf meinem Lebenswege stünden. Ich werde Gott nicht aus den Augen und nicht aus dem Herzen verlieren“, „Notburga“, sagte Gottfried feierlich, „dann bist Du in Wahrheit vor aller Not geborgen. Denn wisse:“

Wie dem ungeflügelten Gott der Erde
Ein geflügelter Wurm den schimmernden Flügel webt
(Wie es Gesetz ist daß)
Aus beschwingtem Wesen nur ein beschwingtes werde,
Wie am Himmelssfeuer die irdische Flamme
Uns hiernieden jedes Licht nur am Licht erlebet,
So gewiß ißt, daß dem Geist nur ein Geist entstamme.“

Mit diesen Worten wandte er sich, um die Kapelle zu verlassen.

Schweigend folgten ihm die Geschwister. Als sie wieder unter Gottfrieds rauschenden Eichen Laubbekränzt saßen, sagte er: „Lasset uns auch unseres Volkes gedenken, wie wir Gottes gedachten. Jeder sage ein Sprüchlein von unseres Volkes Art und Wert.“

Ich beginne, indem ich Schiller beschwöre: „Der Deutsche hat das kostlichste Gut in seiner Sprache, die alles ausdrückt: das Tieffste und das Flüchtigste, den Geist und die Seele, in einer Sprache, die voll Sinn ist. Unsere Sprache wird die Welt beherrschen.“

Dankwart sagte: „Der alte Perse lehrte sein Kind aus der ganzen Sitteulehre nichts als die Wahrhaftigkeit, so schön setzt sich die grammatische Ähnlichkeit seiner Sprache mit der unseren als moralische fort.“

Auch Ehrhart zitierte einen Ausspruch Jean Pauls: „Das deutsche Turnier war dem Lügner so gut versperrt als dem Mörder.“

„Am deutschen Wesen wird einmal noch die Welt genesen, las ich jüngst, doch weiß ich nicht, wer dies Werk geprägt hat“, gestand Burgi.

„Jedem wohlgesinnten Deutschen ist eine gewisse Portion poetischer Gabe zu wünschen, als das wahre Mittel seinen Zustand, welcher Art er auch sei, mit Wert und Unmut einigermaßen zu umkleiden“, sagte Edeltraut. „Kennt ihr dies Wort des Altmeisters Goethe?“

„Noch ein Wort von deutscher Art und zwar noch eines von Jean Paul“, sagte Hulda:

„Der Deutsche gibt dem festen, langsamem Schreiben den Preis vor dem leichten her- und wegrauschenden Sprechen, ungleich dem Süden ist er weniger ein redseliges als ein schreibseliges Volk.“

„Genug für heute“, sagte Gottfried. Nun lasst uns noch ein Lied zum Preise unseres Volkes anstimmen. Aber welches?“

„Ich rate: „Deutschlands Ehre“ von Walter von der Vogelweide,“ rief Dankwart.

„Angenommen“, sagten die Geschwister und bald erscholl der Hymnus auf das deutsche Wesen aus begeisterter Sänger Mund weihenvoll unter den Kronen deutscher Eichen hin.

Als das schöne Lied verklungen war, sagte der Gastgeber in bedauerndem Tone: „Als wir kürzlich in Burgi's lindenumschatteten Hüttelein lagen, kredenzte sie uns kostliche Gartenerdbeeren. Ehrhart setzte uns seine herrlichen Waldkirschen vor und Hulda hatte eine Schar kleiner Zaunkönige gebeten, uns ihre gefüllten Moosnestchen zu überlassen. Dankwart hat uns schon zur Weinlese auf Lugin-

Land geladen. Was aber soll ich armer Einsiedler euch bieten? Ich habe nichts als meine Himbeerbüsché. Wollt ihr euch zu diesen geben, so sollen ihre kühlen Früchte euch vom Herzen gegönnt sein."

„Natürlich gehen wir in die Himbeeren," sagten die Geschwister und stiegen unter Scherzen und Lachen den felsigen Abhang hinab zu einer halbkreisförmigen Bucht, die wie die Abhänge mit Himbeerbüschén bekleidet war. Auf den Wegen, die zwischen dem Gestrauch hinführten, zerstreuten sich die Geschwister zu fröhlicher Lese. Endlich fanden sie sich alle unten in der Felsenküche wieder zusammen und ließen sich an den Tischen, die unter hohen Fichten aufgeschlagen waren, zu kurzer Rast nieder, noch naschend an den Himbeersträuchern, die sie mitgenommen hatten und dabei muntere Worte wechselnd.

„Der Waldbroder" rief plötzlich Hulda. Alle verstummten und sahen auf. Da kam von einer Anhöhe zierlich die Stufen des Weges hinauf und hinab schreitend das zahme Rehlein des Schwanenhofes herabgewandelt. Hulda lockte es mit einem Büschel zarten Grases zu sich und liebkosete es und alle weideten sich an dem anmutigen Bilde. Und siehe, als die Geschwister auf sanft ansteigenden Schlangenwegen zum Schwanenhof zurückkehrten, blieb „Waldbrüderchen" ihnen traut gesellt.

Unterwegs sagte Edeltraut: „Bei allen wartet ihr oder habt wenigstens versprochen, zu ihnen zu kommen. Nur mir hat keiner seinen Besuch angesagt."

„Wir sind erst neulich bei dir gewesen, als du uns das schöne Lied vorsangst," sagte Hulda.

„Ach, das war ja nur zufällig und auf viel zu kurze Zeit," meinte Edeltrant. Da versprachen die Geschwister, auch ihr einen Abend zu widmen und wählten dazu den Johannisabend.

So kam es, daß sie am Sonnwendabend hinabstiegen zu Edeltrants ahornumrauschten Bronnen.

„Nun, ist unsere liebe Quellnymphe zufrieden?" fragten die Gäste, während sie sich traulich auf „Edeltrants Rast" niederließen. „Sehr," sagte Edeltrant herzlich und es wird euch nicht reuen, gekommen zu sein. Denn die Nacht wird zauberisch werden. Ist doch schon der Abend wundervoll.

„Aus allen Fenstern blitzen Abendglüten!
Vor der scheidenden Sonne goldenen Flüten
Schwebt gleich einem grauen Nebelstreif
Dort der Felsenkrone Bäckenreiß.
Der Goldglanz weicht gemach dem Feuerchein,
Als sollt's der Allmutter glühender Treuschwirr sein,
Sie wolle morgen leuchtend im Osten stehen
Und wieder liebend nach ihren Kindlein sehen.“

„Doch seht“, rief Hulda, „das himmlische Feuer ist vergommen, dafür aber leuchten auf allen Bergen irdische Feuer auf. Es grüßen die Kinder des Lichtes die scheidende Mutter, die nun (wenigstens im hohen Norden) nur mehr gleichsam verstohlen in erborgerter Gestalt für wenige Stunden in der Nacht erscheint, um ihrer Kindlein zu warten, für die Stiefmutter Nacht und Amme Erde so schlecht sorgen.“

„Auch meine Burgruine, die allzeit sonnengeküßte, grüßt mit Wehmut,“ sagte Dankwart. „Sieht sie in ihrem roten, grünen und fahlen Lichte heute nicht wie ein Feenschloß aus?“

„Wie schön sind all' die funkeln den Lichter, droben die silberschimmernden Sternbilder, die vielen glühenden Sternschnuppen da im Grase und das Heer der schweifenden Sterne dort im Baumdunkel!“ rief Hulda aus.

„Mir scheinen diese zauberischen Lichter gleichsam als viele, tröstende Grüße eines weltdurchdringenden Lichtgeistes, der die Liebe selbst ist“, sagte Gottfried sinnend.

„Reigende Sterne!“
sang Ehrhart.

„Wie Boten der Sehnsucht irrt ihr in Wald und Feld,
Mahet und flieht und verschwindet in dämmernder Ferne.“

Plötzlich zog durch die laue, rosenduftdurchhauchte Nacht der Klang eines Waldhornes, der von oben wie aus dem Himmel tönte.

„Der Vater“, sagten gerührt die Kinder und lauschten entzückt dem seelenvollen Spiel.

„Du mußt erwidern,“ sagte Gottfried zu Edeltraut und diese sang mit ihrer weichen in der Stille der Nacht weithin klingenden Stimme das Lied von der Nixe Loreley. Es paßte wunderbar zur Stimmung des Abends.

Die Lichter auf den Bergen waren erloschen, die schwebenden Sterne verschwunden, die Diamanten im Grase verdunkelt. Dafür war der Mond herausgestiegen und hatte mit seinem Silberlichte die Gegend in eine zauberische Helle getaucht und unten im Tale stiegen aus dem Flusse die weißen Nebel wunderbar.

Nachdem die Geschwister sich der Kühle und Stille, wie des Friedens dieser schönsten aller Nächte gefreut hatten und sich zum Heimgange rüsteten, bat sie Edeltraut, mit ihr den Abschiedstrunk zu nehmen und sie kredenzte ihnen im Brunnen gefühlten, herrlichen Johannisbeerwein, der auf dem Schwanenhofe selbst gemacht worden war. Und die Brüder und Schwestern lobten das wohlschmeckende Getränk, dankten Edeltraut und priesen sie; und alle lobten die Sonne, die durch das Medium des Mondes so lieblich leuchtete, und rührten den Schöpfer sp vieler Freuden oben im Sternenreich. Indes sie dann dem Schwanenhof zuschritten, sagte Edeltraut: „Wie doppelt erfreuend war mir dieser schöne Abend in eurer trauten Gesellschaft.“

Ich bin sonst im rauschenden Garten gerne allein,
Wenn auf Wänden und Begen liegt silberner Schein!
Wenn rings in der Runde der Menschen Lichter stehen,
Ueber den Himmel die schimmernden Bilder gehen,
Auf sich türmen die Wolken, die silberlichten,
Wie gotische Türme ragen die dunklen Fichten,
Auf lichtem Boden die schwarzen Astgitter liegen,
An helle Wände sich zarte Baumshäuten schmiegen,
Die Scheiben leuchten so himmlisch hell,
Der Nachtwind zieht durchs rauschende Buchenlaub schnell,
Der Wald dort trägt den Mond als silberne Kron,
Und den Nachtgruß vom Berge ruft einer Glocke Ton.

Aber eure liebe Nähe macht mir jeden Genuß holder. Eure Fröhlichkeit scheint mir so reizend wie euer sinnender Ernst und

all' eure Gedanken und Werke ergreifen mich und scheinen mir voll Größe, weil sie aus einem frommen, wahren, treuen Herzen kommen. O, ich kann es mir kaum denken, daß auch für uns Kinder des Schwanenhofes einmal Sonnenwende kommen wird. Ich glaube, ich werde vor Sehnsucht nach euch, nach dem Schwanenhof und nach meiner so unendlich glücklichen Jugendzeit vergehen."

„Liebe Edeltraut“, sagten die Geschwister, sie zärtlich tröstend. „Wo sind deine stolzen, schimmernden Luftschlösser, die du so gerne in die Nebel der Zukunft maltest?“

„Ach“, sagte Edeltraut. „Ich habe jetzt oft ein seltsam ahnungs-
volles Zukunftsgesicht. Ich will es euch sehen lassen:

Im Märchenwald der Jugend ich träumend stand,
Ein wonnig Märchen mir selber.
Ich sah vom Strand,
Weit und glänzend liegen der Zukunft Meer,
Aus dem Duft der Ferne schimmert ein Luftschloß her.
Durch die Wellen des Lebens trug mich das Schifflein Zeit,
Doch vom fernen Gestade sehnsvoll wieder breit
Ich die Arme nun nach dem goldenen Strand zurück,
Denn die Jugend allein, die Jugend nur war das Glück.“

Unbemerkt von den Geschwistern war der Vater zu ihnen getreten und hatte Edeltrauts Worte gehört.

„Kinder“, hatte er gesagt, „wenn einst die ganze Welt ein bewohnter Garten sein wird und jedes Haus ein Schwanenhof, in dem Gesundheit und Schönheit, Unschuld und Fleiß, Gottesfreude und Menschenliebe, Wahrheit und Treue, und der hohe Sinn für alles Große, Schöne und Gute wohnen, dann wird der Mensch auf der ganzen Erde zu Hause sein und sein Lebensfrühling wird niemals enden.“

„Traget das Eure dazu bei, damit die Erde wieder zum Paradiese werde.“

An diese Worte des Vaters erinnerte sich Edeltraut allezeit, wenn sie wieder im Schwanenhof weilte und stets schied sie mit dem erneuten Vorsatz, in ihrem Berufe das ihre redlich tun zu wollen, damit dieses Ziel erreicht werde.

Edeltrauts Zeichenunterricht.

Neben ihrem Großmutterchen im Parke des Schwanenhofes sitzend, zeichnete und malte Edeltraut noch manches Blumenstück und manche Tierstudie, manche kleine Landschaft und manchen Studientkopf. Und sie freute sich, wenn ihr ihre Arbeit gelang und sie war glücklich, sie ihrem Großmutterchen zeigen zu dürfen und stets dachte sie daran, wie sie ihren Schülerinnen dies Glück des Zeichnens nach der Natur verschaffen könnte.

Da Edeltraut in jener Zeit gerade Schülerinnen des zweiten Schuljahres zu unterweisen hatte, würde sie wohl den Versuch in ihrer Klasse nicht gewagt haben, hätte ihr nicht ein Erlebnis dazu Mut gemacht: — Als sie Lehramtszögling war, hatte ihr Direktor ihren Jahrgang in ein Taubstummeninstitut geführt, um den Schülerinnen einen Begriff von der Unterweisung solcher Unglücklicher zu geben. Unter den Kindern dieser Schule fand sich nun ein sechsjähriger Knirps, der alles, was man ihm vorhielt, auf das korreteste, mit den feinsten, geradesten und reinlichsten Linien nachzeichnete.

Das perspektivische Sehen muß also etwas so Schwieriges nicht sein, als es gewöhnlich hingestellt wird, dachte Edeltraut, konnte aber keine für den Massenunterricht passende Methode finden. Endlich entdeckte sie einen erfolgverheißenden Ausweg. Sie erschloß den Kindern das perspektivische Sehen durch das Luftzeichnen. Um ihren Kleinen im Schulzimmer in dieses Luftzeichnen einführen zu können, wählte sie das AuskunftsmitTEL, das der erste Schreiblehrer ergreift, um den Kindern das Nachbilden der Buchstabenformen zu erleichtern. Er schreibt die neue Buchstabenform vor und läßt sie in der Luft groß nachzeichnen, bevor sie auf der Schultafel dargestellt wird. Sie hieß die Schülerinnen den Linien der wirklichen Dinge in der Luft mit stets gestrecktem Arme nachfahren. Dadurch entsteht gleichsam auf einer Scheibe gefrorener Luft eine zwar unsichtbare aber nach Größe und Perspektive vollkommen richtige Zeichnung. Edeltraut sollte nach ihrem Lehrplane Lebensformen zeichnen lassen, die dem Anschauungsunterricht entnommen waren. Sie ließ nun den gewählten Gegenstand entweder selbst, oder wenn das gewählte

Ding nicht in *natura* zu beschaffen war, von den großen Tabellen für den Anschauungsunterricht zeichnen. Dadurch, daß diese Tabellen in bedeutender Entfernung vor den Augen der Kinder hingen, wirkten sie wie natürliche Landschaften, durch ein Fenster gesehen. Edeltraut ließ nun den von ihr bestimmten Gegenstand von allen Schülerinnen gemeinsam mit dem Finger in der Luft wiederholt nachzeichnen. Sie lehrte die Länge, Breite und Höhe des Modelles in der Luft mit dem Griffel messen und das Maß auf die Schiebertafel auftragen, und verlaugte nun zuweilen auch schon, daß die Kinder den Umriss des Gegenstandes allein anfertigten, der nun natürlich umso kleiner ausfiel, je weiter rückwärts eine Schülerin saß. Gewöhnlich aber zeichnete sie das Ding auf die Schultafel selbst vor, um ihre Schülerinnen all' die kleinen Kunststücke lehren zu können, die das kleine Nachbild genauer und gefälliger ausspielen ließen. Sie zeigte ihnen das Verwischen als eine Art Anlegen, das den Körper aus dem Hintergrunde hebt, oder als ein einfaches Mittel, den Schein der Körperlichkeit des Gegenstandes im Bilde zu erzeugen, endlich als Behelf, um einen ausfüllenden Untergrund für Haare, Federn, Gras und dergleichen zu schaffen. Sie lehrte sie den Kunstgriff des Herauslöschens, um den höchsten Punkt an einem Gegenstand oder die am stärksten beleuchtete Stelle herauszubringen, das Verwischen oder Verschärfen der Konturen, um Nähe oder Entfernung der Teile auszudrücken, das Herauslöschen von lichten Streifen oder Flecken, um Zwischenräume zu erzeugen und dergleichen mehr. Sie wurde nie müde, den Schülerinnen beständig all ihr Tun zu erklären und zu begründen. Später nahm sie wirkliche Dinge zum Vorbild und verfuhr mit ihnen wie mit den Bildern. Dann ermunterte sie die Schüler, nicht das Tafelbild nachzuzeichnen, sondern ihr eigenes Bild von dem Dinge, und sie freute sich, wenn ehrliche Schüler nur das zeichneten, was sie von ihrem Platze aus von dem Dinge sahen, so daß nicht nur jede Schülerin den Gegenstand in einer ihr eigenen Größe, sondern auch von einer andern Seite darstellte. Später ging Edeltraut über die Schulstube hinaus und zeichnete Dinge vor, die man durch das Fenster sah. Vorher hatte sie dieselben ans Fenster selbst von der Natur gepaust, um den Kindern

dieses hübsche und lehrreiche Vergnügen des Anzeichnens der Außenwelt am Fenster kennen zu lehren.

Sie forderte die Schülerinnen auf, wo sie säßen, stunden und gingen die Natur mit gestrecktem Arme in und durch die Luft zu zeichnen und womöglich an jedem Tag auch eine kleine Tafel- oder Papierzeichnung anzufertigen. Später gab Edeltraut jedem vorgezeichneten Gegenstande auch einen passenden Hintergrund, so daß stets ein kleines Bild entstand. Partien, die nicht vollendet werden konnten, wurden in Nebel gehüllt, so daß dennoch ein Ganzes entstand. Oft ließ sie den gezeichneten Gegenstand z. B. einen Baum auf der Tafel stehen, zeichnete den Gegenstand der nächsten Stunde dazu, z. B. einen Wagen auf der Straße und in der dritten Stunde einen Hausteil mit Tor, Schild und Krippe, so daß allmählich wieder ein ganzes Bild entstand. Wie freute sich Edeltraut, wenn ihr das Tafelbild und ihren Kindern die Miniatur, die alles wieder gab, gelang und sie hoffte, daß eine heute vergessene, menschliche Anlage, welche sich einst im Portraittieren und Sticken nach der Natur so häufig geäußert, nun wieder durch die Schule Gemeingut des Volkes werden könne. Die Kunst aber, die unter allen Wesen nur dem Menschen gegönnt ist, schien Edeltraut allezeit auch die menschenwürdigste Beschäftigung und jedes Tun zur von Gott inspirierten Kunst zu erhöhen, dächte ihr die irdische Aufgabe des Menschen und sein wahres Glück.

Die Schillerfeier.

Einst konnte Edeltraut ihr Kunstgeschick in den Dienst einer Erinnerungsfeier stellen. Es war an ihrer Schule angeordnet worden, den Todestag Schillers, der sich zum hundertstenmale jährte, auf würdige Weise zu begehen. Der Unterricht entfiel und an seiner Stelle hatte in den einzelnen Klassen eine passende Gedenkfeier zu treten. Edeltraut hatte sich ein schönes Bild Schillers verschafft und das Schulzimmer damit geziert. Das Bild war am Tage der Gedenkfeier mit einem Eichenkranz umwunden. Auf der Schultafel aber hatte Edeltraut den gleichen Eichenkranz gezeichnet und auf einem hineingewundenen Band die Worte geschrieben: „Dem unsterblichen Dichter Friedrich Schiller!“

Als die in Sonntagskleidern erschienenen, blumengeschmückten Schülerinnen ihre Plätze eingenommen hatten, ließ Edeltraut sie das Morgenlied von Schiller singen, dann sprach sie zu ihnen:

„Ihr wisst, der Mensch besteht aus Leib und Seele. Er muß seinen Leib pflegen, aber er soll auch seinen Geist nähren. Der Mensch lebt nicht vom Brot allein, sondern auch vom Worte, sagt schon die Bibel. Aber während die Kinder über die Schönheit der Erde leicht die Müh' und Not des Lebens vergessen, so vergessen die Erwachsenen über der Sorge für die Notdurft des Lebens nur zu leicht auf die Sorge für den Geist.

Bergebens sehen sie im nährenden Kornfelde auch den roten Mohn, die blaue Kornblume und die purpurfarbige Rade stehen.

Unverstanden von ihnen, erhebt sich die jubelnde Lerche aus der Ackerfurche in die Wolken.

Umsonst vollzieht sich alljährlich vor ihren Augen das alte Wunder, daß die im Staub kriechende Raupe sich endlich geflügelt, als ein schimmernder Schmetterling in die Lüfte schwingt.

Damit nun der Mensch nicht etwa über der Sorge um das Erdische endlich gar wieder auf vier Tierklauen niedersinke, erweckt Gott von Zeit zu Zeit große Männer, die uns menschenwürdig leben und voll Seelengröße sterben lehren.

Solche Männer waren die Propheten, Helden, Dichter, Künstler, Gelehrten und Redner.

Und diesen Lehrern der Menschheit hat Gott ein königliches Erbteil verheißen. Von ihnen heißt es in der Bibel: „Die Lehrer werden leuchten wie der Sonne Glanz und wie die Sterne, immer und ewiglich.“

„In solch allverklärendem Lichte aufgegangen, in dessen Glanz Unsterbliche gelangen,“ ist auch der große Mann, den man heute vor hundert Jahren als einen Fürsten des Geistes zu den Fürsten dieser Erde in die Gruft der Herzöge von Weimar hinabgesenkt hat: Unser Friedrich Schiller.

In seinen Gedichten, Dramen, Erzählungen, Briefen und Aufsätzen sind tausende der erhabensten Wahrheiten und Lehren ausgestreut. „Die Unschuld hat einen Freund im Himmel“, heißt es da zum Beispiel an einer Stelle. „Dem Mutigen hilft Gott“

steht an einem andern Orte. „Verbanden, werden auch die Schwachen mächtig“, ermahnt er uns. „Ein jeder zählt nur sicher auf sich selbst“, lässt er einen wackern Mann sagen. „Unbilliges exträgt kein edles Herz“, ruft eine seiner Frauengestalten aus. „Ein tiefer Sinn wohnt in den alten Bräuchen, man muß sie ehren“, lehrt er uns durch den Mund eines würdigen Greises. „Früh übt sich, was ein Meister werden will“, ruft der Dichter der Jugend zu. „Hoher Sinn liegt oft im kind'schen Spiel“ und „der Jugend glückliches Gefühl ergreift das Rechte leicht“, gibt er den Alten zu bedenken. „Gott ist überall, wo man das Recht verwaltet“, tröstet er die Guten. „Es lebt ein Gott zu strafen und zu rächen“, warnt er die Bösen.

Und wie Schillers Schriften voll schöner, wahrer Gedanken sind, so stellt dieser erleuchtete Dichter uns hunderte schöner Beispiele hin in den edlen Männern und Frauen, die durch seine Werke schreiten.

Das herrlichste Beispiel ist uns aber der seltene Dichter selbst, von dem seine Zeitgenossen sagten:

„Hinter ihm in wesenlosem Scheine
Liegt, was uns alle bändigt, das Gemeine.“

„Der Staub selbst, den er berührt, verwandelt sich in Gold“, sagte sein großer Freund Goethe von ihm.

Schiller selbst ist sichs bewußt, von Gott über Tausende erhoben worden zu sein.

Für diese höhere Menschenwürde sagt er ihm in einem wunderschönen Gedichte Dank. In diesem ruft er aus:

„Daz du mein Auge weckest zu diesem goldenen Lichte,
Daz mich dein Aether umfließet,
Daz ich zu deinem Aether hinauf einen Menschenblick richte,
Der ihn edler genießt,
Daz du einen unsterblichen Geist, der dich Götlicher denket
Und in die schlagende Brust,
Gütiger, mir des Schmerzes wohltätige Warnung geschenket,
Und die belohnende Lust,

Daß du des Geistes Gedanken, des Herzens Gefühle zu tönen,
Mir ein Saitenspiel gabst,
Kränze des Ruhmes und das buhlende Glück
Deinen stolzeren Söhnen, mir ein Saitenspiel gabst,
Daß dem trunkenen Sinn, von hoher Begeisterung beflügelt,
Schöner das Leben sich malt,
Schöner in der Dichtung Krystall die Wahrheit sich spiegelt,
Heller die dämmernde strahlt,
Großer Gott, dafür soll, bis die Parzen mich fordern,
Dieses Herzens Gefühl
Zarter Kindlichkeit voll in dankbarem Strahle lodern,
Soll aus dem goldenen Spiel
Uner schöpflich dein Preis erhabener Bildner fließen,
Soll dieser denkende Geist
An dein väterlich' Herz mit süßer Umarmung sich schließen,
Bis der Tod sie zerreißt."

Dieser erhabene Geist des herrlichen Dichters ist ein Erbteil seines Volkes. Schon die Römer preisen den hohen Sinn der alten Deutschen, der auch aus ihren blauen Augen strahlte. Deutsch ist Schillers ganze Art. Deutsch ist auch die Fähigkeit, überall den Kern, das Wesen der Dinge zu erkennen. Deutsch ist das Vermögen mit dem Schlüssel der Einbildungskraft und des Gedankens, jede dem Auge verschlossene Pforte zu erschließen. Schiller hat niemals das Meer, die Alpen, Wasserfälle, Strudel und Wirbel gesehen und wie trefflich weiß er sie zu schildern. Nie geschaute Tiere, längst vergangene Zeiten, ungekannte Menschen, weiß seine Feder uns mit unerreichter Wahrheit vor die Seele zu zaubern.

Eine Probe dieser Kunst gibt er uns in der Erzählung vom Taucher. Sie ist in Versen geschrieben. Ich will sie euch vortragen. Und Edeltraut erzählte diese poetische Dichtung, wie sie einst eine berühmte Schauspielerin in der Rolle der Sappho, das Lied: „Goldene Aphrodite“ hatte sprechen hören, so schlicht und natürlich, als wäre die Sprache der Poesie ihre tägliche Umgangssprache. Edeltrauts geistige Verseinfung in den Stoff, ihre Bescheidenheit, wie das Bestreben durch ihren Vortrag den Kindern das volle Verständnis

des Gedichtes zu erschließen, sowie ihre klangvolle Stimme sicherten ihrer Deklamation schon an und für sich eine große Wirkung. Diese aber wurde noch erhöht durch Edeltrauts schöne Aussprache. Seit die junge Lehrerin jene berühmte Schauspielerin wie Musik sprechen gehört hatte, war sie unablässig bemüht, ihre eigene Aussprache zu verbessern. Sie hatte sogar die einmal durch Bauchschäden des Schulhauses mitten im Winter verursachten Ferien dazu benutzt, um bei einer Schauspielerin der Hauptstadt Vortragsstunden zu nehmen. Und dank solcher Bemühungen übte sie endlich durch ihren Vortrag einen vielen Menschen unerklärlichen Zauber auf ihre Hörer aus.

Wie immer, waren auch diesmal die Kinder durch Edeltrauts Gabe zu erzählen, entzückt.

Nach einer Pause, während welcher die Kinder Zeit hatten, ihr seelisches Gleichgewicht wiederzufinden, sprach Edeltraut: Solcher schöner Erzählungen verdanken wir dem großen Dichter noch viele. Aber es gibt keine Dichtungsart, in welcher er nicht Herrliches geschaffen hat.

An seinen Rätseln habt ihr euch schon öfter ergötzt. Eines der schönen Lieder, die er in seine Schauspiele eingeschlochten hat, haben wir heute Morgen gesungen. Drei andere sollen euch durch den Mund eurer Mitschülerinnen bekannt werden. Hella wird euch das Lied vom Fischerknaben vorsprechen.

Und vor die Schülerinnen trat ein blondlockiges Mädchen mit blauen Schelmenaugen und begann mit lieblich einschmeichelnder Stimme ihre Rede mit anmutigen Gesten begleitend:

„Es lächelt der See, er lockt zum Bade. Der Knabe schließt ein, am grünen Gestade. Da hört er ein Klingen, wie Flöten so süß, wie Stimmen der Engel im Paradies. Und wie er erwacht in seeliger Lust, da spülen die Wasser ihm um die Brust und es ruft aus den Tiefen: Lieb Knabe bist mein! Ich locke den Schläfer, ich zieh' ihn herein.“

Als das Kind mit triumphierendem Rufe, wie die Seejungfrau selbst, geendet hatte, trat ein etwas größeres Mädchen mit dunklem Haar und dunklen Augen in dem ernsten Gesichtchen heraus und trug das Lied des Alpenjägers vor. Edeltraut hatte ihr das Gedicht auf die Schieferplatte geschrieben, mit all' jenen Wörtern, welche der Dichter

des Versmaßes wegen ausläßt, der Verstand des Lesers hineindenkt und die Kunst des Vortragenden aber heraushören lassen muß. So kam es, daß das Kind nun durch Worte, Pausen und Gesten zu erzählen schien:

„Hörst du? Es donnern die Höhen, es zittert der Steg!
Nicht graut dem Schützen dort oben (mehr) auf (seinem) schwindlichen Weg.

Sieh, er schreitet verwegen (selbst) auf Feldern von Eis —
Da pranget (niemals der)- (kein) Frühling, da grünet (nirgends ein) (kein) Reis.

Und unter den Füßen ein nebliges Meer (habend),
Erkennt er (selbst) die Städte der Menschen nicht mehr.
Durch den Riß nur der Wolken erblickt er die Welt,
(Erblickt er) tief unter den Wassern das grünende Feld.“

Nachdem das Kind mit großem Ernst gesprochen hatte und wieder zurückgetreten war, nahte ein drittes Mädchen mit frischen, roten Wangen und sonnigen Augen. Es hatte die braunen Zöpfe zum Kranze um das Köpfchen gewunden und begann mit heller, rufender Stimme:

„Ihr Matten, lebt wohl!
Ihr sonnigen Weiden!

Und bedauernd klang es:

Der Senne muß scheiden,
Der Sommer ist hin.

Und tröstend, verheißend nach dem wehmütigen Abschiede tönte es:

Wir fahren zu Berg, wir kommen wieder,
Wenn der Kuckuck ruft, wenn erwachen die Lieder,
Wenn mit Blumen die Erde sich kleidet neu,
Wenn die Brunnlein fließen im lieblichen Mai.

(Bis dahin aber)

„Ihr Matten lebt wohl!

„Ihr sonnigen Weiden,

„Der Senne muß scheiden, (denn)

„Der Sommer ist hin.“

Dank Edeltrauts Verstand und rechtem Sinn trug auch dieses Kind mit wenig Kunst sein Gedicht gut vor.

Edeltraut aber ergriff das Schlußwort und sprach:

Jedes dieser kleinen Gedichte ist gleichsam eine Perle, die uns der Dichter geschenkt hat. Heute ließ ich sie euch sehen. Wenn ihr größer werdet, könnt ihr selbst eindringen in die Schatzkammer Schiller'scher Dichtung. Voll Entzücken werdet ihr dann vor den Edelsteinen seiner Gedanken stehen und die kunstvolle Goldfassung derselben bewundern.

Und wenn ihr dann die Türe der Schatzkammer wieder hinter euch schließet, werdet ihr euch selber bereichert fühlen und der Goldglanz der Dichtung wird euer Leben erhellen, wie Sonnenschein.

Hundert Jahre heißt es, braucht's, bis ein neuer Gedanke aus den geistigen Höhen, in welchen große Männer stehen, hinab ins Volk bringt, das die Niederungen bewohnt. Hundert Jahre voraus reden große Männer mit uns.

Seht, hundert Jahre sind heute verstrichen, seit Schillers Gedanken in die Welt hinauszogen. Die Zeit ist gekommen, da sie im Volke Wurzel schlagen, da sie Blüte und Frucht bringen sollten. Und siehe da, an seinem 100. Todestage spricht man zu den Kindern des Volkes von dem großen Dichter, und die Volksschüler werden mit dem Bildnisse dieses edlen Lehrers der Menschheit beschenkt. Ich wollte, es wäre unter sein Bild ein bedeutsamer Spruch aus seinen Werken gebrocht worden.

Ich habe dies Versehen gut gemacht und euch als Mahnung, eurer Menschenwürde stets eingedenk zu sein, Schillers Worte an die Dichtkunst geschrieben.

„Was ich ohne Dich wäre, ich weiß es nicht,

Aber ich schaudere, seh ich, was ohne Dich Hundert und Tausende sind.“

Mit diesen Worten übergab Edeltraut den Kindern die ihnen von der Schule gespendeten, hübschen, kleinen Bildnisse des Dichters und schloß die Feier mit dem Wunsche: „Der teure Name Friedrich Schiller möge nicht ersterben auf den Lippen deutscher Kinder und sein Geist in allen Guten weiter leben.“ Bei diesen Worten steckte sie ihren Maiblumenstrauß als ein Liebesopfer in die Blumenschale unter des Dichters Bild und die abziehenden Schülerinnen streuten Blüten auf die Stufen des Altares, der hier dem Idealismus errichtet worden war.

XIII.

Edeltrauts Rechtschreibunterricht.

Weil Edeltraut sich so viele Mühe gegeben hatte, eine schöne Aussprache zu erwerben, drang sie auch bei ihren Schülerinnen unablässig darauf. Wußte sie doch, welch einen Vorteil diese Gabe eines feinfühligen Ohres beim Sprechen, Erzählen und Wiedergeben von Gedichten gewährt. Ist es doch, als ob dem Schönsprecher Gold aus dem Munde rollte, und als ob dem, der die Worte breit und häßlich ausspricht, Kröten herausprängen. Aber nicht nur im Sagen, auch im Singen brachte den Kindern die schöne Aussprache reichen Gewinn. Denn der Zauber der Melodie wird durch eine häßliche Aussprache zerstört und das schönste Lied durch sie lächerlich.

Der dritte Grund, warum Edeltraut auf eine schöne Aussprache hielte, war der ungeheure Nutzen, den diese Errungenschaft eines feinen, schönheitsfrohen Geistes für die Rechtschreibung hat, für die Rechtschreibung, diesem Schmerzenkind der Volksschule, diesem Hindernis der Stilübungen im Massenunterrichte. Edeltraut wußte, daß die Kunst, seine Gedanken richtig aufzuschreiben, vor allem auf der Fähigkeit ruht, sich dieselben richtig, wenigstens im Gedanken vorzusprechen und diese Aussprache zu belauschen. Sie wußte, daß ein gutes musikalisches Gehör hierbei von großem Vorteil ist und daß Kinder mit schlechtem, musikalischem Gehör auch immer schlechte Rechtschreiber sind.

Sie wußte endlich, daß Kinder, die viel lesen, von selbst rechtschreiben lernen, weil dieselben Vorbilder während des Leseens oft vor den Augen vorbeigleiten.

Aber sie wußte auch, daß es noch besser sei, die Gründe für die Rechtschreibung zu kennen, namentlich die Abstammung der Wörter und daß der zur rechten Zeit gebotene Grund für die Rechtschreibung eines Wortes für immer allem Schwanken bei seiner Schreibung ein Ende macht.

Darauf hante Edeltraut ihren Rechtschreibunterricht. Die Kunst, seine eigene Sprache zu behauschen, wurde durch Kopfslesen und Kopfbuchstabieren, wie durch Taktenschreiben und endlich durch Ausschreiben aus dem Gedächtnisse erlernt.

Die schöne, richtige Aussprache förderte Edeltraut durch häufiges Vortragen poetischer Zugaben zu den Unterrichtsgegenständen. Das musikalische Gehör übte sie durch tägliches Singen. Es gab kein Gedicht des Lesebuches, das nicht gesungen wurde. War keine Melodie dazu da, legte sie selbst eine dem ernsten oder heiteren Charakter des Gedichtes angemessene fremde unter. Außerdem wurden alle schönen Lieder des Liederbuches gesungen. Um nicht etwa zwar viele Lieder aber keines ordentlich einzuüben, griff sie zu dem Ausweg, dieselbe Melodie mehreren Gedichten unterzulegen.

Gelesen wurde jeden Tag, heute ein Lestestück, morgen der Stoff für die Rechtschreibübung, übermorgen ein als Zugabe eingeschobener Liedertext oder das zum grammatischen Bergliedern bestimmte Sprachstück. Gewöhnlich schrieb Edeltraut diese Lestestoffe in Lateinschrift auf die Tafel, während die Schüler sie in Currentschrift abschrieben. Aufangs ließ Edeltraut dann die Schülertafeln einräumen und reihenweise von der Schultafel lesen. Jede Schülerin las nur ein Wort. Aber nur die vermochte es, die lesend geschrieben hatte. Waren Sätze aufgeschrieben, so ließ Edeltraut auch im Chore lesen. Hier hatte sie häufig mit dem Schulton zu kämpfen. Sie erkannte, daß dieser Schulton nur der Gedankenlosigkeit entspringt und daher nur durch Verhüttung derselben beseitigt werden kann. Der denkende Sprecher betont nämlich die bedeutungsvollen Wörter und Silben und spricht sie dabei langsamer, über alle Formwörter und Nebensilben aber gleitet er rascher und stiller hinweg. Edeltraut klopste also beim Chorlesen von der Schultafel schnell auf diese bedeutungsvollen Wörter und zwang so die Schülerinnen, die Nebenwörter schneller und stiller zu lesen und siehe dadurch wurden

die Kinder der gedankenlosen Trägheit entrissen, und der Leierton wich dem verständigen Lesen, Deklamieren oder Singen.

Die Kinder zum Lesen anzueifern, las Edeltraut jährlich wenigstens eine, oft auch zwei oder drei längere Erzählungen vor. Meist wählte sie dazu Heinrich von Eichenfels von Christof Schmidt, um den Sinn für die Schönheiten und Wunder der Natur zu wecken, die Ostereier, von demselben Verfasser, um das Interesse und die Liebe zu den Tieren zu fördern und endlich Robinson von Campe, um den Kindern die Geschichte der menschlichen Erfindungen in den Schicksalen eines auf sich allein und Gott angewiesenen, unerfahrenen jungen Menschen vorzuführen und so das Interesse für Geschichte und Erdkunde in ihnen anzubahnnen. Ueberdies schenkte Edeltraut ihren Schülerinnen alljährlich ein-, oft auch zweimal, gute, aber billige Bücher, um ihnen eine Freude zu machen, um ihnen ein gutes Lesebuch zu bieten, darin sie ohne Zwang denkend lesen konnten und um ihnen für Geist und Herz, für Schule und Haus einen Freund und Lehrer zu verschaffen. Konnte Edeltraut sich nicht mit Recht für eine getreue Arbeiterin im Weingarten des Herrn halten?

Um den Rechtschreibunterricht zu fördern, verband ihn Edeltraut ferner mit dem Schönschreibunterricht, d. h., sie wählte die zum Schönschreiben bestimmten Wörter zwar in Hinsicht der Form nach der im Schönschreibunterricht üblichen, entwickelnden Folge; aber unter den ihr für eine Form zu Gebote stehenden Wörtern, wählte sie solche, deren wiederholtes Schreiben die Rechtschreibung förderte. Sie ließ auch diese Wörter nur eine Zeile lang wiederholen, so wie sie jede Buchstabenform in der zweiten Klasse nur drei Zeilen hindurch schreiben ließ. Die Kinder ihrer Klasse schrieben nur vier Schönschreibhefte im Jahre. Das erste Heft enthielt die Kleinbuchstaben und die Wörter, in denen diese Lautzeichen angewandt waren. Das zweite Heft brachte die Großbuchstaben und deren Anwendung. Beide Hefte wurden von der Tafelvorschrift Edeltrauts gemeinsam im Takte abgeschrieben.

Das dritte Heft brachte Wörter mit Großbuchstaben; jede Seite wies Beispiele aus einem andern Kapitel der Rechtschreibung

auf: z. B. eine Seite: Wörter mit Zwielauten, die andere: Wörter mit Umlauten usw. Dazu wählte Edeltraut überdies womöglich ähnlich lautende oder von einander abstammende Wörter. In diesem Heft wurde jedes Wort nur einmal geschrieben. Es wurde, nach dem seine Schreibung durch Abschreiben von der Schultafel auf die Schiebertafel durch Lesen und Besprechen eingeprägt worden war, im Heft nicht mehr nach der Vorschrift, sondern frei aber noch gemeinsam im Takte geschrieben. Um den Kindern die Wörter, die sie so schreiben mußten, lieb zu machen, kleidete Edeltraut dieselben vor dem Aufschreiben oder nachher in Rätsel oder sagte Verse, Sprüche und Sprichwörter, in denen sie vorkamen. Wenn sie dieselben takt-schreiben ließ, sagte sie diese Wörter mit Hilfe solcher Sätze an, oder fragte in Form von Rätseln nach ihnen aber wieder mit neuen, anderen, um ja keine Langweile aufzutreten zu lassen und die Kinder stets geistig rege zu erhalten. Sie hatte bemerkt, daß Schrift und Zeichnung, ja selbst der Gang des Menschen von der Regsamkeit des Geistes gefördert wird, und nichts in Dummheit und Stumpfheit gedeiht.

Edeltraut brauchte für ihren Schreibunterricht natürlich hunderte von Rätselfragen, Scherzrätsel oder kleiner Rätselgedichte und dazu sehr häufig zu Wörtern, die Abstrakta waren. Fand sie in ihren Büchern keine passenden, so machte sie selbst welche. So bildete sie eines einem altdutschen Rätsel von der Kuh nach, das lautete:

„Vier gängen,
Zwei hängen,
Zwei drohen,
Zwei lohen,
Zwei wachen,
Zwei machen,
Bim bam,
Über eins
Muß du lachen!“

Weil das Bild von der Ziege noch im Schulzimmer hing, wars so schwierig nicht, das Rätsel zu deuten.

„Wer kennt das Kindlein auf den Wiesen,
Das dort im März vom Schlaf erwacht?
Es haucht den Atem hin, den süßen,
Und ruft: „Aus ist des Winters Nacht!“
fragte Edeltraut ein anderesmal und die poetische Form und der
Kinder Liebe zu den Blumen erleichterte die Lösung des Rätsels.

„Auf einem Bein
Das Männlein klein,
Im Walde steht's!
Im großen Hut,
Deckt's sich so gut,
Man übergeht's!“

sagte sie ein andermal. Und da die neun Wörter für die Schönschreibstunde schon vorgeschrrieben auf der Tafel standen, errieten die Kinder auch dieses Rätsel leicht.

Als die Schreibung des z wiederholt werden sollte, fand Edeltraut für das gewählte Wort wieder einmal kein Rätsel.
So sagte sie: „Ratest, wer kann von sich sagen?

Ich wohne tief im Walde allein,
Und koche Salben, Tränke und Düfte,
Ich salbe und reite im Mondenschein,
Durch den Schornstein trägt mich mein Pferd in die Lüfte.“

Als die Kinder schwiegen, sprach sie: „Denket an Hänsel und Gretel!“ Und nun war der Bann gebrochen und viele kleine Hände streckten sich in die Höhe mit der Bitte, sagen zu dürfen: „Das sagt die Hexe.“

„Welchen Namen nennen die jungen Späzen eitel, lautete eine Scherfrage und da die Kinder ein Spielschullied wußten mit dem Refrain: Philipp, Tschipp, Tschipp, so blieb auch diesmal die Antwort nicht lange aus.

„Das eine klingt in des Spielmanns Hand,
Das andre rauscht um die Frauen als Gewand,“

sagte Edeltraut, als die Wörterpaare mit Zwielauten aufgeschrieben und dann abgelesen worden waren. Wohl wählten einige Schülerinnen gedankenlos irgend ein Wortpaar aus, die klügeren aber fanden bald die richtige Antwort: „Die Saite klingt in des Spielmanns Hand. Die Seide rauscht um die Frauen als Gewand.“

„Wie ist der Wald zu des Herbstes Zeit?“ fragte Edeltraut ein anderesmal.

„Bunt“, sagten die Schülerinnen.

„Mennet einen Kletterer im Federkleid!“ verlangte Edeltraut dann.

„Specht“, erhielt sie zur Antwort.

„Was ist das Ganze?“

„Mein erstes ist der Wald zu des Herbstes Zeit,
Mein zweites ist ein Kletterer im Federkleid.“

Und die Kinder fügten zusammen „Bunt—specht,“ eines der Wörter, die Edeltraut als Beispiel für die Silbentrennung zusammengesetzter Wörter zum Abschreiben gewählt hatte.

Edeltrauts Rätsel umschrieben den Begriff stets so eng, daß kein anderer mehr in seinem Merkmalkreis Raum hatte. Aber ihnen fehlte die Kürze, Lebendigkeit und Einfachheit der Volksrätsel und die poetische Anschaulichkeit des Kunsträtsels. Deshalb behielt Edeltraut das von ihr verfaßte Rätsel meist nur so lange bei, bis sie ein besseres fand.

So hatte sie den Kindern lange folgendes Rätselmärchen erzählt:

„In einem hohlen Berg aus weißem Kalkstein
Soll ein klarer, kühler See beschlossen sein.

Im See, da schwimmet eine Kugel, die ist aus purem Gold.

(Wär's nur wahr, wer hätte sich die nicht längst geholt.)

Wer sie will haben, der muß brechen den weißen Stein

Und die Wasser lassen sinken im tiefen Kessel drein.

Dann wird die Kugel von rotem Gold wohl endlich sein.

Doch muß er sich sputen, will er die rechte Zeit nicht versäumen.

Wenn Sommerhitze brütet über den Felsenräumen,

Dann versiegt der See, dann pläzt die Kugel von Gold ;
Heraus dann schlüpft ein Vögelchen, das ist wunderhold,
Den weißen Berg zerbrichts mit zartem Schnäbellein
Und fliegt davon. Ade, mein goldenes Kügelein!"

Als sie aber das Rätsel las:

„Weißes und Gelbes ist inwendig ;
Was herauskommt, ist lebendig,"

da zog sie diese naive Form ihrer langatmigen vor.

Das vierte Heft stand ganz im Dienste der Sprachlehre. Es enthielt Sätze, die mit Rücksicht auf den grammatischen Lehrstoff der Klasse gewählt, auf dieselbe Art eingeprägt und in das Heft eingetragen worden waren, wie die für das dritte Heft bestimmten Wörter. Nur ließ Edeltraut diese Sätze in der Sprachlehrstunde früher noch zergliedern und dabei den erklärten Stoff üben und wiederholen, jedesmal auf einen andern Teil der Sprachlehre das Schwergewicht legend und das Zergliedern jedesmal auf eine andere Art betreibend.

Das ganze Jahr hindurch aber ließ Edeltraut auch Normalsätze, Sprichwörter, Sprüche, Bierzeiler, kleinere Gedichte, besonders Liederstücke nach vorhergegangener orthographischer Behandlung auf der Schiebertafel aus dem Gedächtnis niederschreiben.

Am leichtesten merkten sich die Kinder die Texte bekannter Volkslieder. Auch waren diese offenbar den Kindern deshalb lieber, weil sie dem inneren Auge schöne Bilder vorhielten, während die Hand sich schreibend mit ihnen beschäftigen mußte.

Natürlich wählte Edeltraut nur Liederstücke, die besprochen, memoriert und gesungen worden waren, so daß die trockene Rechtschreibübung erst dann folgte, nachdem das Gemüt, der Verstand und das Ohr sich an der Dichtung und dem Wohlklang der angepaschten Melodie gelabt hatte.

So ließ Edeltraut einst das kleine Frühlingslied von Holty aufführen.

Sie hatte den Kindern vorher über die Entstehung des Liedes folgendes erzählt:

„Einem Dichter war es geschehen, daß er über seinen Arbeiten der Jahreszeit und des Wetters vergessen hatte. Unbemerkt von ihm war der Frühling ins Land gezogen. Als eine größere Arbeit zur Vollendung gediehen war, beschloß der Künstler, sich einen Ruhetag zu gönnen. Er zog also aus seinem Bergstädtchen in dem Engtal mit den hohen, steilen Wänden fort auf eine freie Höhe. Als er aus dem winterlich dunklen und schattigen Nadelwald auf die Bergwiese trat, und endlich über all' die Berge weit hinaus in das Land sah, war er froh erstaunt. Mit Entzücken sah er den klaren, blauen Himmel über sich und das weite, frühlingsgrüne Tal zu seinen Füßen.

„Die Luft ist wieder blau und das Tal ist grün geworden und ich habe es nicht gemerkt,“ ruft er aus. Und als er sich an dem herrlichen Anblicke ergötzt hat, steigt er den sonnigen Abhang hinab ins erwachende Tal. Am Rande eines frischbelaubten Waldes hinschreitend, sieht er da die duftenden Maienglocken blühen und in der Bergwiese den hohen wohlriechenden Himmelschlüssel stecken. Und je weiter er niedersteigt, je bunter, blumereicher werden die Wiesen. Endlich kommt er zu einem Bauernhause, das von einem ganzen Kranze von Obstbäumen umgeben ist, deren weit ausgreifende Arme mit tausenden von kleinen Rosen beladen sind. Solch ein blühender Obstbaum erscheint dem Dichter als die herrlichste Gabe des Frühlings. Gerührt bewundert er die Blütenpracht und gedenkt dankbaren Herzens Gottes, dessen Finger den Baum so wunderbar geschmückt hat. „Es ist wirklich eine Sünde, in der dumpfen Stube zu bleiben, während sich im Freien solche Wunder ereignen,“ ruft er aus: „Ich will es allen meinen Freunden in dem frostigen Städtchen erzählen, wie schön es draußen im offenen Lande ist, damit jeder, der Freude an der Natur hat, froh werde wie ich.“ Und er schrieb ein kleines Frühlingslied, mit dem er seine Freunde zu einer Maifahrt einlud. Dies Lied aber erzählte:

„Die Luft ist blau, das Tal ist grün,
Die kleinen Maienglocken blühen,

Und Schlüsselblumen drunter.
Der Wiesengrund
Ist schon so bunt
Und malt sich täglich bunter.
Drun komme, wem der Mai gefällt,
Und schane froh die schöne Welt
Und Gottes Vatergüte,
Die solche Pracht
Hervorgebracht,
Den Baum und seine Blüte."

Um das Lied dem Gedächtnisse einzuerleben, fragte Edeltraut dann die Kinder:

„Was teilte der Dichter seinen Freunden mit? Wie hat sich die Luft wieder verändert?“

„Die Luft ist blau“, antworteten ihr die Kinder im Chore.

„Wie merkt man es dem Tale an, daß es wieder Frühling ist?“

„Das Tal ist grün“, gab die Klasse zur Antwort.

„Welche Frühlingsblumen stehen wieder am Waldesrande?“

„Die kleinen Maienglocken blühen,“ sprach der Chor.

„Und was für Wiesenblumen blühen mitten unter ihnen?“

„Und Schlüsselblumen (blühen) drunter,“ entgegneten die Gefragten.

„Was für Aussehen hat der Wiesengrund des Tales, weil schon so viele Blumen drinnen stehen?“ forschte Edeltraut weiter.

„Der Wiesengrund ist schon so bunt,“ tönte es ihr entgegen.

„Und wie wird er sich noch mit jedem Tage verändern?“

„Er malt sich täglich bunter,“ lautete die Antwort.

„Wer lädet der Dichter darum ein, an dem Maiausfluge teilzunehmen?“

„Drun komme, wem der Mai gefällt,“ zitierten die Kinder.

„Welches Vergnügen soll sich solch ein Naturfreund machen?“

„Er schane froh die schöne Welt,“ lasen oder rezitierten die Schülerinnen.

„Was soll ihr geistiges Auge schauen oder erkennen?“

„Gottes Vatergüte!“ riefen verständige Mädchen, indes die übrigen schwiegen.

„Woran sollen sie Gottes Vatergüte erkennen?“

„Daran, daß er solche Pracht hervorgebracht,“ half Edeltraut aus, als die Schülerinnen nicht sogleich wußten, wie sie die Antwort formulieren sollten.

„Welche Pracht schien dem Dichter jetzt die größte, die Gott hervorgebracht?“

„Der Baum und seine Blüte,“ erscholl es mit den Schlußworten des Gedichtes.

Das zweitemal fragte Edeltraut kürzer:

„Wie merkt man, daß es wieder Frühling ist? Wie erkennt man es:“

„1. an der Luft?“ — „2. an dem Tale?“ — „3. an den Blumen?“ — „4. an der Wiese?“ —

„Wer soll ins Freie kommen?“ — „Warum?“ — „Was soll er noch schauen oder erkennen?“ — „Was hat Gottes Güte gewirkt?“ — „Was für Pracht z. B.?“

Das drittemal gab die Lehrerin nur Erinnerungsworte:

„Wie merkt man, daß es wieder Frühling ist?“ — „Luft!“ — „Tal!“ — „Blumen!“ — „Wiesengrund!“ — „Einladung!“ — „Wozu?“ — „Was noch?“ — „Worin zeigt sie sich?“ — „Welche z. B.?“

Das viertemal sagte sie nur:

„Beschreibt die Gegend zur Frühlingszeit!“ — „Ladet zum dankbaren Genusse dieser Herrlichkeit ein!“

Das fünftemal endlich befahl sie einfach: „Saget das Frühlingslied von Holty auf.“

So verhütete Edeltraut das mechanische Memorieren und beschleunigte das Merken des Gedichtes, indem sie die Kinder zum Denken und Bedenken anhielt. Sie machte die Kinder aber auch auf alles aufmerksam, was sonst das Gedächtnis unterstützt: z. B. auf den Reim und auf die Reimstellung u. s. w. Sie zerlegte schwierigere Satzkonstruktionen und fragte sie grammatisch zergliedernd ab.

War das Gedicht endlich dem Sinn erschlossen und floß es leicht vom Munde, so wurde es gesungen.

Edeltraut sang es den Kindern zuerst vor.

Sie verschmähte dabei die das innere Schauen unterstützende Geste nicht; sie drückte das Entzücken des Beschauers, die Liebe zu den holden, wiedererwachten Frühlingskindern, den Jubel der vom Winterharm erlösten Seele, wie die Dankbarkeit gegen Gott und die Bewunderung seiner Werke in Ton und Miene aus, hielt dem Sinne gemäß den Fluß des Liedes zurück oder beschleunigte ihn, tat mit einem Wort alles, was Hingabe an ein Kunstwerk tut, und der Wunsch, auch andere zur Versenkung in seine Schönheit zu bewegen.

Dann forderte sie Kinder nach dem Grade der Güte ihres Gehöres auf, mit ihr zu singen, die Töne ja zart und leicht zu nehmen und fallen zu lassen. Edeltraut ließ ein Lied nie so lange singen, bis es auch die Kinder von schlechtem Geschmacke und Gehör vollständig wußten, denn dann war es mit der Schönheit des Chorgesanges in den unteren Klassen vorbei. Das wär auch die Ursache, warum sie lieber mehrere Texte nach derselben Melodie singen ließ, statt eines so lange, bis alle die Melodie wußten. Es brachte dies auch eine gewisse Freidigkeit in den Gesangsunterricht, weil die Kinder die neuen Lieder dann leicht lernten, ohne zu wissen, warum und endlich doch alle die Melodie kannten, ohne sie leiern zu können, weil die Notwendigkeit, den Text richtig darauf zu verteilen, sie daran hinderte.

Erst als die Freude an dem Liede verblüht war, wie die Jahreszeit, der es galt, erst als neue Lieder es mehr und mehr aus dem Gedächtnisse verdrängt hatten, holte Edeltraut es wieder hervor, um es zu einer Aufschreibübung zu benützen und daran die Aussprache der Kinder zu verbessern. Zu letzterem Zwecke ließ Edeltraut gerne Schülerinnen aus Deutschland, deren sie häufig eine oder die andere aus Arbeiterkreisen besaß, vortreten und das Gedicht auffagen, um den Wert einer schönen Aussprache an einem Beispiele aus der Kindergemeinschaft selbst zu zeigen. Sie verfehlte auch nicht, auf die Verschiedenheit der Aussprache dieser Schülerin von der landläufigen Aussprache hinzuweisen und die Ursachen dieser Verschiedenheit klarzulegen. Sie konnte dann hoffen, daß die

Kinder mit größerem Eifer an den Vorbereitungen zu den Aufschreib-
übungen teilnahmen.

„Sagt das Gedicht nun alle zusammen einmal langsam auf,“
begann sie diese Vorbereitungen, „und achtet darauf, was für Per-
sonen-, Tier- und Sachnamen darinnen vorkommen!“

Und als die Kinder vollendet hatten, forderte Edeltraut sie
auf, die gefundenen Namen der Dinge zu sagen.

Und sie erfuhr, daß Gott (der als ein Geist eigentlich ein
Abstrakta ist) ein Personename sei, was mit Rücksicht auf die
Bibel als richtig befunden wurde.

Weiters hörte sie, daß Lust, Tal, Maienglocken, Schlüssel-
blumen, Wiesenrund, Welt, Baum und Blüte Sachnamen seien,
weil diese Dinge gar kein oder nur ein niederes Leben hätten.

Ferner wurde ihr mitgeteilt, daß Mai, Pracht und Vatergüte
Namen von Gedankendingen wären, weil diese Dinge nicht aus Stoff
bestünden, die Menschen sich aber Bilder von ihnen machten, zum
Beispiel vom Mai, von dem es im Rätsel heißt:

„Ein herziges Büblein, so freundlich und mild
Versammelt die Kinder im Blumengefild.“

Auf Edeltrauts Frage, worauf man im Deutschen bei der
Schreibung von Dingnamen denken müsse, sagten die Kinder, daß
im Deutschen die Dingnamen groß geschrieben würden.

„Aus welchem Grunde?“ fragte Edeltrant.

„Weil es die wichtigsten Wörter jeder Sprache sind,“ ant-
worteten ihr die Kinder.

„Warum schreiben gerade die Deutschen die Dingnamen groß,
andere Völker nicht?“ setzte Edeltrant das Examen fort.

„Weil sie die Gewohnheit haben, immer die Hauptfachen her-
vorzuheben,“ erhielt sie Auskunft.

Welchen Namen die Dingnamen, daher bei den Deutschen
hätten? wollte Edeltrant wissen.

„Sie heißen Hauptwörter“, sagten die Kinder.

„Welche der Hauptwörter des Frühlingsliedes sind aus zwei
Hauptwörtern zusammengesetzt,“ fragte Edeltrant weiter.

„Frühlingslied, Maienglocken, Schlüsselblumen, Wiesengrund, Vatergüte.“

„Was für Blumen nennt man Maienglocken?“

„Die schönsten und duftendsten Blumenglöckchen, welche im Mai aus der Erde sprühen“, lockte Edeltraut aus den Kindern.

„Aus welchen Wörtern besteht das Wort Maienglocken also?“

„Aus Maien und aus Glocken,“ gab man an.

Was für Blumen Schlüsselblumen hießen, begehrte Edeltraut dann zu wissen.

Solche, welche die Form eines hohlen Schlüssels hätten, wurde ihr geantwortet.

Aus welchem Metall man sich diese Schlüssel denken müsse?

„Aus Gold“ antworteten die Kinder heiter.

Was sie denn aussperren? fragte Edeltraut.

„Den Himmel“, sagten die Kleinen.

Wie er daher auch heiße, dieser goldene Schlüssel?

„Himmelschlüssel“, wußten die Blumenfreundinnen.

Wann der Himmel gleichsam zugesperrt sei, so daß wir nicht hineinschauen könnten, fragte Edeltraut.

„Im Winter“.

„Womit ist die Himmelsöffnung da gleichsam bedeckt?“

„Mit einer Wolkentüre, die im Lenz der Himmelschlüssel öffnet,“ sagten die Kinder.

„Woraus besteht also das Wort Schlüsselblume?“

„Aus den Wörtern Schlüssel und Blume.“

„Was für ein Grund ist ein Wiesengrund?“ fragte Edeltraut hierauf, und als sie keine Antwort erhielt, sagte sie: „Ein Tal ist eine Vertiefung zwischen Bergen. Die Berge bilden die Wände, der Boden zwischen ihnen aber bildet den Grund des Tales. Ist er mit Wiesen überzogen, so heißt er Wiesentalgrund, oder kürzer und besser: Wiesengrund. Aus welchen Teilen besteht demnach das zusammengesetzte Wort Wiesengrund?“

„Aus den Hauptwörtern: Wiesen und Grund.“

„Kürzer!“

„Aus: Wiesen und Grund.“

„Erkläret das Wort Vatergüte!“ forderte Edeltraut nun.

„Vatergüte ist die Güte eines Vaters.“

Welcher Vater gemeint sei? —

„Der himmlische.“

Nun drehte Edeltraut die Schultafel um, so daß die Kinder das dort aufgeschriebene Gedicht sehen konnten und forderte sie auf, gemeinsam die Hauptwörter der Reihe nach herauszusuchen.

Als es geschehen war, fragte Edeltraut: „Warum ist es leichter die Hauptwörter aus dem geschriebenen Gedicht herauszufinden, als aus dem gesprochenen?“

„Weil man sie dort ja schon an der Großschreibung erkennt.“

„Warum könnet ihr da aber auch Geschlechtswörter, Bindewörter und andere als Hauptwörter angeben, wenn ihr gedankenlos wäret?“

„Weil auch die Wörter am Anfange eines Satzes oder einer Verszeile groß geschrieben werden.“

„Leset die Wörter, die am Anfange der Verszeilen stehen!“
Es geschah.

„Leset sie nochmals langsam und laut, die darauffolgenden Wörter der Verszeile aber leise und eilend!“ verlangte Edeltraut.

Auch dieser Befehl wurde vollzogen.

„Wie viele Wörter, die keine Hauptwörter sind, müssen also in diesem Gedicht groß geschrieben werden?“

„Zwölf.“

„Warum zwölf?“

„Weil das Gedicht zwölf Verszeilen hat.“

„Wie viele kommen auf jede Strophe?“

„Sechs.“

Edeltraut nummerierte die Zeilen.

„Leset nun die Endreime!“ befahl sie.

Und die Kinder lasen herunter: „Grün, blüh'n, drunter, bunt, Wiesengrund, bunter. — Gefällt, Welt, Vatergüte, Pracht, hervorgebracht, Blüte.“

„Leset die Reimpaare!“ fuhr Edeltraut fort.

Nachdem sie gefunden worden waren, verlangte Edeltraut zu wissen, welche der Zeilen sich reimen.

Die Kinder fanden: die erste und zweite, die dritte und sechste, und die vierte und fünfte.

„Leset das erste Reimpaar!“ forderte Edeltraut wieder.

„Grün und blühn“, antwortete man ihr.

„Welchen Anlaut haben diese Wörter?“

„Ihr Anlaut ist der Umlaut ü.“

„Wie wird er in diesen Wörtern gesprochen, wenn man auf die gehörige Schnelligkeit achtet?“

„Lang“.

„Welcher Umstand hat euch dies verraten?“

„Es folgt nur ein Mittlaut darauf.“

„Welcher?“

Der Mittlaut n.

„Warum hat das Wort „blüh'n“ noch überdies das Dehnungszeichen „h“?“

„Weil ein „e“ darnach gehört.“

„Wer hat euch das gesagt?“

Das Weglassungszeichen nach dem h.

„Welchen Anlaut haben diese Wörter?“

„Das erste hat den zusammengesetzten Anlaut „gr“, das zweite „bl“.“

„Welche Reimpaare haben noch den Umlaut ü?“

„Vatergüte und Blüte“.

„Warum schreibt man Güte mit dem Umlaut ü?“

„Weil es von gut herstammt“, sagte eine Schülerin.

„Ja“, sagte Edeltraut. „Güte ist die Gewohnheit gut zu sein.“

„Blüte aber stammt von dem alten einst für Blüte gebrauchten Worte Bluß.“

„Welche Wörter mit dem Umlaut ü enthält das Gedicht noch?“

„Schlüsselblumen und Frühlingslied,“ fand man.

„Warum schreibt man Schlüssel mit dem Umlaut ü?“

„Weil es von Schluß herkommt“, antwortete ein Kind.

„Richtig“, sagte Edeltraut. „Ein Schlüssel ist ein Werkzeug zum Verschluße eines Dinges.“

„Warum wird aber „früh“ mit dem Umlaut ü geschrieben?“
forschte Edeltraut.

Als es niemand einsiel, fragte sie: „Habt ihr noch niemals früh und spät sagen hören, statt früh und spät?“

Als die Kinder munter bejahten, sagte Edeltraut: „Seht, das ist altmodisch geworden. Jetzt ist in diesen Wörtern der Umlaut Mode.“

„Warum man aber „grün“ mit dem Umlaut ü schreibt, errät in unserer Gegend so leicht keiner.“

Es kommt auch von grun, wie uns der Name eines Waldes bei Berlin bestätigt. Dieser Wald heißt Grunewald, das wir heute mit „Grüner Wald“ übersetzen müssten.“

„Was für einfache Umlaute gibt es außer ü noch?“

„Ö und ä.“

„Welche Wörter mit dem Umlaut ö enthält das Gedicht?“

„Schöne.“

„Das Schöne kommt her von „schonen,“ sagt ein Dichter,“ erzählte Edeltraut den Kindern.

„Welche Wörter mit dem Umlaut von a stehen im Gedichte?“ fragte sie dann.

„Täglich und gefällt.“

„Was heißt täglich?“

„Jeden Tag“, erklärte ein Mädchen.

„Warum wird „gefällt“ mit dem Umlaut von a geschrieben?“

„Weil es von gefallen herstammt,“ gab eine andere Schülerin Auskunft.

„Welchen Anlaut hat blüh'n?“ fragte Edeltraut.

„Den Anlaut bl.“

„Welche Wörter des Gedichtes haben den gleichen Anlaut?“

„Blüten, Blume, blau,“ spürten die Kinder auf.

„Welchen Auslaut hat blau?“

„Den Zwielaut au.“

„Welche Wörter des Liedes haben denselben Zwielaut?“

„Baum und schaue.“

„Gibt es noch andere Zwielalte als au?“

„Ja, ein ei, ein ai, ein eu und ein äu,“ sagten die Schülerinnen.

„Welche Wörter mit ei enthält das Sprachstück?“

„Das Wort: kleinen.“

„Welche mit ai?“

„Mai und Maienglocken.“

Ebenso forschte Edeltraut mit den Schülerinnen nach den Wörtern mit zusammengesetztem Anlaut und nach jenen mit zusammengesetztem Auslaut, stellte die gleich oder ähnlich an- und auslautenden nebeneinander und öffnete den Kindern das Ohr für die Unterschiede von ll und gl, ct und ht, br und pr, indem sie ihre Kleinen lehrte, die Wahrnehmungsfähigkeit des Gehöres durch Beobachtung der Lautbildungswerzeuge und durch Verlängerung der Worte [Lüft(e), malt(e), Gründ(e), bunt(e), Frühling(e), link(e)] zu unterstützen.

Sie ließ die Wörter mit den Dehnungszeichen, wie die Wörter mit verdoppeltem Mitlaut heraus suchen und machte endlich auch auf die Wörter mit v aufmerksam.

Dann schritt sie zur Wiederholung und befahl: „Leset im Chore“:

„1. alle Hauptwörter!“ — „2. alle zusammengesetzten Wörter und teilt sie nach Wortheständen ab!“ — „Leset 3. alle Wörter am Anfange der Verszeilen!“ — „4. alle Wörter mit Umlauten!“ — „5. die Wörter mit Zwielauten!“ — „6. jene mit zusammengesetzten Anlauten!“ — „7. die mit zusammengesetzten Auslauten!“ — „8. alle Wörter mit verdoppeltem Mitlaut!“ — „9. solche mit Dehnungszeichen!“ — „10. alle mit weichem oder hartem Auslaut!“ — „Leset das Gedicht mit richtiger Aussprache!“ — „Schreibt es ab!“

Die Wiederholung dieser Abschrift sei eure Aufgabe über den heutigen freien Nachmittag. Morgen wollen wir das Gedicht gemeinsam im Takte ausschreiben. In der zweitnächsten der kommenden Rechtschreibstunden aber soll es jede von euch allein aus dem Gedächtnis niederschreiben.“

Und wie es Edeltraut vorausgesagt hatte, geschah es.

Die Aufschreibübung wurde dann mit Hilfe der Tafelvorschrift während des gemeinsamen Buchstabierens verbessert.

Es hing von dem Bildungsgrade der Schüler, von dem Prozentsatz fremdsprachiger Kinder und von dem mehr oder minder guten Schulbesuch ab, ob solche Übungen gut ausfielen oder nicht.

Edeltraut erinnerte sich an sehr gute und an sehr schwache Jahrgänge von Freischreiberinnen.

Sie wartete nicht unnütz auf Erfolge, wo keine zu hoffen waren. Sah sie beim Gange durch die Bankreihen, daß die Aufschrift der meisten Schülerinnen zu langsam vor sich ging, zu fehlerhaft ausfiel, so ließ sie auslöschen und die Arbeit gemeinsam im Takte machen, aber als eine Art von Verbesserung eine Abschrift als Hausaufgabe anfertigen.

XIV.

Edeltrauts Turnunterricht.

In derselben fördernden Wechselwirkung wie Singen und Rechtschreiben standen in Edeltrauts Klasse Gesang- und Turnunterricht.

Edeltraut paßte, so oft sie konnte, den Rhythmus der Bewegung dem Rhythmus eines Liedes an. Sie ließ Marschieren mit Singen und Sagen, statt mit Zählen, in den Staffel treten, nach den Zeilen eines Liedes, aufziehen mit Gesang. Es gab kein gelehrtes Lied, dem nicht eine Ordnungsübung unterlegt worden wäre: ein Gehen im Viereck, ein Kreisen, ein Vorziehen, Schlängeln usw.

Aus einem Frühlingslied wurde so ein Frühlingsreigen, ein Wanderlied wirklich zum Marschgesang, ein Volkslied zum Nationaltanz.

Edeltraut verdankte die Vorliebe für solche reigenartige Übungen dem Besuch, den sie als Lehramtszögling mit Klassen- genossinnen unter Führung des Direktors bei einem geschickten Turnlehrer der Hauptstadt gemacht hatte. Sie waren damals an einem schönen Sommerabende gegen sechs Uhr auf dem parkartig umgebenen Turnplatz einer Schule erschienen. Der Turnlehrer hatte Privatunterricht. Die nett gekleideten Schülerinnen erschienen eine nach der anderen, gingen auf ihren Lehrer zu und reichten ihm zum Gruße die Hand. Dann traten sie zum Reigen an, dem ersten, den Edeltraut gesehen hatte. Diese einfachen, hübschen Schreitungen der anmutigen, jugendlichen Gestalten, machten einen unauslöschlichen Eindruck auf Edeltraut. Sie sollte bald Gelegenheit haben, das hier Gelernte anzuwenden. An der Schule, an welcher Edeltraut

angestellt worden war, hatte es vorher keinen Turnunterricht gegeben. Edeltraut war die erste geprüfte Turnlehrerin. Sie mußte daher den Turnunterricht an der ganzen Anstalt übernehmen. Dazu kam, daß im dritten Jahre ihrer Lehrzeit ein Schulfest stattfand. Bei demselben sollten nach dem, durch Edeltrauts Erzählungen erregten Wunsche des Direktors mehrere Reigen getanzt werden. Edeltraut lernte den Schülerinnen der Oberklasse die einem Turnbuche entnommenen Reigenfiguren ein. Der Direktor wählte unter den Liedern seiner Klasse die dazu passendsten aus und nun übten die Schülerinnen den Reigen nach den gewählten Liedern. Nie schwand aus Edeltrauts Erinnerung das poetische Bild, welches diese hübsche, farbig gefleidete, reizende Mädchenschär auf der grüngoldenen Wiese unter dem weit ausgreifenden Laubdache der mächtigen Eichen des alten, herrlichen Haines bot. Ein Ring schaulustiger Menschen umgab die blühende, wallende Rosenkrone, in der es sang und klang, wie Waldvogelgezwitscher.

Diese Schulfeste mit ihren Reigen wiederholten sich, die Reigen wurden kunstvoller, aber wie jene ersten war keiner mehr, auch jener nicht, den Edeltraut einst einem hohen Gaste zu Ehren einlernen durfte.

Edeltraut hatte später auch im Turnunterrichte der Unterklasse wie im Schreibunterrichte das Prinzip, durch stete Abwechslung Aufmerksamkeit und Geistesgegenwart zu erzielen, statt durch das übliche Nörgeln. Die Genauigkeit der Ausführung sollte in den höheren Klassen angestrebt und erreicht werden. Sie fand, daß beim Turnen leider nur der Lehrer die Schönheit der Aufstellungen und Bewegungen genießt und sie hätte den Schülerinnen, um ihnen Lust und Liebe zu schönen Bewegungen einzuflößen, so gerne auch den eigenen Genuß verschafft. Am liebsten hätte sie daher in einem Spiegelzimmer geturnt. In der warmen Jahreszeit aber hätte sie den alten, schönen Eichenhain des Städtchens um das Schulhaus zaubern mögen, um in seinem Schatten der Reigentänze, Turnspiele, Frei- und Geräubungen pflegen zu können.

Unter Wirken und Wünschen strichen die Jahre pfeilgeschwind dahin. Edeltraut hielt an dem Banner der Pflichttreue fest, auch unter den schwierigsten Verhältnissen. Sie überwand ihre per-

sonlichen Schicksale, wenn sie ausging, um zu lehren und ein Trost wenigstens blieb ihr immer: ihre Mühe war gesegnet.

Sie konnte meist sagen, was sie einst einer Klasse zum Abschiede am Schulabschluß mit den Worten des nachfolgenden Gedichtes aussprach:

„Als das Schuljahr neunzehnhundertsieben—acht
Hier an der Tür mir seinen ersten Knix gemacht,
Da bracht's wohl über siebzig Kindlein mit herein.
Es flutet durch Tor und Fenster von goldenem Sonnenschein;
Die kleinen Füßlein trappeln durch den hellen Raum,
Durch's Fenster grüßen die Aenglein: Himmel, Wolf und Baum.—
Leichtherzig ist die muntre Schar dann dageblieben
Und hat mit ems'ger Hand manch schwere Kunst getrieben.
Und wenn das Schuljahr heut aus dieser Türe tritt,
So nimmt es sechzig brave, kluge Mägdelein mit.
Die werd ich künftig zu Füßen mir nimmer sitzen sehen,
Die wollen höher ja und immer höher gehen.
Doch bis dahin ist es gottlob noch sternenweit,
Denn vor der Türe lacht die holde Ferienzeit!

XV.

Dreißig Jahre Lehrerin.

Als das dreißigste Dienstjahr an Edeltraut vorübergeschritten war, kam ihr Direktor mit den Kolleginnen, um ihr zu der Gottesgabe einer so langen ersprießlichen Dienstzeit Glück zu wünschen und hat, als eine Erinnerung an diesen Tag das Bild anzunehmen, das der Lehrkörper der allezeit getreuen Kollegin widme.

Von diesem Tag an zierte das Bild der alten deutschen Schicksalsgöttinnen Edeltrauts Heim.

Es war ein gedankenweckendes Bild, das da hing, wie ein gemaltes Rätsel.

Nachtschwarzes Gewölk schwabte um starre Berggipfel. Ein finsterner nordischer Himmel lag über einer ossianischen Gegend. Zwischen Felsblöcken, gleichsam am Gestade Islands hoben hell

von dem düsteren, drohenden Hintergrunde sich drei hohe Frauen-
gestalten ab.

Aufrecht und starr, stand an den Stamm der Welesche ge-
lehnt die Norne Wurd. Sie war in weiße Laken gehüllt, wie eine
Tote. Ihr Typus war der Typus eines vergangenen Volkes. Dunkel-
lockig und klassisch wie der einer Römerin, war ihr schöner Kopf. Ihre
Lider waren gesenkt, als wollte sie die Außenwelt abwehren, um
den Blick ungestört nach innen lehren zu können. Ihrer Hand ent-
glitten, war der Faden des Lebens, in dem Stundenglas in ihrer
Rechten war der Sand abgelaufen. Ihre Zeit ist um. Sie erscheint
nur mehr wie ein Schatten in der Erinnerung, wie die über ihrem
Haupte schwebende Flamme andeutet; das war die ewig still-
stehende Vergangenheit.

An sie gelehnt, in reifer, üppiger Schönheit, mit geschmeidigem
Leib, in die leuchtenden Farben des Lebens gehüllt, das blühende
Antlitz von den goldenen Haaren der Deutschen umhüllt, den sehn-
süchtigen Blick in die Ferne gerichtet, im linken Arm die Spindel,
mit der Rechten den Faden des Lebens weiterspinnend, den einen
Fuß auf einem Felsblock stützend, saß rechts die nur flüchtig ruhende
Norne Werdandi, die Gegenwart.

Einzig durch den Faden, den ihre Linke erfaßt hat, mit den
älteren Schwestern verbunden, wartet links auf einem Felsblock
sitzend, Skuld, die Zukunft. Ihr Gesicht ist dem Beschauer abgewandt.
Nur großen Geistern vergönnt sie es, ihr ins Antlitz zu sehen. Ein
dunkler Mantel hüllt sie ein. Er ist ihr von der Schulter geglipten
und läßt den Arm sehen, der die Shere hält, bereit, den Faden
des Lebens abzuschneiden, wenn die rechte Zeit gekommen ist. Diese
zu erspähen, scheint ihr Blick nach der Sanduhr gerichtet zu sein.
Das Haar der jugendlichen Gestalt ist zum griechischen Knoten ge-
schürzt, als wollte der Maler den Kreis der Schwestern damit
schließen und sagen: Zukunft wird Vergangenheit.

Einige Tage nach dem Empfang dieses wertvollen Geschenkes
schickte Edeltraut kleine Brielein aus, die den Lehrkörper in ihr
Heim luden. Großmütterchen und die getreue Agnes hatten für ein
Festmahl gesorgt, bei dem Edeltraut und ihre Lebensgefährtin durch
manch Rede, manchen hübschen Trinkspruch gefeiert wurden. Zuletzt

ergriff Edeltraut selbst das Wort zu einem Rückblick auf ihre 30 Lehrjahre und zu warmen Dankesworten für Gott und ihre Kolleginnen und ihre Schülerinnen.

Sie sprach:

„Als durch des Kaisers Gnade und auf erleuchteter Männer Rat ein Gesetz in Wirksamkeit trat, das Tausende und Tausende aus dumpfen Niederungen emporhob, auf freiere, lichtere Höhen der Kultur, da war unter den ersten, die an den Altar der Bildung traten, um sich ihrem Dienste zu weihen, auch ich.

Es waren vier einzig schöne Jahre, in denen Land und Staat es mir durch reichliche Unterstützung ermöglichten, den Dienst einer Priesterin der Volksbildung zu erlernen. Wie hing mein Auge trunken an den beredten Lippen meiner Lehrer. Wie hab ich allezeit es als einen Segen empfunden, daß ich an knappen, logisch entwickelten, objektiv methodisch gelehrteten Stoff meinen Sinn für Wahrheit und Recht kräftigen und schärfen durfte.

Als sich dann vor nun dreißig Jahren der doppeltorige JanuistempeI des Grazer Pädagogiums aufstet, um eine ideal beschwingte Schar, angetan mit der arkadischen Hülle der Jugend, hinauszusenden an den Strand des tätigen Lebens, da war in dem entwallenden Chor der Jüngerinnen auch ich.

Nicht lange standen wir harrend am Ufer. Eine nach der andern holten sich die Segelbarken des Lehrstandes. So landete zu guter Stunde auch ein schmückes Boot, das einen himmelblauen Schild mit einem goldenen Dreigestirn darin und einem dunklen rätselhaften Worte darunter aufwies.

Der Herr des Schiffes winkte mir und da bestieg ich das gastliche Fahrzeug und stach getrosten Mutes mit ihm in die nebelverhüllte See, noch unwissend, daß dieses Schifflein in seinem Namen schon die trostreiche Verheißung enthielt, man sei wohl geborgen hinter seinen hölzernen Wänden.

Bald hatte eine ganze kleine Flotte sich aus unserm Kreise bemannet und die befreundete Schar war in kurzer Zeit nach allen Gegenden der Windrose zerstoben.

Manches Schifflein trug seine Insassen in den Hafen des Lehrstandes, manches schleuderte seine Besatzung auf die graue,

Flagenhallende Glendküste eines frühen Siechtums und viele der fühnen Schifferinnen schon wurden ausgesetzt an dem freudlosen Klippeneiland des Todes.

Mich hat der Herr dreißig Jahre lang glücklich hingeführt über die Wasser der Zeit. Dreißig Jahre lang hat er es mir vergönnt, vor den fröhlichen, verjüngenden Gestaden der Kindheit Anker zu werfen und zu lehren. Ihm sei Dank für diese dreißig Lebensjahre.

Dank auch sei ihm für die dreißig Lehrjahre. Es waren dreißig Lehrjahre für mich selber. Denn, wer aussieht, um zu lehren, er lernt selber auch und wer Hand anlegt, um zu bilden, er bildet sich selber mit. Es waren keine leichten Lehrjahre, denn das Leben ist allezeit der strengste Hofmeister. Aber da wir das Geschick preisen müssen, das unsere Fehler bessert und unsere Anlagen entwickelt, so sollen diese dreißig Lehrjahre mir allezeit wert sein.

Diese dreißig Lehrjahre waren aber auch heiße Arbeitsjahre. Habe ich doch allezeit im goetheischen Sinn für den Tag d. h. für die Forderung des Tages gelebt und diese war keine geringe bei der zahl- und abteilungstreichen Kinderschar, die da dichtgedrängt alljährlich zu unsren Füßen saß und leben sollte von unserm Worte. Aber wie jeder getreue Arbeiter, habe ich an mir den Segen solcher Arbeitsjahre erfahren. Ich verdanke ihnen nicht nur der Lehrfrüchte süßen Lohn, sie waren mir auch Troster, Schützer, und Erretter in manchem schweren Kampfe. Sie seien gesegnet, wie sie mir zum Segen waren, diese dreißig Arbeitsjahre!

Aus dem Gesagten erhellt, daß diese dreißig Jahre auch dreißig Leidensjahre waren. Leben heißt ja kämpfen und als Lehrer leben, heißt zweifach Kämpfer sein. Wohl macht steter Kampf müde. Wunden schmerzen und an trüben Tagen tuen selbst halbvergessene Narben wieder weh. Und doch, wie viel verdank ich auch diesen Leidensstunden! Vielleicht die verborgnenen Wahrheiten enthüllen sich einem Unglücklichen, wie den Dornenhecken sich Rosen entwinden. Wo entspringen die holden Blumen der Geduld, Sanftmut, Nachsicht wohl lieber als am Kreuzstamme des Leidens? Darum will ich nicht schelten, daß diese dreißig Jahre auch dreißig Leidensjahre waren.

Ich will sie vielmehr loben. Waren sie doch auch dreißig Freudenjahre und dies danke ich nebst Gott meinen Vorgesetzten, die standhaft allezeit den Schild gehalten über der Kämpferin, meinen Kollegen und Kolleginnen, die als treue Mitstreiter mich gestützt und geschützt, jenen vielen Schülerinnen, die gleich einem guten Acker den Samen der Lehre aufnahmen und hundertfältige Frucht trugen und endlich nicht zum wenigsten jenen Familien, in deren schönem Heimgarten solch edle Menschenblüten sich dem Lichte unsrer Zeit erschlossen. Mögen sie Liebe und Treue, Schutz und Freude wiederfinden, wie sie mich diese kostlichen Perlen finden ließen, die gefaßt in das Gold der Erinnerung allezeit meines Lebens schönsten Schmuck bilden werden.

Es wird dem Menschen so schwer, allezeit weise zu sein. Leicht entreißt ihm die Ungeduld ein herbes Wort, indes das edle Wort des Dankes sich oft nur widerwillig seinen Lippen entringt. Und so erscheint die Welt lieblos und undankbar.

Ich möchte mich nicht mit solcher Schuld belasten. Darum habe ich die in mir eingewurzelte Scheu vor fremden Blicken überwunden und das tief im Schreine des Herzens gehegte Gold der Empfindung ausgeprägt in Denkmünzen zu Ehren aller jener, die mir in meinen dreißig Lehrjahren Lieb' und Güte erwiesen haben, in Gedanken, Worten und Taten."

So schloß Edeltraut den Rückblick auf ihre dreißigjährige Berufstätigkeit.

Die Norne Skult aber hielt die Freudenblumen dieses Tages in die blaue heiligende Flamme über Wurds Haupte.

Das dreißigste Dienstjahr aber war Edeltrauts letztes nicht. Sie lehrte noch manches Jahr und Gott war mit ihr und ließ ihr Tagewerk immer leichter, immer besser gelingen, trotz dem Lehr- und Lebensverhältnisse an ihrem Dienstorte eigentlich sich immer schwieriger gestalteten. Die alten, deutschen Bürgergeschlechter waren aus dem Städtchen verschwunden. Die Bürger lagen in den Grüften des weiten, städtischen Friedhofes. Viele ihrer Söhne und Töchter waren in aller Welt zerstreut; die Frauen führten noch eine Zeit lang tapfer das Gewerbe ihrer Eheherrn fort, bis auch sie müde wurden und sich zur ewigen Ruhebetteten oder die Stätte jahrelanger

Mühe, aber auch jahrelangen Glückes und Friedens aufgaben und in die Großstadt zogen, dieser modernen Sirene, die die Hälfte der Bevölkerung des Vaterlandes in ihren Strudel gezogen hat.

Die fortgezogene Bevölkerung wurde aus der Landbevölkerung oder durch fremde Handelsleute ersehzt. Die heimischen Gewerbe wichen dem Fabriksbetrieb und dem Handel mit Fabrikwaren. Kaufläden reihten sich an Kaufläden. Außerhalb der Stadt entstanden ganze Fabriksviertel, das weite Tal schien wie mit Häuschen übersät, ein Ort dem andern die Hand zu reichen. Wenn Edeltraut nun spazieren ging, traf sie fast nirgends einen Lustwandler. Die meisten Bewohner waren von früh bis abend in den Kaufläden, Gaststuben, Küchen, Näh-, Schreib- und Kinderstuben. Offiziere, Professoren, Lehrer und Beamte wohnten meist in den ferneren, locker gebauten Stadtteilen in kleinen, villenartigen Landhäusern und hatten wie die Schulkinder genug an ihren Pflichtwegen, wie die Hausfrauen an ihren Geschäftsgängen.

Noch seltener begegnete Edeltraut auf ihren Erholungswegen Bekannten und sie kam sich oft ganz verlassen und vergessen vor.

Das Schülermaterial war in der letzten Zeit meist zusammengesetzt aus den Kindern von Fabriks- und Bahnarbeitern, von Landleuten, und kleinen Gewerbetreibenden, die keine Zeit hatten, sich mit ihren Kindern zu beschäftigen. Unter diesen Kindern, die im Sommer meist barfuß gingen und ein mangelhaftes Deutsch sprachen, zuweilen wohl gar noch Eltern hatten, die weder lesen noch schreiben konnten, saßen gewöhnlich einige Kaufmannstöchter, ein, oder das andere Offiziers-, Beamten- oder Professorstöchterchen.

Das alte, deutsche Städtchen mit seinen durch viele Bürgerstugenden ausgezeichneten, wohlhabenden und freigebigen, von Landwirtschaft und Gewerbe lebenden Bewohnern hatte sich in ein modernes, Handel und Industrie treibendes Provinzstädtchen verwandelt, in dem die Grenzen zwischen Stadt und Land sich mehr und mehr verwischten.

Edeltraut meinte indes, wenn sie oft über die Großstadtfucht der Bewohner klagten hörte, daß Gott wohl seine weisen Absichten haben müsse, wenn er wieder wie einst die Menschen in die Städte dränge. Wie er die Bewohner Mitteleuropas durch die Einfälle

der Avaren und Hunnen zur Geselligkeit und Arbeitsteilung zwang und damit zum Fortschritt trieb, wie er den Menschen vom Busen der Natur riss, um ihn der Kunst zu vermählen, und ihn endlich durch die Gabe des Schießpulvers wieder der Natur zurück gab, so führte er ihn wohl auch jetzt in die Städte, damit alle der gewonnenen Kultur teilhaftig würden und an ihr mitarbeiten lernten, damit sie endlich zur Vollendung gedeihe. Vollendete Kultur aber ist Rückkehr zur Natur. Die Sirene städtischer Vergnügungen lockt die Menschen heran, die Vollendung städtischer Einrichtungen erfüllt ihren Geist mit erstrebenswerten, praktischen Idealen, die hohe Geisteskultur bessert an ihrem allzu konkreten Verstande und nach und nach auch an ihrem Herzen. Die Not macht sie regsam und erfinderisch. Die Vereinsamung mitten in der Menge, führt sie zur Selbstständigkeit und vertötet die hämische Klatschsucht, da sie die allzugenüge, dem Charakter vorläufig noch schädliche Menschenkenntnis hindert. Das Häusermeer erweckt Sehnsucht und Liebe zur Natur, die gesundheitsötenden Einflüsse der Großstadt erzengen die Gesundheitsfanatiker und geschickte Aerzte.

Wie die Landflucht der Menschen, wurde in Edeltrauts Ge- genwart oft auch die Vertauschung der ländlichen Arbeit mit der Fabriksarbeit und dem Handel beklagt. Edeltraut hoffte auch davon nur einen Vorteil für die Menschheit. Erstens haben wir die Vor- teile, welche die Natur ihren Geschöpfen, den Tieren gewährt und die der Mensch aufgeben müsste, um Wahlfreiheit zu gewinnen, durch die Industrie noch lange nicht vollwertig ersegt, zweitens gibt es jetzt viel mehr Menschen, die auf gediegene Werke des Gewerbes Anspruch erheben. Zweitens hat dieser Tausch der Beschäftigung für die Menschheit und für den frommen, wahren Einzelnen aber auch ethi- schen Wert. Die Einsamkeit des Landlebens macht den Geist schwer- fällig. Handel und Industrie aber machen ihn rege, wachsam, geistes- gegenwärtig. Die ländlichen Arbeiten führen leicht zur Gleichgültigkeit gegen Ordnung, Reinlichkeit und Pünktlichkeit; ein unreiner, un- ordentlicher, unpünktlicher Geschäftsmann müßte zu Grunde gehen.

Der Bauer kann unbeschadet seiner Arbeit grob und mürrisch sein. Ein grober, mürrischer Kaufmann verliert seine Kunden. Es ist wahr, der Handel führt leicht zur Neuberechnung des Geldes,

er verleitet zur Gewinnsucht, zur Lüge, zum Betrugs, denn mit seiner Hast und seinem ausgleichenden Wechsel zwischen Gewinn und Verlust macht er die Menschen gleichgültig gegen die scharfen Unterschiede zwischen Recht und Unrecht, so daß es die Volksmoral leicht gefährdet, wenn aus Ackerbauern ein Krämervolk wird. Aber das muß nicht sein. Der fromme, kluge Handelsmann wird diese Klippen zu vermeiden wissen und doch den Vorteil auf seiner Seite haben. Denn „im Rechtdenken und Recht tun liegt der Segen, wie im Nusskern der hohe, fruchttragende Baum.“

Es ist auch wahr, daß der Landbau bodenständig, heimat- und volkstreu macht, indes der Handel und die Industrie leicht entwurzelte und vaterlandslose, internationale Vagabunden schafft. Aber, ist nicht Unzähligen auch in der Fremde erst der Wert der Heimat und ihres Volkes, ja der eigene Wert in diesem Weh klar geworden?

Es sind zu viele Menschen auf der Welt, hörte Edeltraut oft klagen.

„Das glaube ich nicht,“ sagte sie darauf. „Es gibt noch genug unbewohnte Waldeinöden, Sumpf und Felswildnisse, die der Urbarmachung harren. Wenn einmal wirklich Uebervölkerung eintreten sollte, wird gewiß die Fruchtbarkeit des Menschengeschlechtes abnehmen, die wahre Freiheit der Menschen zunehmen oder Gott läßt einen neuen Erdteil aus dem Meere emporsteigen. Bis dahin ist die große Vermehrung des Menschengeschlechtes ein Mittel in der Hand Gottes, die Menschheit zu erhöhen.“

„Wie viele Leiden haben wir und wie viele werden erst unsere Nachkommen deswegen auszustehen haben,“ entgegnete man ihr.

„Ich habe oft darüber nachgedacht,“ entgegnete Edeltraut, „wie der Gegensatz zwischen dem schwelgenden Reichtum und der drückenden Armut auf Erden abzuheben sei und gefunden, daß da jeder gute Mensch ein Recht zu leben und jede Freude zu genießen hat, und da die Menschheit doch stets vollkommener werden soll, nicht im Kampfe gegen das Schöne, gegen geistige Kultur und praktische Erfindungen das Heilmittel liegen könne, sondern einzig in dem mäßigen Genusse aller Freuden, in mäßiger Befriedigung jedes willigen, körperlichen und geistigen Bedürfnisses. Ihr Armen

beneidet daher einstweilen die Reichen nicht um entbehrliche Vorteile. Früher oder später wird jede wertvolle Erfindung, die das Leben erleichtert, verschönert und veredelt, Gemeingut der Menschheit. Denkt an die Lustgärten der Reichen, an ihre Paläste, Kutschchen, Statuen Bilder und Büsten, an die Hofmeister und Erzieherinnen ihrer Kinder, an ihre Feste und gesteht, genießt ihr heute das alles nicht mit, um wenig Geld und um viel weniger Sorgen? Ihr geht in den herrlichsten Lustgärten spazieren, schickt eure Kinder in die prachtvollen, modernen Schulpaläste, wo der Staat ihnen Hofmeister und Erzieherinnen bestellt. Euch öffnen sich unentgeltlich die schönsten und lehrreichsten Sammlungen, elektrische Wagen tragen euch um wenige Kreuzer stundenweit, herrliche Theater eröffnen euch ihre Hallen zu erlebtem Genusse für ein geringes Eintrittsgeld. In öffentlichen Büchereien könnt ihr euch unentgeltlich das teuerste Buch entleihen. Gelehrte Männer wetteifern darin, eure Lehrer zu sein.

Wie lange wird es dauern, daß auch Fahrten in vielbeneideten und bekämpften Automobilen, Motorbooten und Luftschiffen leicht erreichbare Vergnügungen für alle sein werden. Menschenliebe gab euch alle diese Güter und verschönerte dadurch euer Leben. Neid und Haß können nichts anderes als den Menschen zum Tier herabdrücken.“

Wenn sie darüber klagten hörte, daß die Trefflichkeit, Manigfaltigkeit und Willigkeit der Verkehrsmittel den Wandertrieb der Menschen aufs neue wecke und alle Bande der Geselligkeit löse, so meinte sie, daß auch diese Erscheinung ohne Zweifel im Plane Gottes stehe, der den Menschen und ihre zahlreichen Nachkommen wieder in die Natur zurückführen und ihnen die Einöden derselben erschließen wolle, denn nur die Leichtigkeit der Einsamkeit und ihren Nachteilen zu entfliehen, wird die Menschen aus den Städten hinaus in Wald und Flur, ins Gebirge und auf die Halden führen.

Und wenn die ungeheure Vermehrung des Menschengeschlechtes, die allerdings in diesen dreißig und einigen Jahren, während Edeltraut lehrte, in ihrem Vaterlande eine Verdoppelung der Einwohnerzahl bewirkt hatte, die Unsicherheit des Lebens gestiegen, die Wahrhaftigkeit und Ehrlichkeit abgenommen und das Vertrauen der

Menschen zu einander geringer geworden war, was ohne Zweifel dem vollendeten Tiergeist einer großen Menge von Menschen zuschreiben war, so sah Edeltraut auch darin die Führerweisheit Gottes. Als viele, gute, kluge Menschen daran gingen, das Leben zu verbessern, ging alles so herrlich, daß man eigentlich des lieben Gottes entbehren konnte. Da vergaßen die Glücklichen auf ihn, ließen den Finger des weisesten Lebensführers los, verzichteten auf den besten Helfer im Tagewerke und wenn die Tage des Leidens kamen, dachten sie gar nicht mehr daran, daß das Herz eines so gütigen, liebenden Vaters ein allezeit offener Zufluchtsort für seine Kinder ist.

O, wie leicht ward es da den Bösen, die von den Fehlern und Leiden ihrer Brüder leben und hartherzig und grausam sind, wie die Spanier es einst gegen die Eingeborenen Amerikas waren, die Schwachen durch falsche Wegweiser auf unrechte Wege zu locken. Wie die verkörperten sieben Todsünden wandelten sie einher, säeten Haß, predigten Brudermord, lockten und verlockten zur Lüsternheit, zur Unmäßigkeit, zum Neide, zur Treulosigkeit und hätschelten der Menschen gewinnbringende Torheit und Unwissenheit, und die Gottvergessenden und Gottvergessenen erkannten ihre Feinde nicht, obgleich sie das Kainszeichen der Lüge trugen.

Edeltraut fühlte den Geist des altdeutschen Lärke in sich, ohne seine Tücke. Sie wußte, daß es eigentlich kein noch so geraeiales Schutzmittel gebe, daß ein schurkisches Genie nicht zunichte machen könne. Sie sah also die Wahrheit ein, die ein frommer, kindlicher Sinn mit den Worten eines alten Wächterliedes ausgesprochen hatte.

„Menschenwachen kann nicht nützen. Gott wird wachen, Gott wird schützen“ und diese Einsicht erfüllte Edeltraut mit der frohen Zuversicht, daß auch die zunehmende Bösartigkeit vieler Menschen, die Menschheit wieder zu Gott zurückführen müsse und bewirken, daß sie ihn nie und nimmer wieder verlassen, so daß die vollendete Kultur endlich auch in dieser Richtung wieder zur Natur zurückführt; denn im Paradiese des Naturzustandes gingen die Menschen mit Gott und Engeln um, wie fromme Gemüter, auch

zu andern Zeiten jede Beziehung zu Gott erkannt, genossen und uns die Beweise dafür in Redensarten und Symbolen hinterlassen haben.

Wenn die Menschen aber wieder Gott und die Wahrheit zum Führer wählen, werden sie wieder hinausströmen aus den Städten und die Erde mit all den Hilfsmitteln einer vollendeten Kultur zu einem bewohnten Garten machen. All' ihre Arbeit ist dann der Erniedrigung entkleidet, denn sie wird aus Körperarbeit, Geistes-tätigkeit geworden sein; sie wird vielseitig sein, wie zum Beginne des Kulturlebens, wo der Mensch ein Vollmensch war. Sie wird keine drückende Last mehr, sondern ein Liebeswerk sein und die ganze Menschheit wird wieder Gott als ihren Vater, die Mit-menschen aber als einen einzigen Verein von Brüdern und Schwestern betrachten.

Lessing spricht an einer Stelle seiner Werke die Prophezeiung aus, die Menschheit werde noch ein drittes Religionsbuch erhalten. Wenn das alte Testament, das Buch der Natur, das Buch des Schöpfers, also des Vaters, das neue Testament, das Buch des Sohnes, das Buch der Heiligung und Besiegelung des Kulturlebens durch die Liebe ist, so kann das dritte nur das Buch des heiligen Geistes sein, das uns lehrt, Gott in unser praktisch vollendetes Kulturleben und in unsere Liebe einzuschließen und dadurch das Leben auf die höchste ideale Stufe zu erheben.

So dachte Edeltraut. Und die Sehnsucht nach diesem Reiche eines heiligen Geistes klang in Edeltrauts Lieblingsgebete:

„Herr!
O komm herab aus gold'ner Höh
Auf diese arme, graue Erde,
Daz unser Leben wieder reich
Und schön, und groß und wonnig werde.
Du schufst der Erde Paradiese,
Drin deinem Geist ein Werkzeug dann,
Daz dies Eden er beseelen kann.
Du wurdest deinem Menschen Führer
Als Edens Pforte sich ihm schloß.
Du lehrtest lieben ihn und leiden,
Von dir allein ist, was auf Erden groß.
O, schweb herab aus goldenen Höhen,
Laß uns dein Reich auf Erden sehen!“

Berichtigungen.

Seite

- 1 Titel richtig auf dem Umschlag des Buches. 1. Zeile: An statt In.
 3 Zeile 25: lies sehnsüchtigen.
 4 Zeile 15 richtig: erschien.
 7 Zeile 10 besser: diese statt sie.
 Zeile 15 (Joseph Gauby).
 11 Zeile 5: frei; zu Hause, da u. s. w.
 15 Zeile 29: zählen statt zu zählen.
 19 Zeile 6 lies: ins! Zeile 15 richtig:
 ihm nicht ihn.
 20 Zeile 25: Vorbereitung statt Vor-
 bereiten.
 22 Bl. 27: fehlt ein „ist“ nach „häßlich.“.
 43 Zeile 8: könnte statt konnte.
 44 Zeile 9: muß nicht mußte.
 49 Letzte Zeile: da, statt: , da.
 51 Zeile 9 richtig: im Gefolge ihren
 treuen Sklaven usw.
 52 Vorletzte Zeile: Wissensbezirk.
 57 Zeile 7: Wachsen statt Wachsen.
 78 Zeile 3: scheint“.
 78 Zeile 5: „Aber.
 80 Zeile 6 besser: größer zu sein.
 Zeile 29: wolle statt wollte.
 81 Zeile 29: Seitenflügel. Zeile 30:
 in den rechten Flügel.
 82 Vorletzte Zeile: in Türhöhe.
 84 Zeile 1: in statt ein.
 91 Zeile 23: Garten statt Gärten.
 Zeile 35: schimmernde.
 92 Zeile 12: pausen statt zu pausen.
 Zeile 13: ihn statt ihm.
 93 Zeile 18: ober statt neben.
 94 Zu Zeile 15: Admont.
 105 Zeile 3: „Hast — gelegt“.
 108 Zeile 15: „künstlerischer Weise“.
 Zeile 21: falsch der Beiftrich zwi-
 schen „Eintretenden“ und „auch“.
 110 Bl. 8: verarme. Bl. 32: Guckkästen.

Seite

- 111 Bl. 15: wandte. Bl. 31: (weil die
 gewitigten Fliegen es mieden).
 114 Zeile 18: (mein Plätzchen). Zeile 19:
 Alelei.
 115 Zeile 1: versorgt.
 116 Zeile 18: Leiden.
 117 Zeile 35: wird es.
 119 Zeile 7: Kinder. Bl. 15: zu schicken.
 120 Zeile 19: Kleidung.
 121 Bl. 13: Rettig statt Erbsen. Letzte
 Bl.: letzter Beiftrich falsch.
 123 Zeile 29: Das.
 124 Zeile 3: Jesu.
 128 Zeile 5: ihm statt ihnen. Bl. 25:
 diese statt sie, Beiftrich falsch. Zeile
 26: Waldeß, dem.
 136 Zeile 1: in einen.
 138 Zeile 27: Vom Laufen.
 141 Zeile 8: ihn.
 142 Letzte Zeile: euch statt auch.
 144 Zeile 18: zerfransten.
 149 Zeile 2: hat, dem.
 152 Zeile 7: verschrien.
 153 Zeile 7: Wie.
 154 Zeile 28: größere.
 155 Zeile 10: ausspannt. Zeile 11:
 könnten. Zeile 25: hat.“
 158 Zeile 4: Beiftrich nach Sonne.
 160 Zeile 25: bei den.
 161 fehlt die Kapitelzahl X.
 167 Zeile 19: Tief beugst du Aeste.
 Zeile 29: einmal statt einst.
 170 Zeile 31: duftigen statt duftenden.
 172 Zeile 15: „Des Wanderers. Bl. 17:
 Wüten!“
 174 Zeile 33: der junge Künstler statt
 Ehrhart.
 176 Zeile 2: sprach er: „Dein. Bl. 3:
 auch leif. Bl. 27: grüße.

Seite

- 177 Zeile 12/13: Der am weitesten vor-
springende Baum trug die Auf-
schrift.
178 Zeile 13: Saal.
180 Zeile 10: nahm.
181 Zeile 1: gleichsam?" Bl. 15: „Und.
186 Zeile 13: die zweite Halbzeile irr-
tümlich als dritte Zeile gesetzt.
187 fehlt die Kapitelzahl XI. Zeile 28:
So hieß Edeltraut.
189 fehlt die Kapitelzahl XII. Zeile 9:
so daß auch aus einer unfertigen
Zeichnung ein Ganzes wurde.
193 Bl. 25: Stimme, Bl. 14: „Solcher.
Bl. 22: vorsprechen.
194 Zeile 2 falsch: und.
195 Zeile 7: „Jedes...
196 Zeile 3: der teure. Bl. 5: leben.
Bl. 30: musikalischen.
197 letzte Zeile: und siehe,

Seite

- 201 Zeile 11: Ganze? Mein. Bl. 14:
zusammen.
202 letzte Zeile: Höltz.
205 Zeile 14: 1. an der Luft?" Zeile
28: Höltz auf!"
206 Zeile 21: warum.
207 letzte Zeile: zusammengesetzt?"
209 Zeile 22: Gedichte.
211 Zeile 5 und 6: Anführungszeichen
falsch. Bl. 11 und 12: Anführungs-
zeichen überflüssig.
212 Zeile 17 u. 18: Anführungszeichen
nach Chore und vor 1 unnötig.
213 Zeile 14: marschieren. 213 Bl. 15:
Beiftrich nach treten unrichtig.
217 Bl. 15 u. 16: knappem, gelehrtem.
221 Zeile 3: führt.
223 Zeile 27: die Menschen.
224 Zeile 27: hatte.



NARODNA IN UNIVERZITETNA
KNJIŽNICA

00000502928

Druck der Vereinbuchdruckerei „Celeja“ in Cilli.



